

E. Dagobert Schoenfeld

Erythräa

und der

Ägyptische  
Sudân













127292

1374

# Erythräa

und der

## Ägyptische Sudân.

---

Auf Grund eigener Forschung, an Ort und Stelle,

dargestellt von

Professor Dr. E. Dagobert Schoenfeld.

Mit 15 Tafeln enthaltend 20 Lichtdrucke.



**Berlin 1904.**

Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt.



# Inhaltsverzeichnis.

Seite

|                   |       |
|-------------------|-------|
| Vorwort . . . . . | I—III |
|-------------------|-------|

## I. Erythräa.

|         |                                               |    |
|---------|-----------------------------------------------|----|
| Kapitel | I. Von Kairo über Suêz nach Massâua . . . . . | 1  |
| „       | II. Die Stadt Massâua . . . . .               | 11 |
| „       | III. Mein Aufenthalt in Massâua . . . . .     | 15 |
| „       | IV. Asmara . . . . .                          | 20 |
| „       | V. Von Asmara nach Cheren . . . . .           | 27 |
| „       | VI. Von Cheren nach Agordat . . . . .         | 35 |
| „       | VII. In Agordat . . . . .                     | 40 |
| „       | VIII. Von Agordat nach Cherû . . . . .        | 45 |
| „       | IX. Von Cherû bis Kassala . . . . .           | 49 |

## Zur Geschichte der Kolonie Erythräa.

|         |                                                         |    |
|---------|---------------------------------------------------------|----|
| Kapitel | X. Die Zeit der ersten Erfolge von 1850—1887 . . . . .  | 55 |
| „       | XI. Die Zeit der Verwickelungen von 1887—1894 . . . . . | 61 |
| „       | XII. Die Schlacht bei Adua und deren Folgen . . . . .   | 67 |

## II. Der ägyptische Sudân.

|         |                                                        |     |
|---------|--------------------------------------------------------|-----|
| Kapitel | XIII. In Kassala . . . . .                             | 75  |
| „       | XIV. Von Kassala bis El-Fasher . . . . .               | 82  |
| „       | XV. Von El-Fasher bis Gadâref . . . . .                | 86  |
| „       | XVI. In Gadâref . . . . .                              | 91  |
| „       | XVII. Von Gadâref nach Wâd-Mêdani . . . . .            | 97  |
| „       | XVIII. In Wâd-Mêdani und auf dem Blauen Nile . . . . . | 104 |
| „       | XIX. In Chartûm . . . . .                              | 111 |
| „       | XX. In Omdurmân . . . . .                              | 118 |
| „       | XXI. Von Chartûm über Wâdi-Halfa nach Assuân . . . . . | 127 |

## Zur Geschichte des ägyptischen Sudân.

|         |                                                                                                                     |     |
|---------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Kapitel | XXII. Der Aufbau und das Geschick des ägyptischen Sudân, sowie der Äquatorial-Provinz, bis zum Jahre 1881 . . . . . | 137 |
| „       | XXIII. Mohammed-Ahmed-el-Mahdi . . . . .                                                                            | 148 |
| „       | XXIV. Gordons Sendung . . . . .                                                                                     | 170 |
| „       | XXV. Abdullahi . . . . .                                                                                            | 186 |
| „       | XXVI. Der Vorstoß der Engländer und die Schlacht bei Omdurmân . . . . .                                             | 207 |
| „       | XXVII. Der Streit um Fashoda . . . . .                                                                              | 221 |
| „       | XXVIII. Der Tod Abdullahis und die Aufrichtung der neuen Regierung im Sudân . . . . .                               | 228 |



## Vorwort.

---

Es war im April des Jahres 1902, daß ich von Tripolis aus über Malta und Neapel nach Genua fuhr, auf einem Dampfer der Linie Florio-Rubattino. Ich hatte in Tripolis die politische Lage studiert. Die Wogen der Erregung gingen dort ziemlich hoch. Ein Aufstand der Kologlu war geschehen und hatte zu blutigen Straßenkämpfen geführt.<sup>1)</sup> Außerdem kursierte das Gerücht, die Italiener bereiten einen Angriff auf Tripolis vor, zum Zwecke der Annexion des Landes. Auch italienische Emissäre waren in Tripolis anwesend, um die dortigen Verhältnisse zu prüfen, und hatten ziemlich offen über den Zweck ihrer Sendung sich ausgesprochen. Unter diesen Eindrücken hatte ich den Hafen von Tripolis verlassen, und befand mich an Bord im Kreise einer angeregten Gesellschaft. In deren Mitte tat sich hervor ein italienischer Diplomat, ein Herr von umfassendem Wissen und einnehmendem Wesen. Wir sprachen miteinander viel über die Zustände in Afrika, und zogen auch in den Kreis unserer Erörterung die italienische Kolonie Erythräa. Er machte mich aufmerksam auf deren vorzügliche Lage, sowie auf ihre landschaftliche Schönheit.

Es war damals schon meine Absicht, den kommenden Winter nach dem ägyptischen Sudân zu gehen. Bereits kannte ich Ober-Ägypten; aber nur bis zum 1ten Katarakte, bis Assuân. Das übrige war mir eine terra incognita, wie den meisten Nilwanderern. Und doch wünschte ich überaus lebhaft, besonders Chartûm und Omdurmân kennen zu lernen, als die interessanten Zentren der mahdistischen Bewegung. Jene an Folgen so reiche Erhebung des mohammedanischen Geistes schien mir eines eingehenden Studiums wohl wert! —

Anstatt nun den weiten, und doch nur eintönigen Weg von Assuân

---

<sup>1)</sup> Vergl. Schoenfeld: „Aus den Staaten der Barbaresken.“ Berlin 1902. Kap. XX. —



aus über Wâdi-Halfa, Abû-Hammed und Berber nach Chartûm hin, und wieder zurück, also zweimal zu machen, beschloß ich, von Osten her über Massâua und Kassala nach Chartûm vorzudringen. Auf diese Weise erwarb ich den Vorteil, zugleich Erythräa und das Flußgebiet des Blauen Nils kennen zu lernen.

Außer einzelnen Notizen, welche ich jenem italienischen Diplomaten verdankte, die sich im wesentlichen aber nur auf den kurzen Weg zwischen Massâua und Agordat bezogen, besaß ich nicht den geringsten Fingerzeig für mein Reiseunternehmen.

In Neapel fand ich gute Karten über Erythräa, aber weder dort, noch in Berlin, irgend ein brauchbares Blatt über den ägyptischen Sudân, von größerem Maßstabe. An einen gedruckten Reiseführer war ja selbstverständlich nicht zu denken. So handelte es sich denn um eine Entdeckungsreise, um das Forschen und Erkunden an Ort und Stelle, um eine Entscheidung von Station zu Station.

Zum lebhaftesten Danke fühle ich mich daher verpflichtet der deutschen, der englischen, und der italienischen Regierung, welche durch ihre warmen Empfehlungen meine Reise ebenso erleichtert wie auch gefördert haben. Schon das war eine Folge dieser Empfehlungen, daß in Kairo, durch den Chef des Generalstabes für den ägyptischen Sudân, mir Karten und Berichte zur Verfügung gestellt wurden, welche geeignet waren, die ersten Aufklärungen über die Verbindungslinie Kassala, Gadâref, Wâd-Médani, Blauer Nil und Chartûm zu geben.

So trat ich denn, begleitet von zuverlässigen arabischen Dienern, und mit einer vollständigen Karawanenausrüstung meine Reise, im Januar 1903, über Suêz an.

Erfahrungen, Erlebnisse und Beobachtungen in den darauffolgenden Monaten gesammelt, habe ich in diesen Blättern niedergelegt. Es wird dem Reiseberichte keinen Eintrag tun, daß ich eine Geschichte des Aufbaues der Kolonie Erythräa, sowie der bewegten Vorgänge im ägyptischen Sudân, während des Zeitraumes von 1819 bis zur Gegenwart, in gedrängter Darstellung, anschließe. —

Das historische Material sammelte ich besonders in der Bibliothek des Chedive in Kairo, welche auch Fremden, in bereitwilligster Weise, ihre Schränke und Lesezimmer öffnet. Als wertvoll fand, und benutzte ich dort:

Paul Combes, *L'Abyssinie* en 1896, Paris 1896; — Baron A. v. Falkenberg, *Studien über Abessinien*, Berlin 1902; — *The sacred city of the Ethiopians, being a record of travel and research in Abyssinia in 1893* by J. Theodore Bent, London 1893; — Theodor Neumann (Konsul a. D.), *Das moderne Ägypten*, Leipzig 1893; — Lane, *An account of the manners and customs of the modern Egyptians*, London 1842; — Joseph Ohrwalder, *Aufstand und Reich des Mahdi*, Innsbruck 1892; — *Report on the Nile*

and country between Dongola, Suâkin, Kassala and Omdurmân by Captain Count Gleichen, second edition, London 1898; — Handbook of the Sudân by Captain Count Gleichen, London 1898; — Supplement of the Handbook of the Sudân by Major Count Gleichen, London 1899; — Rudolph Slatin-pâcha, Feuer und Schwert im Sudân, 7te Aufl., Leipzig 1896; — The Journals of Major Gen. C. G. Gordon at Kartoum, in two volumes, Leipzig 1885; — v. Tiedemann, Meine Erlebnisse im Hauptquartier Lord Kitcheners und die Schlacht bei Omdurmân. Beiheft 1/2 zum Militär-Wochenblatt 1904. — Ferdinand Werne, Beiträge zur Kunde des Innern von Afrika, Stuttgart 1860. — Dr. Georg Schweinfurt, Im Herzen von Afrika, 2 Bände, Leipzig 1874. — Dr. Wilhelm Junker, Im Sudân, Leipzig. — Theodor von Heuglin, Reise im Sudân, 1863/64, Ergänzungsheft 15 zu Petermanns Geographischen Mitteilungen, Gotha 1865. — Edw. Dicey, The story of the Khedivate, London 1902.

Außer diesen gedruckten Quellen war für mich wichtig das Schöpfen aus der mündlichen Tradition. Dafür war ergiebig mein Umgang mit dem Herrn General-Gouverneur und den italienischen Offizieren in Erythräa, welche letztere zum Teil die entscheidenden Kämpfe gegen die Derwische und gegen die Abessynier mitgefochten hatten.

Im ägyptischen Sudân fand ich Gelegenheit, außer kleineren Leuten, welche die Zeit der Mahdia mit durchlebt hatten, und eine sehr lebendige Erinnerung davon sich bewahrten, besonders mit Slatin-pâcha und Pater Ohrwalder in persönliche Berührung zu treten.

So wob sich denn aus schriftlichen Quellen und mündlicher Überlieferung, sowie aus hinzutretender eigener Beobachtung, jenes geographisch-historische Bild zusammen, welches ich hier darbierte.

---

# Verzeichnis der Tafeln.

|                                                                                                                                                                                                                                                                                             | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| I. Massâua. Rechts das ägyptische Schloß, links der Doppelbau mit den Bureaus der Verwaltung. Auf dem Platze die eingeborene Bevölkerung, welche dem heimgkehrten Sieger von Agordat (vergl. S. 73), dem General Arimondi, huldigt — zu Seite 13 des Textes . . . . .                       | 8     |
| II. Ghinda, an der Kunststraße von Massâua nach Asmara — zu Seite 23 des Textes . . . . .                                                                                                                                                                                                   | 16    |
| III. Der Kranz der Tukûl, welcher die neu entstehende Stadt Asmara umgibt, mit einem, zwischen ihnen abgehaltenen, lebhaft besuchten, Markte der Eingeborenen — zu Seite 25 des Textes . . . . .                                                                                            | 24    |
| IV. Der derzeitige General-Gouverneur von Erythrâa, Ferdinando Martini, und zwei Schêchs der Beni-Amr — zu Seite 27 des Textes . . . . .                                                                                                                                                    | 26    |
| V. Cheren mit seiner Citadelle. Hier, mein Absteigequartier — zu Seite 33 des Textes . . . . .                                                                                                                                                                                              | 32    |
| VI. Agordat und seine beiden Citadellen; rechts der Friedhof mit den Grâbern der, am 21. Dezember 1893, gefallenen Soldaten. Im Vordergrund ein Wald von Dûmpalmen — zu Seite 43 des Textes . . . . .                                                                                       | 40    |
| VII. Ziliman, einer der mich, von Agordat nach Sabderât, begleitenden Kamelreiter — zu Seite 46 des Textes . . . . .                                                                                                                                                                        | 48    |
| VIII. Charakter der Gegend zwischen Agordat und Sabderât. Vegetation, bestehend aus Dûmpalmen und hohem Grase. Der auf Seite 48 beschriebene Jagdgrund — zu Seite 50 des Textes . . . . .                                                                                                   | 56    |
| IX. Oberes Bild: Sir Rudolph von Slatin-pâcha, General-Major und General-Inspekteur im Sudân — zu Seite 92 des Textes . . . . .                                                                                                                                                             | 88    |
| Unteres Bild: Das Schlachtfeld von Kêreri, mit Denkmal. Im Hintergrunde der Djebel Sûrgham — zu Seite 217 des Textes . . . . .                                                                                                                                                              | 88    |
| X. Ein Hadenda! Meiner Kameltreiber einer, zwischen Gadâref und Wâd-Mêdani — zu Seite 97 des Textes . . . . .                                                                                                                                                                               | 96    |
| XI. Oberes Bild: Die gegenwärtige Residenz des General-Gouverneurs des Sudân, zu Chartûm, von der Wasserseite aus (Blauer Nil) gesehen — zu Seite 110 des Textes . . . . .                                                                                                                  | 112   |
| Unteres Bild: Die gegenwärtige Residenz des General-Gouverneurs des Sudân, zu Chartûm, von der Gartenseite aus gesehen — zu Seite 113 des Textes . . . . .                                                                                                                                  | 112   |
| XII. Oberes Bild: Das Grabmal des Mahdi, Mohammed-Ahmeds, zu Omdurmân, errichtet von Abdullahi, seinem Nachfolger. Die Zerstörungen in der Kuppel rühren her von Schüssen der Engländer, am 2. September 1898. (Nach einer amtlichen Veröffentlichung.) — zu Seite 191 des Textes . . . . . | 120   |
| Unteres Bild: Trümmer der Grabkapelle des Mahdi, Mohammed-Ahmeds, zu Omdurmân, in ihrem gegenwärtigen Zustande — zu Seite 123 des Textes . . . . .                                                                                                                                          | 120   |
| XIII. Oberes Bild: Straßenszene aus dem heutigen Omdurmân — zu Seite 124 des Textes . . . . .                                                                                                                                                                                               | 128   |
| Unteres Bild: Omdurmân, gesehen vom Djebel Sûrgham aus — zu Seite 212 des Textes . . . . .                                                                                                                                                                                                  | 128   |
| XIV. Der zweite Katarakt, südlich von Wâdi-Halfa — zu Seite 131 des Textes . . . . .                                                                                                                                                                                                        | 136   |
| XV. Oberes Bild: Bewaffnete Schilluks, in Schlachtordnung aufgestellt — zu Seite 196 des Textes . . . . .                                                                                                                                                                                   | 192   |
| Unteres Bild: Der König der Schilluks (Mek) und zwei seiner Trabanten — zu Seite 226 des Textes . . . . .                                                                                                                                                                                   | 192   |

## KAPITEL I.

---

### Von Kairo über Suêz nach Massâua.

Zwei Monate hatte ich in Kairo gewelt, um mich auf die Reise durch Erythräa und den ägyptischen Sudân vorzubereiten. Offen gestanden, mir hatte dieses Mal der Aufenthalt dort viel weniger behagt, als vor zwei Jahren. Kairo schreitet zurück. Der Schmutz in den Straßen, nicht bloß in der Araberstadt, sondern auch in dem modernen Viertel Ismailia, selbst bei trockenem Wetter, fiel mir auf. Eigentlich gibt es nur einen wirklich sauber gehaltenen Weg dort, die Promenade vor den beiden Hotels Shepheard und Continental, und vielleicht noch den Opernplatz.

Dazu kommt der betäubende Lärm in den Gassen und das sich häufende Bettelvolk, welches in der Rolle von Musikanten, Akrobaten, Verkäufern, Führern, Dolmetschern, Stiefelputzern, echten und unechten Krüppeln, durch niemand gehindert, auf den Fremden sich wirft, klettenhaft an ihn sich hängt, straßenweit ihn verfolgt, bis der übliche Bachschisch endlich entfallen ist.

Es gibt, verglichen mit dem Reichtum anderer Städte der Levante, hier nicht sehr viele altarabische Bauwerke von Belang, denn die interessantesten Anlagen aus den Zeiten der Chalifen und der Mamelucken sind in argem Verfall, und auch das arabische Volksleben, welches gerade hier am Kreuzungspunkte des internationalen Verkehrs, hastig mit europäischer Kultur sich durchtränkt, verliert zusehends von seiner echten Farbe. Dazu kommt das wenig malerische Kostüm der eingeborenen Ägypter. Die lange, schleppende, weiße oder blaue Tobe, der kegelförmige Tarbusch, die dicken, wollenen Tücher, in welche sie beim Wehen jedes frischen Lüftchens Kopf und Schultern fest einpacken, das alles gibt den Männern einen fast weibischen Anstrich. Wem könnte das gefallen, vergegenwärtigt man sich das flotte, farbenfrohe Kostüm der Araber, zum Beispiel in Tripolitanien und Tünisien!



Auch die unter englischer Leitung stehende Polizei liegt nicht bloß ordnend und überwachend, sondern auch dämpfend und drückend auf diesem ehemals so frohbewegten Volksleben; und selbst der originelle Übermut der Eselungen hat viel von seiner früheren Frische verloren.

Wirklich fesselnd wirkt hier nur dasjenige, was aus der Zeit der alt-ägyptischen Kultur stammt. Das ohne Vergleich dastehende Museum der ägyptischen Altertümer und die Pyramiden von Gizah und Sakkâra am Ufer des in seiner ergreifenden Schönheit nie alternden Nilstromes.

Ja, aber diese Erinnerungen an jene alte Zauberwelt packen doch noch ganz anders, wenn man nilaufwärts fährt, oben in Luxor und in Assuân, wo außerdem noch weit mildere Winterlüfte wehen, und das Geräusch einer nahen Großstadt die stille Poesie der Nilufer nicht verdirbt.

Darum, seitdem die Verkehrswege nach jenen südlichen Stationen durch Eisenbahnen und Dampfschiffe bequemer, kürzer und billiger geworden sind, beeilt sich ein großer Teil der Wintergäste alsbald das unsaubere und lärmende Kairo zu verlassen, um jene Plätze in Oberägypten aufzusuchen. Kairo ist nicht mehr der frühere Bleibeort der Wintergäste, sondern nur noch die Durchgangsstätte; und sollten diejenigen, welche längeren Wegen abhold sind, auch nur nach dem benachbarten, sauberen und von reinsten Wüstenluft umspielten Heluân gehen, oder nach dem Mena-House, am Fuße der großen Cheops-Pyramide.

Ich hatte Karten und Berichte über meine Reiseroute studiert, Zelte gekauft, Diener angeworben, Proviant vorgesehen und die erforderliche Summe auf der Bank flüssig gemacht. Nun, als die ersten Tage des Monats Januar 1903 auch hier ungewöhnlich kalt, an ihren Morgen und Abenden, einsetzten — das Thermometer sank in jenen Stunden bis auf 5 Grad + Réaumur —, brach ich um so lieber auf nach den wärmeren Ufern des Roten Meeres.

Um von Suêz aus nach Massâua zu gelangen, bietet sich eine zwiefache Schiffsgelegenheit dar. Zunächst sind es die ägyptischen Dampfer. Da diese aber in Djedda<sup>1)</sup>, dem Hafenorte von Mekka, anlegen, einem Platze, an dem, übertragen durch die Pilger, Cholera, selbst Pest selten aufhören, so werden diese Fahrzeuge zu Zeiten, aus Furcht vor Ansteckung, von den Hafenbehörden in Massâua gar nicht eingelassen. Der Reisende läuft also Gefahr, unter Umständen sein Reiseziel zu verfehlen, wenn er sich ihrem Kiele anvertraut.

Daher ist es sicherer, sich der zweiten Schiffsgelegenheit zu bedienen, nämlich der Dampfer der genuesischen Rubattino-Gesellschaft, welche allerdings monatlich nur einmal, von Italien kommend, in Suêz anhalten, um Passagiere für Massâua aufzunehmen.

---

<sup>1)</sup> Die auf manchen Karten sich findende Schreibweise „Djidda“ mit einem i ist unrichtig.

Mursi, ein kräftiger Beduine, also Vollblutaraber, war mit den beiden Zelten, deren Einrichtung und den übrigen größeren Gepäckstücken auf der Eisenbahn über Ismailia nach Suêz vorangegangen. Ich selbst, begleitet von meinem langjährigen, erprobten ersten Diener Hassan-Aly-Manzur, der das kleine Gepäck unter sich hatte, folgte am 13. Januar nach.

Wir hatten Kairo um 11 Uhr des Morgens mit dem Schnellzuge verlassen und stiegen, nach sechsstündiger Fahrt, des Abends um 5 Uhr in Suêz aus. Der Schienenweg dorthin macht einen unverhältnismäßig großen Bogen nach Norden, der die Entfernung zwischen beiden Orten, verglichen mit deren Lufflinie, mehr als verdoppelt. Suêz, gelegen an der Sohle des gleichnamigen Golfes, welcher die Halbinsel des Sinai im Osten begrenzt, hat seit der Eröffnung des Kanals viel an seiner Bedeutung verloren. Früher war es der Verproviantierungsort für die den Kanal durchfahrenden Schiffe. Jetzt versieht dieses Geschäft das aufblühende Port-Said. Die Dampfer halten sich in Suêz nur wenige Stunden auf, um die nötigen Formalitäten zu erfüllen. Die Einwohnerzahl ist demnach stehen geblieben auf 17,552 Seelen, darunter 4000 Europäer, und unter diesen 28 Deutsche, in mittlerer Lebensstellung, während das jüngere Port-Said bereits 40,000 Einwohner zählt. Der Name des Ortes ist neueren Ursprungs. Unter den Ptolemäern hieß er „Klysmä“.

Die Stadt liegt, in zwei Teile geschieden, zunächst auf einer vorspringenden Landzunge, und dann auf einer davor gelagerten kleinen Insel von ca. 20 Hektaren Größe. Beide verbindet ein ca. 3 Kilometer langer und 15 Meter breiter Steindamm, über den neben einem Fahrwege ein Schienenweg hinläuft. Diese Insel enthält die Kopfstation der von Kairo kommenden Eisenbahn, sowie die Hafenanlagen, die Dienstwohnungen des Personals der Kanalgesellschaft und die Docks. Das hier liegende Hotel Bachet, eine bescheidene, aber reinlich gehaltene Herberge, würde schon seiner Lage wegen, als dem Einschiffungsplatze der Dampfer am nächsten, den Reisenden zu empfehlen sein.

In der Avenue Helene befindet sich ein von Gartenanlagen umgebenes Denkmal, auf Lesseps Veranlassung, errichtet. Dieses ist eine schlichte Bronzestatue, und sie erinnert an den Engländer, Leutnant Waghorn! An den Namen dieses verdienten, doch im Leben wenig belohnten, Mannes knüpfen sich die ersten Versuche, den weiten, um das Kap der guten Hoffnung hinlaufenden, Weg nach Indien abzukürzen. Er war es, der im Jahre 1829 seiner Regierung den Vorschlag machte, durch die Einrichtung einer Kamelspost zwischen Alexandrien und Suêz zunächst die Korrespondenz für Indien über Ägypten zu leiten. Es bedeutete dieses für die Entfernung zwischen London und Bombay einen Gewinn von 1200 geographischen Meilen. Hand in Hand damit ging der Versuch, den ersten Dampfer „Hugh Lindsay“, über das Rote Meer hin, zwischen Suêz und Bombay laufen zu

lassen. Dann wurde im Jahre 1836 diese Kamelspost ersetzt durch eine Diligence, welche regelmäßig zwischen Kairo und Suêz fuhr, um neben den Briefen nun auch die Beförderung von Personen zu übernehmen. Dieser neue Weg hatte einen solch großen Erfolg, daß man im Jahre 1857 sich entschloß, den bereits von Alexandrien nach Kairo geführten Schienenstrang nun auch bis Suêz zu verlängern. So war für Briefe, wie auch für Personen, der abgekürzte Weg nach Indien hin, durch die Einrichtung einer festen Linie gesichert. Dieser Verkehr schwoll von Jahr zu Jahr immer mächtiger an.

Da erfolgte im Jahre 1859 der erste Spatenstich zu dem von Lesseps projektierten Kanale. Dank der Förderung des einsichtsvollen Chedive Said Pascha ward in zehn Jahren die neue Wasserstraße fertig gestellt. Mit einem Pomp, der 100 Millionen Franks verschlang, erfolgte ihre Eröffnung durch Ismael Pascha am 17. November 1869. Aber trotz alles Jubels hatte man wenig Vertrauen auf die Rentabilität dieses Unternehmens. Bekannt ist folgendes Wort des ehemaligen Staatssekretärs Stephan, welcher der Kanaleröffnung beiwohnte: „Niemand würde wohl solch ein Narr sein, und sein Geld in Kanalaktien anlegen!“ — In Abschnitten zu 500 Franks ausgegeben, sanken diese Papiere allerdings während des Kanalbaues auf 150 Franks; haben indessen heute einen Wert von 3877 Franks (Notierung vom 8. Januar 1903); und in den unterrichteten Finanzkreisen Kairos hegt man die Erwartung, daß sie in sechs Monaten den Stand von 5000 Franks erreichen werden. Denn im Jahre 1901 warf das Unternehmen einen Überschuß von 65 Millionen Franks ab. In diesem Jahre passierten den Kanal allein 511 deutsche Schiffe, welche dafür 16 Millionen Franks an Gebühren der Kanalgesellschaft zahlten. Aber die genannten Papiere sind heute nicht nur gesuchte Wertstücke, sondern gelten auch als heißbegehrte Quellen politischen Einflusses.

Ägypten, welches für den Kanal am meisten geopfert — Said Pascha zeichnete 176,602 Stück Aktien und stellte als Arbeiter 25,000 Fellachen in dreimonatlicher Ablösung gegen äußerst bescheidenen Lohn —, hat gleichwohl von dieser neuen Wasserstraße den geringsten Gewinn. Früher zog Kairo aus dem Transitverkehr bedeutenden Nutzen, jetzt rollt dieser Verkehr an ihm vorüber, ohne einen Segen zu hinterlassen. Und den politischen Einfluß, welcher an den Besitz des Kanals sich knüpft, hat ihm England entwunden. Seit dem 13. September 1882 (Schlacht bei Tel-el-kebîr) hat es sich in Ägypten festgesetzt, dem Versprechen nach „auf Zeit“. Aber es ist wohl sehr fraglich, ob das Wort Gladstones, einst im Parlament gesprochen: „Schön ist es, Ägypten zu halten; aber noch schöner ist es, unser Wort zu halten“, heute in London noch Anklang findet. — Und die 176,602 Kanalaktien, welche die Familie des Chedive einst besaß, hat ebenfalls England, eine der vielen Geldverlegenheiten Ismael Paschas ausnutzend, im Jahre 1875 in aller Stille an sich gebracht, und zwar für den geringen



Kaufpreis von 4 Millionen Pfund Sterling. Heute sind diese Papiere mehr denn 27 Millionen Pfund Sterling wert. So ist England auf billige Art der Hauptaktionär jenes Unternehmens geworden, welches unter seinem einst so heftigen Widerstande, französische Intelligenz und ägyptische Arbeitskräfte schufen. Ein neuer Beweis, wie sehr das britische Volk die Kunst versteht, mühelos zu ernten, was andere gesäet haben.

Am Morgen des 14. Januar hatte ich behaglich meinen Thee auf der Galerie des Hotel Bachet in Suêz, mit dem Blick auf die Kanalmündung, eingenommen. Der erwartete Dampfer der Rubattino-Linie „Washington“ war bereits in aller Frühe eingetroffen, und wollte abends seine Fahrt nach Massâua fortsetzen. Bereits in Kairo hatte ich durch Vermittelung des Reisebureaus von Karl Stangen die Plätze für mich und meine beiden Diener belegt, und dafür 17 Pfund Sterling entrichtet. Es dünkte mich wie ein Spaziergang, nach der Dampferagentur in der eigentlichen Stadt Suêz nur so hinzugehen, um meine Fahrscheine dort bestätigen zu lassen. Doch, ich sollte hier ganz unerwartet auf eine Kette von Schwierigkeiten stoßen, welche bis 5 Uhr abends mich in Atem erhielten.

Daß man auf der Agentur meinen Paß zu sehen verlangte, um darauf das Visum des italienischen Konsulats setzen zu lassen, war ja eine Kleinigkeit. Indessen man forderte auch Pässe für meine beiden arabischen Diener. Und solche besaß ich nicht. Denn auf dem deutschen Konsulate in Kairo, wo ich den Reisevertrag mit ihnen abgeschlossen, hatte man auf dieses Erfordernis mich in keiner Weise aufmerksam gemacht. Nun stellte man hier mir die Möglichkeit in Aussicht, daß ich entweder heute Abend ohne meine Diener abreisen, oder vier Wochen auf den nächsten, nach Massâua bestimmten, Dampfer warten müßte. Beides bedeutete für mich so viel, wie eine Vernichtung meines ganzen, von langer Hand her vorbereiteten Reiseplanes.

Ich begab mich demnach, nicht ohne Sorge, zu dem deutschen Konsul, Herrn Kaufmann Meyer in Suêz, um seinen Rat einzuholen, fand indessen das gesamte Konsulat, bis auf die Haushälterin, verlassen. Herr Meyer, der zugleich Agent des Norddeutschen Lloyd ist, befand sich mit seinem ganzen Bureaupersonale auf der, gleichfalls diesen Morgen von Bombay angekommenen „Bayern“, und dieses Schiff lag weit ab, draußen auf der Reede.

Daß ich mit der Bahn, welche nur alle Stunden einmal von Suêz ausläuft, nach den Docks nun hinaus mußte, war ja selbstverständlich; aber wie nun Herrn Meyer, der mir von Person unbekannt war, dort ausfindig machen?

Mir kam der gute Gedanke, mich in das Verwaltungsgebäude der Kanalgesellschaft zu begeben, um hier Erkundigungen einzuziehen. Zwei französisch sprechende junge Leute belehrten mich auf das artigste, daß der Sohn des Herrn Meyer spätestens in einer Stunde auf dem Bureau



eintreffen müßte, um die ausgefertigten Papiere für die „Bayern“ abzuholen, und luden mich ein, auf einem überdeckten Balkone, wo bequeme Sessel standen, die kommenden Dinge abzuwarten. Hier hatte ich nun den hübschen Blick auf das Meer und die gegenüberliegende Bergkette des Sinai, aber mindestens auch 30 Grad Réaumur im Schatten, und meine verzehrende Sorge im Herzen; da Stunde auf Stunde verrann.

Herr Meyer junior kam endlich in einer zierlich ausgestatteten Dampfbarkasse. Schnell hatte ich ihn mit meiner Notlage bekannt gemacht, und er lud mich ein, ihn in dieser Barkasse nach der „Bayern“ hin zu begleiten, wo ich seinen Vater, der in Agenturgeschäften noch dort weilte, finden würde.

England, Frankreich, selbst das kleine Griechenland sind in Suëz durch Berufskonsuln vertreten — das mächtige Deutschland nicht! Und man macht, besonders weit draußen auf Reisen, noch öfters die Erfahrung, daß unser großes, starkes deutsches Reich in Bezug auf die Anzahl der von ihm geschaffenen Berufskonsulate noch weit hinter anderen, minder kraftvollen Staaten zurücksteht.

Herr Meyer empfing mich auf dem Schiffe in zuvorkommender Art und versprach mir seinen Beistand. Er äußerte seine Verwunderung darüber, daß man mich in Kairo auf die seit fünf Jahren bestehende Verordnung nicht aufmerksam gemacht habe, daß kein Ägypter ohne einen Erlaubnischein des Gouvernements sein Vaterland verlassen dürfe. Und in diesen Monaten, wo die Pilgerfahrten nach Mekka beginnen, würde diese Verordnung besonders scharf gehandhabt. Denn nach einer zweiten Bestimmung der ägyptischen Regierung muß jeder Eingesessene, welcher nach Mekka pilgern will, jetzt eine Reisesumme von 50 ägyptischen Pfunden = 1282 $\frac{1}{2}$  Franks nachweisen; da es oftmals vorgekommen ist, daß mittellose Pilger in Arabien an Hunger und Durst zu Grunde gegangen sind. Um nun diese etwas scharfe Bestimmung zu umgehen, suchen viele arme Pilger, unter der Maske von Dienern, im fingierten Anschluß an andere Reisende, ihr Vaterland in der Richtung auf Mekka hin zu verlassen. Daher diese strenge Handhabung der Paßrevision in Suëz, besonders um die gegenwärtige Zeit.

Dies erklärte ja nun vollkommen die Entschiedenheit, mit der man die Reisepässe meiner beiden Diener verlangte.

Von Kairo waren jene Papiere in keiner Weise mehr zu beschaffen, und es fragte sich sehr, ob sie in Suëz zu haben sein würden.

Nach einer halben Stunde verließ ich mit Herrn Meyer und seinem Gefolge auf der Dampfbarkasse die „Bayern“. Das schöne, weiße Schiff hatte auch seine Anker gehoben und glitt, unter den Klängen der National-Hymne, an uns vorüber, der Kanalmündung zu. Wir aber steuerten nach dem Hafen von Suëz.

Auf dem Paßbureau, wo wir einen gefälligen ägyptischen Beamten fanden, wurde es doch, nach mancherlei Verhandlungen, erreicht, daß die fehlenden Pässe für Hassan und Mursi denselben ausgestellt wurden. Die Vorbedingung dafür war, daß ich mich schriftlich verpflichten mußte, keine andere Richtung als die nach Massâua, Kassala, Chartûm einzuschlagen, meine Diener unterwegs nicht zu entlassen, und sie in jedem Falle auf meine Kosten nach Kairo wieder zurückzubefördern.

Ich habe dieses hier so ausführlich erzählt, damit spätere Reisende, die meinen Pfaden folgen, nicht gleich mir, unverschuldeter Weise, denselben Verlegenheiten anheimfallen.

Hassan und Mursi, welche mit sich steigender Sorge der Entwicklung der Dinge gefolgt waren, fühlten sich wie erlöst, als sie ihre Papiere in den Händen hielten. Auch ich war überaus froh. Das hinderte aber nicht, daß wir alle drei ziemlich erschöpft, denn wir hatten bis dahin nichts gegessen, gegen 5 Uhr, unter heißen Sonnenstrahlen, unser bescheidenes Hotel Bachet in den Docks erreichten.

Da der „Washington“ um 7 Uhr abends auslaufen sollte, galt es nun rasch, unser ziemlich umfangreiches Gepäck an den Quai zu schaffen, um es dort in eine Barke zu verladen. Meine Leute, damit beschäftigt, waren vorausgegangen. Ich begleiche die Rechnung und folge. Da kommt mir Hassan ganz aufgeregt entgegengelassen mit der Meldung: „Man verwehre ihnen die Einbarkierung.“ —

Zwei Neger, in Uniformen gesteckt, hatten sich tatsächlich der Verladung meiner Gepäckstücke in die Barke widersetzt und erklärten: „Dieses Gepäck müsse noch einmal aus den Docks in das Zollhaus nach Suêz überführt werden, damit man es dort zollamtlich untersuche.“

Das war nun wiederum durchaus unmöglich wegen der großen Entfernung, der schlechten Verbindung und vor allem der mangelnden Zeit. Außerdem klang diese Forderung mir wenig glaubhaft!

Ich befehle also den schwarzen Soldaten, ihren Vorgesetzten herbeizurufen. Dieser kommt, und es beginnt nun wiederum eine Verhandlung, welche darauf hinausläuft, daß ich meine Visitenkarte dem Manne übergebe, und die Anzahl meiner Gepäckstücke, nebst deren Bestimmungsort, mit eigener Hand in die mir vorgelegte Liste eintrage.

Man wird einräumen, daß dieser Tag meiner Abreise von Suêz ein Tag der Verlegenheiten war.

Willkommen also du, mein Schiff, mit deiner viertägigen Ruhe, wo nur die Glocke, welche zu den Mahlzeiten ruft, uns aufregen wird!

Der Kapitän des „Washington“ empfing mich überaus liebenswürdig. Er wies mir in der Mitte des Schiffes eine geräumige Kajüte zu meiner alleinigen Verfügung an. Hassan und Mursi sind ganz in meiner Nähe einquartiert.

Die Gesellschaft, fast ausschließlich Männer, setzt sich zusammen aus Offizieren und Zivilbeamten, welche nach Massäua gehen, um in der italienischen Kolonie Dienste zu leisten.

Was aber besonders günstig für mich ist, der Generalgouverneur von Erythräa, Exzellenz Ferdinando Martini, mit dem 5 Uhr-Zuge von Kairo erwartet, wird die Fahrt gemeinsam mit uns machen. Ich habe ein warmes Empfehlungsschreiben an ihn von seiten des italienischen Gesandten in Kairo, kann dieses also hier an Bord überreichen, und auf das ungezwungenste mit diesem einflußreichen Herrn mich bekannt machen.

Ferdinando Martini, Nachfolger des Generals Baldissera, steht seit 1897 an der Spitze der Verwaltung der Kolonie Erythräa. Er ist der erste Zivilist auf diesem einflußreichen Posten als Generalgouverneur. Bisher hatte die italienische Regierung ausschließlich Generäle in dieser Stellung verwandt, aber keine guten Erfahrungen damit gemacht.

Martini, nicht Jurist, sondern Philologe, war der bedeutendste Redner in der Kammer zu Rom, zeichnete sich als Schriftsteller aus und gilt heute für den zweitbesten Prosaisten des modernen Italiens. Im 62. Lebensjahre stehend, macht er mehr den Eindruck eines Gelehrten, als eines Staatsmannes. Auf einer hohen Gestalt ruht ein interessanter Kopf, umrahmt von schlichtgescheitelter Silberhaar. Die Stirn ist hoch, Nase und Mund sind edel geformt, das Gesicht bis auf einen dünnen Schnurrbart glatt rasiert, die Augen blau und von freundlichstem Ausdruck. Seine Kleidung ist kaum gewählt, und das ganze Auftreten überaus einfach.

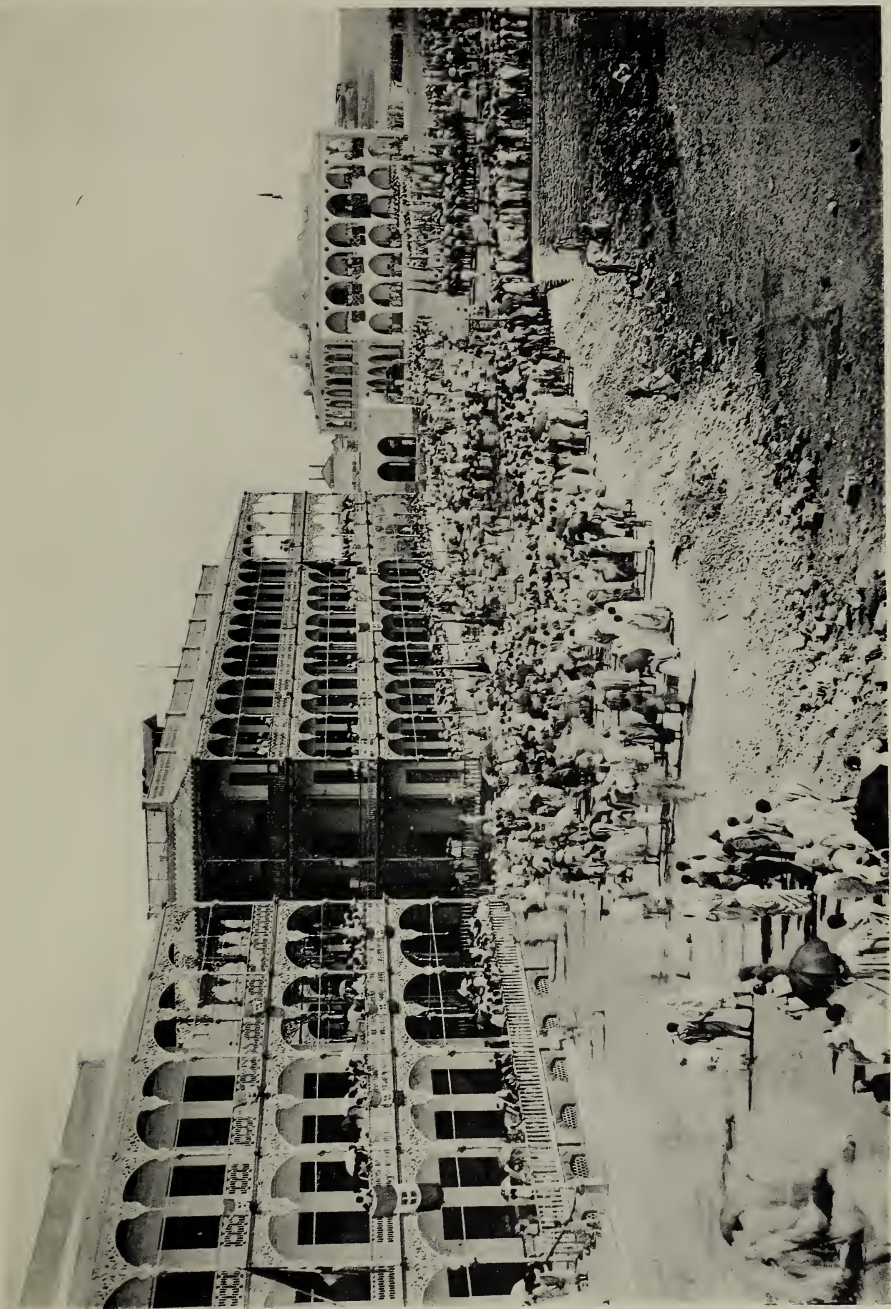
Auch wird von seiten der italienischen Schiffsgesellschaft ihm durchaus in keiner auffallenden Weise gehuldigt. Man bemerkt im ganzen einen stark demokratischen Zug in dieser Gesellschaft. So plaudern auch die jüngeren Offiziere und Zivil-Beamten ganz ungezwungen in seiner Gesellschaft.

Als ich an der Abendtafel erschien, überraschte es mich, daß der Kapitän die Reihe der Offiziere unterbrochen hatte, um mich in die unmittelbare Nähe des Generalgouverneurs zu setzen. Nachdem der letzte Gang serviert war, benutzte ich einen schicklichen Augenblick, um ihm jenes Einführungsschreiben zu überreichen und einige Wünsche daran zu knüpfen. Bei diesem Vortrage hatte ich mich der französischen Sprache bedient. Er erwiderte in eben derselben Sprache, und zwar vollkommen fließend, um mir bereitwilligst seine volle Unterstützung für mein Reiseunternehmen zu versprechen.

So glitt der erste Tag dahin! —

Die junge Sonne steht wieder strahlend über dem Roten Meere. Das Deck ist nach allen Seiten hin geschützt durch doppelte Zeltwände. Die meisten haben weiße Tropenkleidung angelegt und ruhen, lang aus-





Zu Seite 13.

Massäua. Rechts das ägyptische Schloss, links der Doppelbau mit den Bureaus der Verwaltung.

Auf dem Platze die eingeborene Bevölkerung, welche dem heimgkehrten Sieger von Agordat (vergl. Seite 73), dem General Arimondi, huldigt.





gestreckt in ihren Reisestühlen. Das Wasser zeigt kaum eine leise Wellenbewegung. Wir gleiten, wie auf dem Parkett, dahin.

Da traten auch meine beiden Diener an mich heran, um mich zu begrüßen. Auch sie haben sich festlich geschmückt, um ihrer Freude an der schönen, glatten Fahrt Ausdruck zu geben. Hassan trägt einen violett seidenen Kaftan, Mursi eine tadellos weiße Igippa, welche ihm gleichfalls bis auf die Füße reicht. Beide haben ihre dunkelrote Schechia mit einem weißen Turban umwunden. Sie kreuzen nach morgenländischer Sitte die Arme über der Brust und verneigen sich. Nach den gestern überstandenen Mühen und Verwickelungen erquickt auch sie der Genuß dieser wohlthuenden Stille und des Ausblickes hin über die Majestät dieses weiten, unermeßlichen Meeres. Ich frage nach der Unterbringung unseres umfangreichen Gepäcks und empfangе befriedigenden Bericht.

Sie sind die einzigen Orientalen inmitten dieser ausschließlich europäischen Gesellschaft und werden viel beobachtet. Doch der sichere Takt ihres bescheidenen Benehmens, die farbige Pracht ihrer Gewandung und die Würde ihrer Haltung hält jede Kritik aus.

Sr. Exzellenz, der Generalgouverneur, erweist sich überaus zugänglich auch für mich. Namentlich abends nach dem Diner sitzen wir zusammen auf Deck und unterhalten uns über historische und politische Fragen, zu denen die Geschehnisse rings um die Ränder dieses Roten Meeres, aus alter, wie aus neuer Zeit, ja den reichsten Stoff bieten.

So verläuft denn die Zeit nicht ungenutzt, und die erquickende Stille, die warme Luft, die höfliche Gesellschaft, die ungestörte Nachtruhe, die tadellose Verpflegung, alles wirkte zusammen, um diese viertägige Fahrt höchst angenehm zu gestalten.

Sonntag, den 18. Januar, früh morgens, werfen wir Anker vor Massâua. Es ist der beste Hafen an beiden Ufern des Roten Meeres. Es gab einst eine Zeit, wo die Türkei uneingeschränkt die Herrin seiner beiden Gestade war. Heute teilen sich, außer ihr, vier europäische Mächte in deren Besitz, wenn auch in sehr ungleichen Machtverhältnissen. Es sind England, Frankreich, Italien und — Deutschland. Auch Deutschland? — Allerdings! — Hier, gerade Massâua gegenüber, auf der Insel Kumah, welche zu der Inselgruppe Farsân-el-kebir gehört, hat die deutsche Regierung unter Zustimmung des Sultans in Stambul das Recht erworben zur Errichtung einer Kohlenstation. Auch wird daselbst beabsichtigt, wie man sagt, einen Leuchtturm, einen Hafen und Befestigungswerke anzulegen.

Es ist interessant, was ein soeben in Paris erschienenes Werk über diesen Plan äußert. Herausgegeben von zwei französischen Kolonialbeamten, G. Angoulvant, dem Generalsekretär der Kolonien und Vignéras, dem Redakteur im Ministerium der Kolonien (Djibouti, Mer Rouge, Abyssinie. Paris 1902.) können folgende Worte wohl für eine offiziöse Stimme gelten:

Le choix de ce point est très-bon, car il commande le mouillage excellent de Hodéidah, tête de ligne des caravanes à destination de Sana, ville située dans la partie la plus fertile et la plus peuplée du Yémen. Ce peut être en outre un point d'appui pour l'intervention allemande en Terre-Sainte (protection des catholiques).

Es wäre zu wünschen, daß diese Prophezeiung, eingegeben von dem geschärften Auge eines Widersachers, sich erfüllte! — Daß aus dem hier gepflanzten Keime eine Vermehrung der Machtstellung unseres Vaterlandes im Auslande entstände! — Ein Wunsch, der besonders warm wohl von allen denen geteilt wird, welche hier draußen auf der vielbetretenen Völkerstraße Gelegenheit finden, den Wettbewerb der Nationen zu beobachten.

---

## KAPITEL II.

---

### Die Stadt Massâua.

Die Italiener lieben es, diese ihre junge Erwerbung mit dem alten Venedig zu vergleichen. Sie wiegen sich in der Hoffnung, daß, wie jenes alte Venedig in den Tagen seines Glanzes einst die Königin des Mittelmeeres gewesen ist, so aus diesem Massâua eine Königin des Roten Meeres werden möchte. Das jugendliche Massâua steht ja an Umfang hinter dem alten, in sich zerfallenden Venedig weit zurück, überragt es jedoch bedeutend durch die Schönheit seiner Lage. Gleich der Lagunenstadt verteilt es sich über Inseln. Es sind deren drei: Massâua, Taolud und das zwei Kilometer südwärts liegende Schêch Said. Dazu kommen noch die in nördlicher Richtung vorspringenden beiden Halbinseln Gehrar und Abd-el-Kadr, welche gleichfalls bebaut sind.

Indessen, was jener alten Inselstadt abgeht und hier so mächtig wirkt, das ist der imposante landschaftliche Hintergrund; diese hohen Berge Abessyniens, welche, hart an das Meeresufer herantretend, mit wuchtigen Armen, wie schützend, Massâua umfassen.

Massâua gilt für einen der heißesten Plätze der Erde. In der Tat, eine mit Wasserdämpfen erfüllte, fast siedende Luft, zu der sich höchst selten eine erfrischende Windbewegung gesellt, lagert über diesen Dächern. Auch die Nächte, sonst in den Tropen von erheblich niedrigerer Temperatur, verglichen mit den Tagen, bringen hier keine Abkühlung. Mein Thermometer stand in diesen Tagen des Januars, auch des Nachts, auf 25 Grad + Réaumur. Und der Januar ist auch hier der kühlste Monat. Das wirkt auf die Länge entnervend, zumal die Wärme in den Sommermonaten bis zu 40 Grad + Réaumur sich steigert. Das Leben wird dadurch hier zu einer Last für diejenigen, welche aus gemäßigten Zonen stammen.



Dennoch ist Massâua kein direkt ungesunder Ort. Fieber gibt es hier selten. Belästigendes Ungeziefer, als Wanzen, Flöhe, Termiten, Skorpione, Schlangen, giftige Spinnen und anderes Gewürm, im Inneren so zahllos, ist hier fast unbekannt. Auf dem harten Korallenboden dieser vegetationslosen Inseln Massâua und Taolud bewirkt keine absterbende Pflanzenwelt die Malaria. Dazu ist die Luft ringsumher stark durchsetzt mit Salzteilen, welche in antiseptischer Weise die Keime zu anderweitigen Epidemien töten. Cholera und Pest, insonderheit auf dem jenseitigen Ufer Arabiens, namentlich in dem Pilgerhafen Djedda fast endemisch, sind hier unbekannt.

Womit jedoch die hierher kommandierten Offiziere und Beamten, die eingewanderten Kaufleute und die Handwerker zu kämpfen haben, das ist die nach und nach eintretende völlige Entkräftung, welche es notwendig macht, daß dieselben von Zeit zu Zeit ihre hiesige Arbeit unterbrechen, um in der Alpenluft des nahen Hochplateaus von Asmara Wiederherstellung zu suchen.

Die Insel Massâua, enthaltend den Kern der Stadt, liegt am weitesten von dem Festlande entfernt und besitzt einen Flächenraum von  $1000 \times 300$  Metern. Ohne Zweifel wurde sie zuerst bebaut und gab daher ihren Namen der Stadt. Von ihr führt zu der zweiten, dem Festlande näher gelegenen, und etwas kleineren Insel Taolud ein künstlich aufgeschütteter Steindamm von 440 Metern Länge, und von dieser führt dann wiederum ein zweiter Steindamm, indessen in der beträchtlich größeren Länge von 1030 Metern, zu dem Festlande hinüber. Diese beiden Dämme, welche samt den Rändern jener 2 Inseln den Hafen Massâuas nach Süden hin abschließen (nach Norden hin deckt ihn die weit vorspringende Halbinsel Gehrar), sind Verbindungslinien bereits älteren Ursprungs und für den Verkehr, auch innerhalb der Stadt, von sehr großem Werte.

Es gibt hier nicht, wie in Tûnis und in Kairo, ein ausgesprochen europäisches Viertel, das sich auch räumlich gegen die alten arabischen Siedelungen abgrenzte; sondern auf beiden Inseln, auf Massâua, wie auf Taolud, finden sich neuere Bauten mit älteren arabischen Wohnungen untermischt. Da jene indessen, mehr vorspringend, längs der Küste sich hinziehen, so bekommt der zu Schiffe Anlangende von Massâua zunächst einen vorwiegend modernen, und zwar sehr günstigen Eindruck.

Während auf der Insel Massâua die neueren Wohngebäude mehr dem Handel gewidmet sind, weshalb sich auch das Zollhaus in ihrer Reihe befindet, enthält die Insel Taolud vorherrschend die der Verwaltung dienenden Bauten, welche durch Umfang, wie durch Gliederung, als recht bedeutend ins Auge fallen. Gleich vorne an, auf der nach Norden zu scharf vorspringenden Spitze, liegt, in überaus gefälligen maurischen Formen gehalten, das sogenannte ägyptische Schloß, heute bezeichnet auch als Palazzo del Comando. Es ist ein Bau, aus den sechziger Jahren des verflossenen Jahr-

hunderts stammend, und wurde aufgeführt von dem ehemaligen Gouverneur Munsingher Pascha, unter Beistand des Architekten Arâgi-Bey. —

Über einer quadratischen Grundfläche erhebt sich ein Bau von zweien Stockwerken, welchen zu ebener Erde, wie im oberen Geschoß, breite Arkaden, in Rundbogen abschließend, von allen vier Seiten umfassen. Aus der Mitte des flachen, zinnenumgürteten Daches steigt in gedrungener Kraft eine Kuppel auf. Im Inneren bildet den Kern des Baues eine achteckige Halle, über welche jene Kuppel sich wölbt. An diese Halle schließen sich acht geräumige Säle, vier von ihr sich scheidend nur durch ein gefälliges arabisches Gitterwerk in braunem Holze, welches überaus dekorativ wirkt, vier durch Flügeltüren zugänglich. Sämtliche Räume gestatten nach außen hin, durch Glastüren, den Austritt auf eine breite Terrasse, unter den Arkaden hinlaufend, von der man, namentlich während der Abendbeleuchtung, einen ganz herrlichen Rundblick genießt. Dieser fürstliche Bau diente als Residenz auch dem italienischen Generalgouverneur bis vor wenigen Jahren. Jetzt, nachdem der Sitz der Regierung von Massâua nach Asmara verlegt ist, wird er nur zu flüchtigem Verweilen, als Absteigequartier, von dem Generalgouverneur benutzt. Schade! — Das Schloß verdiente größere Beachtung! — Von der meerumbrandeten Landungsstelle aus steigt man auf einer doppelarmigen Treppe, aus weißem Marmor, direkt zu jener Prunkhalle hinauf.

An das ägyptische Schloß sich anreihend, stehen in einer Linie, von Norden nach Süden gerichtet, zunächst das Kasino der Offiziere, jetzt geschlossen, da die Besatzung von Massâua auf eine Kompanie Infanterie beschränkt ist, farbige Soldaten, über welche vier Offiziere europäischer Herkunft den Befehl führen. Dann kommt das Postgebäude. Ihm reiht sich an ein großer, drei Stockwerke hoher Doppelbau, ursprünglich bestimmt für Bureaus der Verwaltung. Das Haus ist von den Italienern errichtet, zeigt jedoch bereits so drohende Risse, daß seine Räumung erforderlich wurde. Endlich das Amtsgebäude des Commissario regionale, des obersten Verwaltungsbeamten der Stadt, sowie des sie umschließenden Bezirks. Sein Rang würde dem eines, bei uns wirkenden, Regierungspräsidenten gleichstehen.

Alle diese, recht angenehm in das Auge fallenden Gebäude stehen auf der zweiten Insel Taolud. Wer diese dann noch weiter nach Süden hin verfolgt, stößt auf ein sehr originelles Negerdorf, in welchem der Ethnograph für seine Beobachtungen ein ergiebiges Feld findet.

Die Insel Massâua hat gar keine Vegetation, Taolud eine, mit vieler Mühe gepflegte, aber nur kümmerlich gedeihende kleine Schmuckanlage vor dem ägyptischen Schlosse. Dagegen die dritte, zum Weichbilde der Stadt gehörende Insel Schêch-Said hat auf humusreichem Boden einen natürlichen Graswuchs neben einem Wäldchen voll ganz stattlicher Lorbeer-

bäume. Da dieses Eiland nur zwei Kilometer von Massâua entfernt liegt, so würde dasselbe, dank seiner frischen Vegetationsdecke, zur Anlage einer Villegiatur sich vortrefflich eignen, wenn es nur Trinkwasser besäße. Dieses fehlt freilich auch in Massâua und Taolud. Hier indessen wird der Bedarf gedeckt durch eine seiner Zeit von Munsingher angelegte Leitung, welche von dem zirka 20 Kilometer entfernten Moncullo Wasser zuführt. Dieses ist jedoch brackig und kann nur zu Reinigungszwecken benutzt werden. Als Trinkwasser wird allgemein verwendet destilliertes Meerwasser, welches, in einem Etablissement auf der Halbinsel Gehrar hergestellt, nach Massâua hinübergeleitet und hier verkauft wird, 100 Liter zum Preise von 1,40 Franks. Dieselbe Fabrik liefert auch künstliches Eis, 1 Kilo zu 30 Cents. Nach beidem ist begreiflicherweise eine starke Nachfrage, da die außerordentliche Hitze den Durst und das Bedürfnis nach Kühlung steigert.

Zur Zeit besitzt die Insel Schêch-Said nur ein einziges Gebäude und einen einzigen Einwohner. Es ist die von einem Wächter gehütete Grabkapelle des Heiligen gleichen Namens, dem in einem wenig geschmückten Raume ein schlichter Sarkophag errichtet ist. Dafür ist die kleine Insel überdeckt mit Vögeln aller Art: Bekassinen, Seidenreihern, schwarzen Störchen; und an ihren Rändern sonnen sich Schildkröten von über-raschender Größe.

In der Zeit der Ptolemäer war in dieser Gegend, nur etwas südlicher gelegen, ebenfalls ein berühmter Hafen, und ihm zur Seite eine bedeutende Handelsstadt, nämlich das bekannte Adulis an der gleichnamigen Bucht, welche heute Zula genannt wird. Indessen diese Bai verlor, durch Versandung, ihren Wert! Adulis sank in Trümmer, und nur wenige zerstreut liegende Säulenschäfte und Kapitäle reden noch, als die schwachen Zeugen, von der ehemaligen, nun versunkenen griechischen Pracht! —

---

### KAPITEL III.

---

## Mein Aufenthalt in Massâua.

Als unser „Washington“ am 18. Januar, um 6 Uhr früh, in langsamer Fahrt dem Quai von Massâua sich näherte, stand das Ufer von Farbigen dicht besetzt. Aber diesen Volkshaufen fehlte die aufdringliche Lebhaftigkeit, mit der sonst ein ankommendes Schiff in den orientalischen Häfen begrüßt wird. Barken, von nackten Negern gerudert, denen nur ein knapper Schurz die Lenden deckte, führten europäische Herren in Uniform heran, die Brust mit Orden geschmückt. Es waren höhere italienische Beamte und Offiziere, welche sich beeilten, den ankommenden Generalgouverneur zu begrüßen und zu seiner Rückkehr in die Kolonie zu beglückwünschen. An ihrer Spitze befand sich Cavalliere Giovanni Pietro Salvadei, Commissario regionale di Massâua. Als die dienstliche Meldung desselben geschehen war, stellte mich der Generalgouverneur dem Kommissar mit warmen Worten der Empfehlung vor, welcher darauf erwiderte, daß bereits ein amtliches Schreiben aus Rom an ihn gelangt sei, welches ihn zur Unterstützung meiner Reise durch Erythräa auffordere.

Das war nun ein reichliches Maß von Wohlwollen, für welches ich nicht dankbar genug sein kann.

Die Wirkungen sollten sich auch alsbald zeigen. Kaum hatte die Barke des Generalgouverneurs diesen Herrn an der Freitreppe des ägyptischen Schlosses gelandet, so kehrte dieselbe zurück, um mich abzuholen. Der Sekretär des Kommissars war ihr Führer. Dieser Herr, welcher sich sehr geläufig in französischer Sprache ausdrückte, geleitete mich in das Hotel, wo mir Quartier gemacht war. Dann wurde mein gesamtes Gepäck, ohne den Weg durch das Zollhaus zu nehmen, von Leuten der Regierung ans Land und in mein Hotel geschafft. Alles für mich kostenlos. Nach-



dem ich ein wenig mich eingerichtet hatte, machte ich vor allem dem Generalgouverneur, welcher, im arabischen Schlosse abgestiegen, schon am Abende desselben Tages weiter nach Asmara reisen wollte, und sodann dem Kommissar Cavalliere Salvadei meinen Besuch. Dieser stellte mir einen deutsch sprechenden Beamten seines Bureaus zur Verfügung, Herrn Schimper, der, in Abessinien von einem deutschen Vater und einer farbigen Mutter geboren, in den 40 Jahren seines Lebens Gelegenheit genug gefunden hatte, Land und Leute hier kennen zu lernen. Herr Schimper sollte auf Befehl des Kommissars jeden Morgen sich in meinem Hotel melden, um mich auf meinen Wunsch zu begleiten, wohin ich wollte. Da dieser Mann, auf einer Schule in Karlsruhe einige Jahre unterrichtet, etwas von europäischer Bildung mit heimischer Erfahrung verband, so wurde er für mich eine sehr erwünschte Quelle der Belehrung.

Mein Unterkunftsor, der sich den stolzen Namen „Hotel Eritreo“ beilegte und gehalten wurde von einem aus Mailand stammenden Wirte, entsprach nur den allerbescheidensten Bedürfnissen. Ein nacktes Zimmer mit dem denkbar einfachsten Bette, nämlich einem Holzgestell, überspannt mit Drell, darauf ein Laken und ein Kopfkissen. Außerdem eine wenig saubere Waschoilette, ein Tisch, an welchem sich notdürftig schreiben läßt, nebst dreien Rohrstühlen — das bildete die Ausstattung des elegantesten unter den Zimmern des Hotel Eritreo.

In dem Speisesaal war ein Dutzend Tische aufgestellt, an denen zirka 30 Herren der italienischen Kolonie um 12 Uhr ihr Frühstück, um 7 Uhr ihr Diner einnahmen. Von einem kleinen Blättchen las man die Speisefolge ab, aus der einiges gewählt werden durfte. Bei fast gänzlichem Fehlen von Gemüse gab es nur zähes, wenig schmackhaft zubereitetes Fleisch und bessere Fische. Dann gute Früchte, aber doch eingeführt aus Italien. Zwei dunkelfarbige frische Burschen, nur in lange weiße Hemden gekleidet, warteten auf, Markus, ein koptischer Christ, und Mohammed, ein Moslim. Letzterer, in seiner lebhaften Weise, führte am schnellsten die ihm gegebenen Befehle aus.

Unter den Arkaden, längs dem Kai, gibt es dann noch einige von Griechen gehaltene Kaffeehäuser, in denen kühle Getränke nebst Thee, Schokolade und Kaffee angeboten werden.

Das wären die Sammelpunkte des geselligen Verkehrs. — Wenn man hier unter den Arkaden sitzt, so hat man den schönen Blick auf das Meer; aber kein Zweirad fährt vorüber, kein Wagen, kein Reiter zeigen sich. Pferde und Maultiere werden des teuren Futters wegen hier nicht gehalten. Keine Damen promenieren, da die italienischen Beamten meist unverheiratet sind. Keine Zeitungen liegen aus, da, ein in Asmara erscheinendes Amtsblatt ausgenommen, Journale hier nicht herausgegeben werden. Kein Stiefelputzerjunge bietet seine Dienste an. Nur Gondeln,



Ghinda, an der Kunststrasse von Massäua nach Asmara.

Zu Seite 28.





die vom Ufer abstoßen und das einzige Zirkulationsmittel bilden, gehen hin und her.

Farbige Leute in großer Anzahl schreiten vorüber. Denn unter den 15 000 Einwohnern der Stadt befinden sich nur etwa 250 Europäer, und diese zu  $\frac{2}{3}$  Italiener, zu  $\frac{1}{3}$  Griechen. So geben denn fast ausschließlich die Farbigen dem Straßenverkehre seinen Charakter. Und es sind unter diesen Leuten ganz prächtige Gestalten. Denn da hier, in Massâua, sich Afrika mit dem benachbarten Asien die Hände reichen, so sieht man hier Leute aus Indien und aus Yemen, aus Abessynien und dem Somalilande, Danakil, Gallas und Sudaner. Alle Schattierungen der Hautfarbe, vom Gelb der Malayan bis zum Ebenholzschwarz der Anwohner des Tsade-Sees, sind hier vertreten. Die Köpfe halten sie meist unbedeckt, ebenso auch Schultern und Brust; nur ein kurzer Schurz umgürtet ihre Lenden. Schenkel und Füße zeigen sich gleichfalls unbekleidet. Wenn diese Leute vorüber-schreiten, so hat man den Genuß, unter der scharfen Beleuchtung der Tropensonne, das schöne Spiel ihrer Muskeln zu beobachten.

Es ist zu verwundern, daß jede Badeeinrichtung hier in der Stadt fehlt. Weder ein arabisches Bad ist vorhanden, noch eine Vorrichtung zum Genuß der Seebäder. Ich nahm daher bei meinen täglichen Aus-fahrten, um 6 Uhr morgens, von meiner Barke aus ein Schwimmbad im Meere.

Meine beiden Diener Hassan und Mursi waren mit mir in demselben Hotel Eritreo untergebracht, doch sie verpflegten sich in der Stadt, in einer arabischen Garküche. Sie hatten während der 4 Tage meines dortigen Aufenthaltes eine bequeme Zeit. Vorbereitungen für meine Weiterreise waren hier nicht zu treffen, da die italienische Regierung versprochen hatte, für alles Erforderliche selbst sorgen zu wollen. So begleiteten sie mich nur auf meinen Spazierfahrten in den frühesten, wegen ihrer verhältnis-mäßigen Kühle empfehlenswerten, Morgenstunden in einer Barke. Wir sahen regelmäßig die Sonne aus dem Meere aufsteigen, nahmen ein Schwimmbad, landeten und machten einen kurzen Streifzug bald hier, bald dorthin in das Innere, um zu jagen, wobei Hassan als ein guter Schütze sich bewährte. Dann kehrte ich in das Hotel zurück, um mit Herrn Schimper zu arbeiten. Teils hielt er mir Vortrag über die Verhältnisse im Lande, teils diktierte ich ihm einige Niederschriften, sich beziehend auf die Entwicklungsgeschichte der Kolonie Erythräa, nach in Kairo gemachten Studien, welche er aber gut zu erläutern und zu ergänzen verstand.

Endlich lud der Abend wiederum, wenn die heißen Sonnenstrahlen schräger fielen, zu einem Spaziergange ein, und ich durchstreifte, gefolgt von einem meiner Diener, die Gassen auf den Inseln Massâua und Taolud, um das Volksleben an seinen Brennpunkten zu studieren.

Auch hier gab Herr Schimper mir alle die gewünschten Erläuterungen ;



er, mit dem ich bald das Kaffeehaus eines Arabers besuchte, bald den Laden eines Indiers, bald das Militär-Lazarett der Italiener, bald die runde, aus Stroh geflochtene Hütte einer abessynischen Hetäre, wo das junge Weib bereits im vollen Schmuck auf einem Teppiche in der Mitte des kleinen Raumes saß, um ihre Gäste zu erwarten.

Durch die Beziehungen zur europäischen Gesellschaft wurde ich hier wenig in Anspruch genommen.

Der fühlbare Rückgang in dem gesellschaftlichen Leben Massâuas hat einen doppelten Grund. Zunächst ist es die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Asmara und sodann die Abminderung des Handels. Zur ägyptischen Zeit war Massâua der Exportplatz für die reichen Produkte Abessyniens und des Sudân. Und unmittelbar nach der italienischen Besitzergreifung (am 6. Februar 1885) entwickelte sich eine sehr lebhafte Bautätigkeit hier am Orte, veranlaßt durch die Bedürfnisse der einzurichtenden jungen Kolonie. Dies gab dem Import damals einen lebhaften Aufschwung. Beides hat sich sehr abgeschwächt. Die Kolonie ist gegründet und strebt zur Zeit, mit einem beschränkten Budget auszukommen. Und der Export aus dem Sudân, sowie auch aus Abessynien hat stark abgenommen. Dieses letztere erklärt sich aus zwei Ursachen.

Im Süden ist es der Schienenweg Djibuti—Harar<sup>1)</sup>, von den Franzosen erbaut, und im Norden die Handelstraße Kassala—Sauâkin, von den Engländern eifrig begünstigt, welche jetzt die Produkte jener reichen Binnenländer auf den genannten Linien dem Roten Meere zuführen. Die zweite Ursache liegt in einem Mißgriffe der italienischen Regierung. Sie hat, um ihre Lire hier am Platze einzuführen, den Maria Theresia-Taler von ihren Kassen, auch von der des Zollhauses, als Zahlungsmittel ausgeschlossen. Dieses hat bewirkt, daß jene im Sudân allgemein zirkulierende Münze hier in Massâua sich stark entwertete, selbst bis auf 2,20 Franks; eine Entwertung, von welcher namentlich die aus dem Binnenlande kommenden arabischen Händler sehr fühlbar getroffen werden.

So ist der Exporthandel hier stark gesunken. Und der Importhandel arbeitet doch nur für die Ausstattung des Militärs und die nicht sehr umfangreiche europäische Kolonie. Die Eingeborenen in ihrer Bedürfnislosigkeit nehmen daran einen geringen Anteil. Der Hafen ist somit von Schiffen, selbst von den kleineren arabischen Küstenfahrzeugen, fast entleert.

Das hier am Platze in früherer Zeit bedeutende deutsche Handelshaus Bienenfeld u. Komp. ist eingegangen, oder vielmehr es hat sich eingeschmolzen in die mit dem Kapital von 1 Million Franks gegründete

---

<sup>1)</sup> Die derzeitige Endstation der Bahn heißt Dire-Dauah. Denn, nach langem Zögern, hat man sich entschlossen, das 1700 Meter hochgelegene Harar aufzugeben; der hohen Baukosten wegen. Eine 45 Kilometer lange Verbindungsstraße führt jetzt von Dire-Dauah nach Harar hinauf.

Società coloniana italiana, welche die Handelsinteressen des Platzes in ihrer Hand zu vereinigen sucht, aber keinen bedeutenden Umsatz haben soll.

Ich verdanke diese Angaben einem Herrn F., einem Östreicher, der, früher dem Hause Bienenfeld angehörend, jetzt auf eigene Rechnung hier arbeitet und die Handelsverhältnisse Massâuas aus einer 20jährigen Erfahrung sehr gut kennt.

Die Verbindung mit Europa wird bewirkt durch das alle Monate einmal kommende und gehende Dampfschiff der Linie Rubattino und dann durch einen wöchentlich einmal nach Aden laufenden Dampfer, der dort den Anschluß an die von Indien kommende Post vermittelt.

Eine konsularische Vertretung der auswärtigen Mächte gibt es in der Kolonie nicht, weder hier in Massâua noch oben in Asmara.

## KAPITEL IV.

---

### Asmara.

Die Grenzen der Kolonie Erythräa waren zu verschiedenen Zeiten sehr fließende. In mehrfachen Verträgen (der letzte datiert von dem 15. Mai 1902) ist man bemüht gewesen, jene Grenzen zwischen den Adjazenten, nämlich Engländern, Ägyptern, Abessyniern und Franzosen, näher zu bestimmen.

Als gesichertes Resultat geht aus diesen Verträgen hervor, daß die Küstenausdehnung der Kolonie vom Kap (arabisch „râs“) Kasar bis zum Kap Chitûma reicht, also vom 13. bis zum 18. Grade nördlicher Breite. Es ist dieses fast die ganze südliche Hälfte der Westküste des Roten Meeres. Dieser ausgedehnte Küstenbesitz verliert jedoch dadurch an Wert, daß derselbe zur Zeit nur zwei gute Häfen enthält, Massâua und das südlicher gelegene Assab. Der wichtige Hafen von Sauâkin, auf derselben Westseite des Roten Meeres, liegt bereits außerhalb der italienischen Interessensphäre, und wird, wenn erst die Bahnlinie Sauâkin—Berber (ihr Bau ist bereits in Angriff genommen) fertiggestellt sein wird, durch Ablenkung des sudanischen Exporthandels auf diese Straße sehr empfindliche Verluste für Massâua bringen.

Das Hinterland, welches im Rücken dieser langgestreckten Küste liegt, ist für den südlichen Teil, vom 13. bis zum 15. Grade nördlicher Breite, in seinen Grenzen noch unbestimmt. Dagegen für den nördlichen Teil, vom 15. bis zum 18. Grade, hat dieses Hinterland, welches hier den eigentlichen Kern der Kolonie umschließt, schärfere Umrisse gefunden.

Als Scheidegrenze gegen Abessynien hin gilt nun folgende Linie:<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Vergleiche dazu die Ausführungen von Prof. Paul Langhans, pag. 61 des Geographen-Kalenders, Gotha 1904, welche sich mit meinen Angaben fast decken.

Der Fluß Setit, welcher unterhalb Tomât in den Atbara einmündet, wird von dem Orte Abû-Gaml aus stromaufwärts verfolgt bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Majetêb. Dann geht man diesen aufwärts, jedoch in der Weise, daß der Djebel-Ala-Takûra noch an Erythräa fällt. Diese Linie verfolge man ostwärts bis zu dem Punkte, wo die beiden Flüsse Marêb und Maj-Ambêssa sich vereinigen. Letzteren dann aufwärts bis zu seiner Quelle. Dieses ist jetzt die Scheidelinie Erythräa im Süden gegen Abessinien hin.

Nach Westen hin, gegen den ägyptischen Sudân, ist bestimmend folgende Linie: Von Abû-Gaml in nordöstlicher Richtung über Sabderat bis hin nach Hadauêb. Hier biegt die Grenze dann scharf nach Osten um, schneidet bei Beled-Hakaldirbey den Barcafluß, und geht schließlich in nordöstlicher Wendung auf das Vorgebirge Râs-Kasar zu.

Daß bei solcher, nur teilweise berichtigten, Umgrenzung der Flächenraum der Kolonie 247,000 Quadratkilometer mit einer Einwohnerzahl von 191 127 Köpfen betragen solle, wie die letzten amtlichen Berichte sagen, ist eine Angabe von äußerst relativem Werte.

Die innere Verwaltung der Kolonie wird geregelt, unter Beseitigung der mancherlei auf diesem Gebiete in den verflossenen sieben Jahren geschehenen Mißgriffe, durch ein königliches Dekret vom 30. März 1902. Dieses stellt an die Spitze von Erythräa einen mit weitgehenden Vollmachten ausgestatteten Generalgouverneur, welchem nicht bloß die Zivil- sondern auch die Militärbehörden unterstellt sind. Diese verantwortliche Stellung bekleidet seit 1897 Ferdinando Martini. Das genannte Dekret bestimmt außerdem die Stärke der Kolonialtruppen, teilt die Zivilbeamten in drei Abstufungen und regelt deren Einkommen, sowie die Ansprüche auf Urlaub.

Jenen oben bezeichneten kompakten Hauptteil von Erythräa hatte ich nun die Absicht, von Ost nach West zu durchqueren, und zwar auf der Linie Massâua, Asmara, Cheren, Agordat, Sabderat, Kassala. Über diese Strecken liegen sehr genaue Karten vor, herausgegeben von dem Instituto Geographico Militare aus den Jahren 1890—1897.

Meine erste Etappe auf diesem Wege war „Asmara“.

Asmara, Residenz des Generalgouverneurs von Erythräa, Mittelpunkt für die Organe der Regierung und bedeutender Garnisonsort, ist zur Zeit als die Hauptstadt der italienischen Kolonie zu betrachten.

Es liegt auf einem Hochplateau, 2400 Meter über dem Meere. Der Weg von Massâua hinauf bedingt also eine sehr starke Steigung. Er wird zurückgelegt zunächst auf einer Eisenbahn, welche zur Zeit, etwa 30 Kilometer weit, bis Majatâl führt. An der Fortsetzung derselben arbeitet man eifrig, und ist der Unterbau fertig bis Ghinda.

Von Majatâl an benutzen wir heute noch die Kunststraße. Sie steigt



über die zum Meere sich hinabsenkenden Terrassen des Hochgebirges von Abessinien hinauf und ist ein Werk der italienischen Regierung. Durch Einschnitte in die Fels- und Erdwände der Berge ist der Weg gewonnen. Oft stützen ihn Substruktionsmauern. Kanäle führen die Bergwasser unter dem Wege durch. Hier schützen aufgeworfene Dämme, dort aus Holz errichtete Barrieren, dort angepflanzte Büsche von Feigenkaktus ihn gegen den Abgrund. Seine Oberfläche ist teils gewachsener Fels, teils künstliches Pflaster, teils abgewalzte Erde. Seine Breite ist so bemessen, daß zwei Wagen unter Vorsicht einander ausweichen können. Seine Länge beträgt 68 Kilometer. Ich legte ihn bergauf in einem leichten, mit zwei kräftigen Maultieren bespannten Wagen in 17 Stunden zurück; bergab bedarf es nur der Hälfte dieser Zeit.

Das Gebirge ist durchweg bewaldet und zeigt die Pflanzen der subtropischen Vegetation. Die Tierwelt besteht in Affen verschiedener Art, welche unerschrocken am Wege sich zeigen, und dann in einer überaus reichen Vogelwelt. Leoparden und Hyänen sollen in den Talkesseln hausen, doch bekam ich keine zu Gesichte.

Die Serpentinien sind von kühnster Windung und eröffnen nach allen Seiten hin die überraschendsten Ausblicke. Ich kenne verschiedene Kunststraßen der Erde. So die vortrefflich gehaltenen Wege, welche Norwegen durchschneiden, dann die Corniche, welche Nizza mit Mentone verbindet, und die berühmte Straße, welche von Rio de Janeiro hinauf nach Petropolis führt, der ehemaligen Sommerresidenz des brasilianischen Kaisers. Doch ich gestehe, keine Kunststraße hat mich so überrascht und interessiert, als diese.

Die offizielle Verbindung zwischen Asmara und Massâua geschieht durch einen berittenen Postboten für Briefe, welcher täglich, und dann durch eine Fahrpost, welche wöchentlich dreimal hinabgeht, und ebenso oft heraufkommt. Der mit einem Leinwandzelte überspannte, einfache Wagen faßt zehn Personen, welche für den Sitz 25 Franks bezahlen und ein nur beschränktes Gepäck mit sich führen dürfen.

Ich hatte meine Abreise von Massâua auf Mittwoch den 21. Januar festgesetzt. Der Zug nach Majatâl geht nur einmal am Tage und verläßt Massâua um sechs Uhr abends. Cavalliere Salvadei hatte mir bei der Verabschiedung gesagt, daß meine Beförderung Sorge der Regierung sei; ich würde auf allen Stationen alles Erforderliche vorfinden. Er sandte sogar Leute in das Hotel, um mein Gepäck nach dem Bahnhofe schaffen zu lassen, und für mich selbst, so kurz auch die Entfernung nach dem Bahnhofe war, seinen eigenen Wagen. Er persönlich war auf dem Bahnhofe „Taolud“, der seiner Residenz gegenüberliegt, zur Verabschiedung anwesend. Auf seinen Befehl mußte auch Herr Schimper in das für mich reservierte Coupé einsteigen, um bis zur Endstation Majatâl mich zu be-

gleiten, damit erforderlichenfalls jedes etwa dort eintretende Hindernis meiner Weiterreise durch dessen Eingreifen beseitigt werden könnte.

Wir passierten nun die Stationen Edgaberei, Otumlo, Möncullo, Amassat, Dogali und liefen um 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr abends in Majatäl ein. Hier trat uns der Stationsvorsteher mit der Meldung entgegen, daß der Wagen des Herrn Generalgouverneurs für mich aus Asmara angekommen sei und bereitstände; für meine Diener waren zur Stelle zwei gesattelte Maultiere und außerdem zwei bespannte Lastwagen für mein Gepäck. Die Führer derselben waren farbige Soldaten.

Da während der Fahrt eine Verpflegungsstation nicht sobald anzutreffen war, empfahl sich gleich hier die Einnahme eines Imbisses. In einem nahen Restaurant hielt ein Italiener Brauchbares feil. Herrn Schimper lud ich ein, mein Gast zu sein, und bald darauf erschienen Suppe, Eier speisen, Fische und Thee mit Gebäck auf dem Tische.

Der Abend zeigte sich ziemlich finster, als ich um 9 Uhr meinen Wagen bestieg. Es war ein leichtes Kabriolett mit zwei starken Maultieren bespannt. Ihr Lenker war der Abessynier Svasin, welcher ein geladenes Gewehr zwischen seinen Knien hielt. Mursi war mit der Gepäckkolonne bereits vorausgegangen, und mein erster Diener Hassan, die Doppel flinte über dem Rücken, folgte meinem Wagen auf seinem Maultiere. Laternen brannten am Kutschersitze und beleuchteten ausreichend den Weg. Wir legten ihn ohne Gefahr zurück, und erreichten eine halbe Stunde nach Mitternacht die Station Sabarguma, wo frische Maultiere eingespannt wurden.

Eine erleuchtete Herberge mitten im Hochwalde, darin ein freundlicher italienischer Wirt, der noch wach ist! — Meine Leute nehmen mit mir einen wärmenden Trunk, denn die Nacht ward kühl.

Da indessen die Schlafgelegenheit in dieser kleinen Herberge zu dürftig ist, so beschließe ich die Weiterfahrt, zumal Sabarguma eine berüchtigte Fiebergegend ist.

Nun geht es weiter durch den schweigenden Wald, dessen Stille nur das Aufklappen der Hufe, hier und da der Aufschrei eines wilden Tieres und einige Worte, gewechselt mit Svasin, der des Arabischen mächtig ist, unterbrechen. Wie dunkle Silhouetten gleiten Busch und Baum, durch die Wagenlaternen matt erhellt, an uns vorüber. Um fünf Uhr morgens sind wir endlich in Ghinda, einem in einem Waldkessel liegenden Städtchen. Es dämmt.

Hier beschließe ich, einige Stunden zu rasten. Elisa Mirabella aus Kalabrien, die Wirtin eines kleinen Hotels, öffnet, noch etwas schlaftrunken, auf unser Klopfen ihr Haus; richtet dann aber schnell ein reinliches Bett her, und erquickender Schlaf bis neun Uhr morgens, nebst darauf folgendem Thee, stärken mich zur Weiterreise.

Ghinda ist ein vollkommenes Paradies. In der Mitte zwischen Massäua

und Asmara gelegen, nimmt es teil an den Regenmengen, welche sowohl auf die Küste, wie auch auf das Hochplateau niederfallen. Auf diese Weise doppelt durchtränkt, ist es voll strotzender Fruchtbarkeit.

Um zehn Uhr stehen Wagen und berittene Diener für mich fertig. Der Genuß der Fahrt verdoppelt sich mit der Tageshelle. Man glaubt, in den Hochalpen der Schweiz zu sein. Die Bergkegel, trotzig und stark zerklüftet den Tälern entsteigend, stehen wie Zuckerhüte aneinander gereiht. Doch alles ist grün. Sykomoren, Feigen, Laurus, Myrte, Akazien wechseln. Darunter stehen Blütensträucher, wie Abutylon, Hybiskus, Ribes! — Kakteen, untermischt mit buntblühenden Gladiolen, säumen den Weg ein; und hängende Orchideen winden sich von Ast zu Ast.

Um zwei Uhr haben wir Nefasit erreicht. Hier werden wiederum die Maultiere gewechselt. Währenddessen verzehren wir ein mitgenommenes kaltes Frühstück. Nun steigt der Weg in den kühnsten Windungen auf zu dem Hochplateau von Asmara. Die Serpentinien, lang ausgezogen, liegen so dicht aneinander, wie die Federn einer Spirale. Hier tritt in der Pflanzenwelt nun ein Baum hervor, welcher für Abessinien so charakteristisch ist, die *Euphorbia candelabrum*, welche bis 60 Fuß Höhe erreicht. Es ist das Vorbild für den siebenarmigen Leuchter der Stifthsütte, und die Stellung der matt graugrün gefärbten Äste, fleischig wie Kakteen, erinnern lebhaft an jenes Gerät.

Eine Herde von etwa 30 Stück großer Affen läuft dicht vor uns quer über den Weg, indem einer dem anderen durch Handreichung zur Flucht verhilft, und sie sich gegenseitig, warnend und ermunternd, mit scharfem Aufschrei zurufen. Meine Leute haben schon die Flinten angelegt, doch ich verbiete ihnen, auf diese Tiere zu schießen.

Wir fahren durch Wolken hindurch, die an den Bergwänden hängen. Die Sonne verschleiert sich und es fällt ein Sprühregen auf unsere Schultern. Dann kommen wir wieder in den warmen Strahl, und weit, weit ausgebreitet liegen die grünen Täler zu unseren Füßen. Wir sind bald 7000 Fuß über dem Meere!

Eine unvergleichliche Stille herrscht ringsumher in der Natur. Kaum 20 Menschen sind uns den Tag über begegnet.

Nun sinkt bereits die Sonne, und es wird kalt. Rechts vom Wege rastet eine Karawane. Es sind Leute von dem Stamme der Beni-Amr. Auf ihren Kamelen haben sie Kaufmannsgüter aus Massâua heraufgebracht. Um ein Feuer gelagert, wollen sie die Nacht hier zubringen. Nichts anderes deckt ihre braunen Leiber als ein leinenes Hemde. Welch eine Abhärtung! Ich wechsele einige Worte mit ihnen und schenke ihnen kleine Münzen.

Wir haben das Hochplateau erreicht. In einer Entfernung von zwei Kilometern zeigen sich nun die Lichter von Asmara. Wir sind am Ziele!





Zu Seite 25.

Der Kranz der Tukül, welcher die neu entstehende Stadt

Asmara umgibt, mit einem, zwischen ihnen abgehaltenen, lebhaft besuchten, Markte der Eingeborenen.





„Asmara“ ist ein Wort der Amhara-Sprache, welches soviel bedeutet als „guter Weideplatz“. In der Tat, während des Sommers decken kurze, aber äußerst saftige Alpengräser diese Hochebene. Das Vieh, welches hier viel gehalten wird, ist im besten Futterzustande.

Zu den Zeiten der abessinischen Herrschaft war Asmara nichts weiter als ein befestigtes Militärlager. Râs Âloulâ, der vielgenannte Feldherr des Negus Johannes, wohnte hier inmitten seiner Soldaten. Diese waren untergebracht in Tukûl (der Singular heißt Tûkl), jenen charakteristischen kreisrunden, mit einem kegelförmigen Dache abgedeckten Hütten der Abessynier. Dem General selbst diente ein ganz gleichgeformtes, nur größer angelegtes Haus, auf einem Hügel gelegen, als Wohnung. Wohlerhalten, wird es noch heute gezeigt.

Erst die Italiener erhoben Asmara zu einer Stadt, und der gegenwärtige Generalgouverneur Martini machte es zu seiner Residenz. Bei seinem Einzuge 1897 fand er, nach seiner eigenen Mitteilung, kaum ein Dutzend Häuser europäischer Konstruktion hier vor, neben den allerdings sehr zahlreichen Tukûl der Eingeborenen. Heute ist Asmara ein ansehnlicher Ort von 8—9000 Einwohnern, die Garnison miteingerechnet; darunter 1000 Europäer, welche, abgesehen von einigen Griechen und den Mitgliedern einer hier arbeitenden schwedischen Mission, ausschließlich Italiener sind.

Zwei Dinge werden das weitere Wachstum Asmaras befördern, die Wichtigkeit seiner strategischen Lage und die Vorzüglichkeit seines Klimas. Es beherrscht die Straße nach Massâua. Zur Deckung derselben ziehen, auf Hügeln erbaut, drei Zitadellen sich rings um die Stadt, deren stärkste das Fort Baldissera ist. Die Garnison besteht aus 1000 eingeborenen und 300 italienischen Soldaten, nebst deren Offizieren.

Das Klima ist ein gemäßigtes. Im Maximum werden  $25^{\circ} + R.$  beobachtet, im Minimum  $8^{\circ} + R.$  Die Luft, an Ozon so reich, wirkt sehr nervenstärkend. Weder Tuberkulose, noch Diphterie, noch Scharlachfieber zeigen sich hier. Eine leichte Form des Aussatzes tritt unter den Eingeborenen auf, doch wirkt er nicht ansteckend. Wie der Arzt der schwedischen, hier dreißig Jahre arbeitenden Mission mir sagte, leben Aussätzige und Gesunde in der Ehe zusammen, ohne daß die Krankheit auf die Nachkommen sich überträgt.

Es war also sehr weise von Exzellenz Martini, das so heiße und erschöpfende Massâua als Hauptstadt der Kolonie aufzugeben, um dafür Asmara einzutauschen.

Als ich in Asmara einfuhr, sprach ich bei dem stattlichen Hotel Signorini vergebens vor; alle Zimmer waren besetzt; ich fand jedoch gute Unterkunft im zweiten Hotel „Italia“. Die Zimmer sind hier einfacher, aber gut gehalten, und die Verpflegung lobenswert.

Gleich den Tag nach meiner Ankunft machte ich dem Herrn Generalgouverneur meine Aufwartung, um für die so gütige Unterstützung meiner Herreise zu danken. Er lud mich zum Gabelfrühstück ein und stellte mir auch Maultiere zur Verfügung, falls ich in den Tagen meines hiesigen Aufenthaltes die Umgegend durchstreifen wollte.

Seine Exzellenz, dessen Gemahlin dauernd in Rom lebt, bewohnt zur Zeit eine kleinere Villa, welche seinen Vorgängern nur als Erfrischungsstation diente; doch wird ein größeres Dienstgebäude für ihn geplant. Die Villa liegt auf einem Hügel, und, getrennt durch einen wohlgepflegten Garten, ihr gegenüber befinden sich rechts das Gebäude für die Bureaus der Verwaltung, links das Kasino der Offiziere. Sonst macht sich unter den Gebäuden der Stadt bemerkbar noch die Post, ein Klubhaus der Zivilpersonen, zu dem mir höflicherweise, bald nach meiner Ankunft, eine Mitgliedskarte übersandt wurde, und ein kleines Theater. Die breit angelegten Straßen zeigen überdies noch große Lücken, wie das bei einem werdenden Orte nicht anders denkbar ist. Dieses ist die moderne Stadt Asmara. Nun denke man sich dieselbe umzogen von einem weiten Kranze jener runden Tukûl der Eingeborenen, zwischen denen reich belebte Gassen sich hinziehen, dann hat man vor sich das Bild der Hauptstadt von Erythräa.

---



Zu Seite 27.

Der derzeitige General-Gouverneur von Erythräa, Ferdinando Martini, und zwei Schéhs der Beni-Amr.





## KAPITEL V.

---

### Von Asmara nach Cheren.

Am Sonntag, den 25. Januar, vormittags hatte ich bei dem Herrn Generalgouverneur das Gabelfrühstück eingenommen und ihn ersucht, meine Weiterreise nach Cheren für den nächsten Tag gestatten zu wollen. Er hatte alle erforderlichen Transportmittel seitens der Regierung zu diesem Zwecke mir zur Verfügung gestellt. Schon am Nachmittage desselben Tages wurde mein umfangreiches Gepäck durch eingeborene Soldaten (askari, plur. asker) abgeholt. Und, als ich an der Abendtafel meines Hotels saß, erschien noch einmal ein Bote Sr. Exzellenz, um in einem Briefe mir folgende freundlichen Abschiedsworte zu sagen:

Il R. Commissario civile  
della colonia Eritrea.

Dimanche soir.

Cher Monsieur!

On vient de me dire, que tout a été arrangé selon vos désirs et nos ordres. Il ne me reste donc qu'à vous souhaiter le bon voyage en vous priant de bien vouloir, tant que vous serez dans la colonie, vous adresser à moi même pour tout ce qui peut vous être nécessaire ou agréable.

Votre dévoué  
Martini.

Den Abend brachte ich noch mit den mir bekannt gewordenen Herren im Klub zu, und am nächsten Morgen früh, bei klarstem Wetter, erfolgte meine Abreise. Es stand vor meiner Tür ein kleines Kabriolett, geführt von einem Askari, und dann ein gesatteltes Maultier für meinen ersten Diener Hassan. Der zweite Diener Mursi, als Aufseher über mein Gepäck, war mit der Kolonne bereits voraus. Diese bestand aus zwei

leichten Leiterwagen, mit je zwei Maultieren bespannt und war begleitet von vier Soldaten.

Der Weg nach Cheren beträgt 96 Kilometer, zerlegt sich also in zwei Marschtage. Er hat, wenn auch mit den Bergen auf- und absteigend, gleichwohl eine fallende Tendenz, weil Cheren um ca. 1000 Meter tiefer als Asmara liegt. (Asmara 2400, Cheren 1426 Meter über dem Meeresspiegel.)

Die Landschaft der Hochebene von Asmara, welche wir zunächst durchschneiden, trägt bei allem Sonnenschein einen noch winterlichen Charakter. Denn laublos steht mancher Busch, und die Erdoberfläche ist braun. Erst im Juni, bei den eintretenden Regen, erscheint das Laub, und es überzieht sich das Feld mit frischem Grün.

Indem nur hier und da ein umgebrochenes Ackerstück oder ein Stoppelfeld von Durra an Versuche im Ackerbau erinnern, tritt die Viehzucht in dieser Gegend breit und sicher auf. Viele Rinder- und Schafherden weiden noch draußen, und sie müssen zwischen den abgestorbenen Halmen ein ausreichendes Futter finden, denn ihr Körper ist rund und ihr Fell glatt, beides Zeichen guter Ernährung.

Die Rinder, von großer Figur und stark gehörnt, tragen einen Fettbuckel senkrecht über den Vorderbeinen, da, wo Hals und Rumpf sich zusammenschließen. Die Schafe, langohrig und ungehörnt, sind an Farbe schwarz, weiß, rehbraun; selten gesprenkelt.

Die Eigner und Hirten dieser ziemlich zahlreichen Herden sind die Beni-Amr, große, schlanke Gestalten, von dunkelbrauner Farbe, das lange schwarze Haar sorgfältig in Locken abgeteilt und stark durchfettet. Ihre Kleidung ist eine kurze, grauleinene Kniehose, und dann ein weißes Leinentuch, meist mit einem breiten roten Streifen durchwirkt, über die nackte Schulter geworfen. Köpfe und Füße bleiben stets unbedeckt. Sie sind Einwanderer von Osten her, haben arabisches Blut in ihren Adern und bekennen sich zum Islâm.

Scharf unterscheiden sich von ihnen die Abessynier, welche von Süden her einwanderten. In Tracht und Beschäftigung jenen gleich (auch sie sind meistens Viehzüchter), haben sie einen kleineren Körper, hellere Hautfarbe, intelligentere Gesichtszüge und stets glattgeschorene Köpfe. Als koptische Christen bekennen sie ihre Religion offen, indem sie sämtlich eine Schnur von blauer Seide oder Wolle um den Hals tragen, an welcher bei den Armen nichts, bei den Wohlhabenden ein Silberring, bei den Reichen ein Kreuz in Gold oder Silber bis auf die Mitte der Brust herabhängt. Männer, Weiber und Kinder nehmen teil an dieser Sitte. Außerdem lassen sie die Spitze des Kegeldaches ihrer Hütten gern in ein Kreuz auslaufen. Wie ihre Wohnhäuser, so sind auch ihre Kirchen, mit wenigen Ausnahmen, stets kreisrund angelegt, inwendig aber sehr schwach beleuchtet und von dürftigster Ausstattung.

Die Abessynier sprechen das Amhara, während die Beni-Amr das Arabische reden.

Es war mir sehr interessant, in der Kirche der schwedischen Mission zu Asmara einem für mich veranstalteten kleinen Konzerte beizuwohnen, in welchem etwa 40 junge Abessynier, übertragen auf Amharatexte, deutsche Melodien vortrugen, zum Beispiel: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ und „O, du fröhliche, o, du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“

Die gefalteten Hände, die Innigkeit in den Mienen während des Gesangsvortrages machten einen gewinnenden Eindruck und ließen auf innere Anteilnahme schließen.

Neben den Beni-Amr und den Abessyniern zeigen als Einwanderer von Westen her sich auch die Neger, obwohl in diesen Strichen noch vereinzelt.

Uns begegneten zahlreiche Trupps dieser verschiedenen Rassen mit Weib und Kind, die meisten zu Fuß; nur einige waren beritten. Manche hielten aus Bast geflochtene kleine Sonnenschirme über ihre nackgeschorenen Köpfe.

Der, meinem Wagen voranreitende, Askari winkte ihnen mit seinem Stabe schon von weitem. Dann traten die Leute ab vom Wege, machten Front und die Männer verneigten sich fast bis zur Erde. Reiter waren dabei abgestiegen und stellten sich neben ihren Tieren auf. Frauen und Kinder dagegen drückten sich scheu seitwärts.

Diese dem Europäer seitens der Eingeborenen entgegengebrachte Ehrerbietung ist für manchen eine Versuchung. Ermangelt er der Herzensbildung, so ergreifen ihn leicht Stolz und Hochmut, welche diesen schmiegsamen Landeskindern gegenüber zuweilen in Akte der Brutalität ausarten.

Ob hinter der Miene äußerer Devotion auch stets das Gefühl der Loyalität wohnt, läßt sich schwer feststellen. Auf meine diesesbezüglich an den Herrn Generalgouverneur gestellte Frage antwortete dieser, daß die Regierung sich mehr verlassen könne auf die Treue der Moslimim als auf die der koptischen Christen!

Unsere Straße, nur einspurig angelegt, ist auf dieser Strecke nicht so bequem fahrbar, wie die zwischen Asmara und Massâua. Die nach Westen zu sich streckende Hälfte derselben, nämlich zwischen Cheren und Az-Teclesan, ist ein Werk noch des Generals Baratieri, die östliche dagegen, zwischen Az-Teclesan und Asmara, ein Werk des gegenwärtigen Generalgouverneurs Martini.

Bei seiner Schmalheit und seinen scharfen Wendungen muß dieser Weg mit Vorsicht befahren werden. Ein italienischer Offizier, welcher mit seiner Frau an demselben Tage diese Straße zog, hatte das Unglück, den Wagen umzuwerfen, wobei die Dame 15 Meter weit den Abhang herunter



über Stein und Dornbusch geschleudert wurde, was ihr sehr erhebliche Verletzungen im Gesichte zuzog.

Um 3 Uhr nachmittags kam ich, nachdem wir 42 Kilometer zurückgelegt hatten, in meinem Nachtquartiere Az-Tecclesan an, einem kleinen Dorfe, von Abessyniern bewohnt. Neben ihm hat die Regierung ein Unterkunftshaus für Reisende erbaut, welches vier mit dem Erforderlichsten ausgestattete Zimmer enthält.

Ein zweites Häuschen, belegt mit zwei italienischen Soldaten, dient als Telegraphenstation. Dann ist noch dort ein geräumiger Stall für Maultiere. Zur Versorgung derselben sind acht Asker kommandiert, welche zugleich den Postdienst versehen, außerdem werden vier als Polizisten verwandt.

Neben der Station hält seinen kleinen Laden ein Grieche, welcher auch eine einfache Mahlzeit auf Bestellung liefert.

Nach meiner Ankunft wurde mir durch einen der italienischen Soldaten sogleich ein Zimmer geöffnet, in welchem ein sauber überzogenes Bett, ein Waschapparat mit frischem Wasser und ein Tisch nebst Stuhl standen.

Eine Stunde der Ruhe sowie ein Halbbad waren überaus willkommen. Nach kurzer Zeit trafen zwei andere Gäste aus Asmara ein, Major Martinelli und Kapitän Giovanni Tornari. Beide Herren reisten gleichfalls nach Kassala, betraut mit einer diplomatischen Sendung, um dort mit den benachbarten Engländern Detailfragen der Grenzbestimmung zu erledigen.

Major Martinelli war mir aus der Schiffsgesellschaft her bekannt. Kapitän Tornari führte sich in deutscher Sprache bei mir ein. Beide Herren hatten bei dem Griechen bereits ein Abendessen bestellt und luden mich zu Gaste. Wir speisten trotz der einfachen Verhältnisse außerordentlich gemütlich und bei lebhaftester Unterhaltung. Inzwischen war auch mit meinem Gepäck meine fliegende Küche eingetroffen, und Hassan servierte uns aus meinen Vorräten zum Schluß des Tages einen gut zubereiteten Thee nebst englischem, aus Kairo mitgebrachtem Gebäck und Marmelade.

Der nächste Morgen fand uns um 8 Uhr wieder auf dem Wagen. Die Herren Militärs, welche ritten, waren samt ihrer Suite bereits voraus.

Heute wurde die Landschaft um vieles schöner. Der Weg stieg zu Tälern hinab, welche mit reichstem Baumwuchs geschmückt waren. Vorherrschend tritt die *Euphorbia candelabrum* auf, und, da sie an ihren jungen, zum Himmel gestreckten, hellgrünen Zweigspitzen bereits amarantrote, große Blüten treibt, so nehmen die Bäume sich aus wie flammende Kandelaber, welche die Straße einfassen.

Zur *Euphorbia* gesellt sich der Affenbrodbaum, genannt *Adansonia*, nach seinem französischen Entdecker. Dunkelbelaubte, hohe, weitausgreifende Kronen auf Stämmen nicht selten von 14 Metern Umfang.

Meine Aufmerksamkeit erregt auch ein anderer Baum von zierlichster Gestalt. Wie Kupfer leuchtend ist seine Rinde, feingefiedert und hellgrün, gleich unserem Lärchenbaum, ist die Belaubung; dazwischengestellt sind silbergraue Dornen und kugelrunde, goldgelbe, wohlriechende Blüten von der Gestalt und der Größe einer Kirsche. Es ist der Gummi spendende Baum *Acacia triacantha*.

Auch aus der Zahl der Eingeborenen zeigen sich wieder sehr interessante Gruppen. Ein Zug abessynischer Jünglinge kreuzt unseren Weg. Sie tragen kreisrunde Schilde mit Elefantenhaut überspannt, langschäftige Speere und an den Hüften, in roten Lederscheiden, stark nach hinten gebogene Schwerter. Auf meinen Befehl ruft mein Askari sie heran. Nachdem ich ihrem Anführer zwei Franken geschenkt habe, gehorchen sie willig. Sie erzählen nun zunächst, daß sie auf einem Marsche ins nächste Dorf begriffen seien, um eine Braut abzuholen. Dann erboten sie sich auch, den Brauttanz vor mir aufzuführen. Unter Gesängen, hüpfend und springend, werfen sie Schilde und Speere in die Luft, um dieselben alsbald geschickt wieder aufzufangen. Nun prüfe ich genauer ihre Waffen. Die Schilde sind die interessantesten Stücke. Die Speere sind auch einheimische Arbeit. Aber, als ich eines der langen, krummen Schwerter aus seiner roten Lederscheide ziehe, entdecke ich, auf der Klinge eingepreßt die Marke „Solingen“! —

Sie ziehen ihres Weges! —

Jetzt begegnet mir ein Mann zu Fuß, der ein völlig nacktes, braunes Kind in seinen Armen trägt. Ich halte ihn an, um das Kind, welches willig auf meinen Schoß folgt, näher zu betrachten. Er selbst hält über seiner Schulter einen Stab aus Tamarindenholz, an dessen Spitze gebunden ein Päckchen hängt, sorgsam in graues Leinen geschlagen. Was mag dieses enthalten? Vielleicht Briefe oder Amulette? Ich bitte ihn, es mir zu öffnen, und er zieht ein Buch heraus, auf dessen Titelblatt folgende Worte stehen:

„Epistolae Apostolorum Domini nostri et Salvatoris Jesu Christi,  
Aethiopice et Amharice.

Basileae, C. F. Spittler. 1878.“

„Die Briefe der Apostel unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, in's Äthiopische und Amharische übertragen.“ — Basel 1878. —

Das war des braunen Mannes vademecum!

Seltsam! — Zwei Schwerter, eines geschmiedet in Stahl, das andere im Geiste, und beide deutschen Ursprungs, in den Händen dieser Eingeborenen. Man gestatte mir für dieses Mal, um des Vergleiches willen, das alte Basel in seiner Grenze etwas zu verrücken! —

Manche dieser Täler, in denen ein erquickender Schatten wohnt,

nehmen mit ihrem üppigen Pflanzenwuchse sich aus, wie die lauschigen Ecken in dem Parke eines reichen Plantagenbesitzers der Tropen. Nur zögernd, weil gefesselt durch den unvergleichlichen Zauber solcher Scenerie, treiben wir unsere Maultiere hindurch.

Die Tierwelt erscheint heute auffallend spärlich, ausgenommen die Vögel in ihren reichen Spielarten.

Unsere heutige Mittagsstation ist Piano (plaine) d'Halibaret, in einem sehr fruchtbaren Tale gelegen. Der Italiener, in dessen Herberge wir einkehren, kann aus seinem Garten uns Sellerie, Tomaten, Zitronen vorsetzen. Außerdem finden sich in seinem Laden Baumwolle und Tabak, welche er aus den Kulturen der Eingeborenen aufgekauft hat.

In der dicht umzogenen Laube des Gartens rastend, lassen wir, bei einer einfachen Kost, die heißen Mittagsstunden vorüberziehen. Dann geht es mit ausgeruhten Kräften und Tieren weiter. Die größere Hälfte des heutigen Marsches, 28 Kilometer, liegt bereits hinter uns, vor uns die kleinere von 26 Kilometern.

Von der Straße löst sich ein feiner Staub ab und mischt sich mit der heißen Luft, um die Ermüdung zu steigern. Man ist dankbar für jeden Schatten, welchen hier und dort eine Bergwand wirft. Und meinen Neid erregt die leichte Tracht der kaum bekleideten Eingeborenen!

Wir passieren den Fluß Anseba, einen Nebenfluß des Barca, welcher der Hauptstrom von Erythräa ist. Eine herrliche Gruppe mächtiger, schattenspendender Affenbrotbäume an seinen Ufern ladet zur Rast ein; das um so mehr, als ein Trupp Eingeborener bereits unter ihnen lagert. Der eine derselben zeigt mir seinen selbstgeflochtenen Sonnenschirm, der andere sein Trinkgefäß, der dritte seinen Speiß. Kupferstücke nehmen sie, zutraulich dankend, als Geschenk von mir an.

Dann, einige Kilometer weiter, passieren wir das Dorf Habi-Mentel. Und nun senkt sich die Straße scharf dem flachen Tale zu, in welchem Cheren liegt.

Rechts vom Wege zeigt sich eine Reihe altabessinischer Gräber, aus Steinen aufgebaut. In verjüngter Gestalt ahmen sie die Wohnungen der Lebenden nach, sind also, wie diese, kreisrund und kegelförmig abgedeckt. Doch die einen haben weiße, die anderen schwarz getünchte Flächen, und der Glaube der Eingeborenen besagt, daß jene weißen Gräber frommen, diese schwarzen aber unfrommen Toten zugehören.

Bald nach 5 Uhr fahren wir in Cheren ein. Da die Herren Martinelli und Tornari, welche uns vorausgeeilt, die Boten unseres Kommens waren, so wartet unser ein festlicher Empfang. Der Kommandant des Städtchens, Kapitän Gallina Guiscardo, gefolgt von seinen Offizieren, kommt uns entgegen. Begrüßung und Vorstellung finden statt. Zunächst werde ich eingeladen, im Kaffeehause am Markte, mit den Herren einen Willkommen-





Cheren mit seiner Zitadelle. Hier mein Absteigequartier.

Zu Seite 33.





trunk zu nehmen. Dann teilt mir der Kommissär, Herr Bartoli, mit, daß in Ermangelung eines Hotels am Orte, Seine Exzellenz durch Telegramm bestimmt habe, sein eigenes Absteigequartier auf der Zitadelle für mich bereit zu stellen, drei wohleingerichtete Zimmer, und außerdem ein Gelaß für meine Leute und mein Gepäck!

Dieser Mitteilung fügte der Kommandant die Einladung hinzu, im Kasino der Offiziere um 7 Uhr das Diner einzunehmen.

Ich hätte mich gern zurückgezogen, Schweiß und Staub im Bade abgeschüttelt und den Anzug gewechselt; allein man ließ mich nicht fort.

Um 7 Uhr begaben wir uns zur Tafel, an der etwa zwölf Offiziere, darunter auch Martinelli und Tornari, sich niederließen. Ich teilte den Herren mit, daß heute der Geburtstag des deutschen Kaisers sei. Sie stimmten freudig zu, und mit italienischem Weine, unter lebhaften Euvivarufen, tranken wir hier in dem fernen Erythräa auf das Wohl dieses von uns so geliebten und vom Auslande so bewunderten, Fürsten!

Cheren, von den Eingeborenen auch „Sanhit“ genannt, ist der Hauptort des ca. 16000 Einwohner zählenden Ländchens der Bogos. Dieser Stamm, zur Familie der Araber gehörig, ist ein sehr kräftiger Menschenschlag. Dem Handel ergeben, beherrschten die Bogos von alter Zeit her die Karawanenstraße vom Nil über Kassala bis zum Roten Meere.

Die Stadt selbst enthält zur Zeit 2415 Einwohner, darunter nur 96 der weißen Rasse, nämlich 61 Italiener, 28 Griechen, 7 Schweden. Dann einige Asiaten, wie 20 Inder und 2 Syrer. Die Garnison zählt ein Bataillon (zu 500 Mann) eingeborener Soldaten, 50 Kanonen und 50 Chasseurs. Diese letzteren, wie auch die Offiziere, sind Italiener.

Die Lage der Stadt ist malerisch in Mitten einer fast kreisrunden Hochebene, welche flachabfallende, nicht zu hohe, Felsenkegel umziehen. Man könnte den Ort mit Salzburg vergleichen. Denn, wie dort, lehnt sich hier an einen zinnengekrönten Berg die Stadt. Die Zitadelle, ein starkes Werk, ist noch ägyptischen Ursprungs. Die Stadt aber erbauten die Italiener. Um einen viereckigen Marktplatz reihen sich einstöckige Häuser, darunter die Post, das Kommissariat, Läden und Schenken. Dann noch einige parallel laufende Straßen. Seitlich auf einem Hügel die neuerbaute Moschee neben einer griechischen Kapelle und nicht fern davon das Kasino der Offiziere.

Als Vorstädte lehnen sich an zahlreiche Gruppen von Tukûl der Eingeborenen, in reinliche Gassen abgeteilt.

Diese durchwandernd, fielen mir ausgesteckte Fähnchen in weiß und rot auf. Mein Führer, ein Bogos, bedeutete mich, das hieße so viel, wie: „In diesem Tûkl schenkt man frischen Honigwein aus!“ Er ist das Nationalgetränk der Bogos, benannt von ihnen „tedsch“ oder auch „mess“. — Honigwaben und Wasser zusammengetan mit einem Zusatz der getrockneten

und zerkleinerten Blätter des Giscostrauches geben eine Mischung, welche man drei Tage gären läßt. Dann wird der Trank geklärt und durchgeseibt, um das zur Oberfläche aufsteigende Wachs zu entfernen. Nun ist derselbe fertig. Ich kostete davon hier und dort. — Der Geschmack ist süß-säuerlich und nicht übel, die Mischung aber sehr alkoholreich. Es sollen drei Becher genügen, einen Mann zu berauschen.

Etwa fünf Stunden entfernt von Cheren, in westlicher Richtung, am Flusse Anseba, hat man Felder weißen Quarzes entdeckt, welcher mit Goldadern durchsprengt ist. Eine Gesellschaft von Italienern und Engländern hat sich gebildet, welche die Ausbeutung der Minen betreiben will; doch haben die Arbeiten noch nicht begonnen. Man baut auf diese Anlagen große Hoffnungen, deren Bestätigung indessen noch im Schoße der Zukunft liegt.

Meine so angenehme Wohnung, Schlaf-, Eß-, Arbeitszimmer, groß und luftig, sowie die anregende Gesellschaft, veranlaßten mich, noch einige Tage hier zu bleiben, zumal meine Tagebücher der Vervollständigung bedurften. Die kleinen Mahlzeiten lieferte mir mein Koch, das Diner nahm ich regelmäßig, abends 7 Uhr, im Kreise der Offiziere ein, unter denen sich einige auf die Prüfung zur Kriegsakademie, welche in Turin abgelegt wird, vorbereiten. Die Unterhaltung mit diesen Herren war für mich ein Vergnügen, und zugleich reich an Belehrung.

Die Luft, besonders hier oben auf der Zitadelle, ist ausnehmend gesund und von erfrischenden Winden bewegt.

Der fruchtbare Boden rings um die Stadt wird, wenn erst eine ernste Kulturarbeit ihn erfaßt hat, sicher die aufgewandte Mühe belohnen.

---

## KAPITEL VI.

---

### Von Cheren nach Agordat.

In Cheren ist für den Reisenden eine durchgreifende Änderung in seinen Transportmitteln erforderlich. Hatte bisher die italienische Regierung in großer Liebenswürdigkeit Wagen und Maultiere aus ihren Depots mir zur Verfügung gestellt, so hörte diese Hilfeleistung in Cheren auf. Denn hier endet zur Zeit die von Massâua ins Innere führende Kunststraße, und mit ihr der auf derselben unterhaltene Transportdienst für die Organe der Regierung, oder deren Gäste. In Cheren entstand also für mich die Notwendigkeit, aus eigener Initiative und auf eigene Rechnung eine Karawane für den Weitertransport zusammenzustellen. Doch muß ich sofort hinzufügen, daß in Bezug auf die Auswahl der Leute und der Transporttiere, sowie auf die Festsetzung der Preise, die Regierung durch ihren Kommissar in Cheren in wirksamster Weise mich unterstützt hat.

Ich kaufte für meinen persönlichen Dienst zunächst ein junges Maultier abessynischer Zucht um den Preis von sechs Pfund Sterling, mietete dann ein zweites für meinen Diener Hassan um den Tagespreis von zwei Franks und außerdem fünf Kamele nebst drei Treibern. Letztere wurden für die Strecke gedungen und erhielten bis Kassala 23 Maria Theresia-Taler. Da dieses ein Weg von 187 Kilometern ist, so muß der Preis als ein sehr mäßiger bezeichnet werden. Außerdem verstärkte ich meine Dienerschaft durch zwei Abessynier, welche die Pflicht hatten, zur Nachtzeit als Zeltwächter zu dienen. Diese erhielten ein jeder täglich zwei Franks Lohn. Endlich stellte mir der Kommandant, kostenlos für mich, eine Ehrengarde von vier berittenen Soldaten zu meiner Begleitung bis nach Agordat.

Auf diese Weise bestand meine Karawane nun aus fünf Kamelen und



sechs Maultieren, sowie aus elf Bediensteten. Da die Soldaten mit Karabinern bewaffnet waren, die beiden gemieteten Wächter gleichfalls von der Regierung in Cheren Schußwaffen erhalten hatten und meine beiden Diener Doppelflinten trugen, so hatten wir acht Schüsse in Bereitschaft, während die drei Kameltreiber jeder mit Speer und Schild bewaffnet waren.

Diese kriegerische Ausrüstung könnte auf eine Unsicherheit der Straßen in Erythräa schließen lassen. Allein, eine solche besteht durchaus nicht! Man reist hier zu Lande mit der gleichen Sicherheit, wie in Deutschland; ja mit einer größeren, weil hier das Verbrechen, dieses Produkt einer überreizten und falschgerichteten Kultur, fehlt. Unsere Waffen wurden auf dem Marsche nur zu Jagdzwecken benutzt. Und meine Leute entwickelten eine mir sogar zu lebhaft Jagdlust, was uns oft genug aufhielt. Denn der Reichtum an eßbarem Wilde in dieser Gegend, zum Beispiel Gazellen, Perlhühner, Hasen und wilde Tauben, ist ein sehr großer.

Die Marschordnung unserer Karawane war in der Regel folgende. An der Spitze zwei farbige Soldaten auf Maultieren, zugleich als Wegweiser dienend. Dann die beiden abessynischen Wächter zu Fuß, ihre Büchsen über die Schulter geworfen. Dann ich, mit Hassan zu meiner Linken. Dann die fünf mit meiner Bagage und den Wasserschläuchen belasteten Kamele, ein jedes durch ein längeres Seil geknüpft an den Schweif seines Vordertieres, um ihr Ausbrechen aus der Linie zu verhindern, wozu diese Tiere große Neigung haben. Das Leitseil des ersten Kameles hält in der Hand der Schêch Mohammed, welcher in stolzer Haltung voranschreitet. Denn er ist der Eigner der kräftigen Tiere. Sein Haupt umwindet ein weißer Turban. Sein Oberkörper, kaffeebraun gefärbt, ist nackt. Ein leichtgefaltetes, weißes Tuch deckt ihn vom Gürtel bis zum Knie. Seine Füße schützen selbstgefertigte Sandalen. Zur Seite der anderen Tiere schreiten die beiden Beni-Amr. Diese waren nach Landessitte sorgfältig frisiert, gingen aber sonst fast ganz unbekleidet.

Auf dem letzten Kamele sitzt mein zweiter Diener Mursi. Es ist seine Pflicht, darauf zu achten, daß keines unserer Gepäckstücke aus den Fangnetzen gleite. Zum Schluß reiten wieder zwei farbige Soldaten.

In dieser Marschordnung bewegte sich in der Regel die Karawane, und zwar im Schritt, oder im leichten Trabe. Mit dieser Gangart waren wir imstande, täglich 40 Kilometer in Bequemlichkeit zurückzulegen.

Zumeist wurde mit Sonnenaufgang, um 6 Uhr, aufgebrochen. Nach fünfständigem Marsche, um 11 Uhr, wurde in einem Wäldchen, oder in der Nähe eines Brunnens abgesattelt, um so, während der größten Tageshitze, im wohltuenden Schatten, bis zwei Uhr zu verweilen. Dann erfolgte Fortsetzung des Marsches bis 5 Uhr, zu welcher Zeit das Lager für die Nacht aufgeschlagen und bezogen wurde.

Der Kommandant Gallina Guiscardo hatte mich am Nachmittage vor

meiner Abreise auf der Zitadelle abgeholt, um einen Spazierritt in meiner Gesellschaft zu machen. Wir besuchten unter anderem den Garten der katholischen Mission der Kapuziner, in welchem sowohl die Abteilung für Gemüse, als die für Fruchtbäume, meine Bewunderung erregte durch die Sorgfalt der Kulturen, wie auch durch die aus dem fruchtbaren Erdboden gewonnenen Erträge. Man servierte uns dort eine sehr zarte, melonenartige Frucht, gepflückt aus dem Gipfel des hohen, der Dattelpalme nicht unähnlichen Melonenbaumes. Von den Eingeborenen wird dieselbe „Papaja“ genannt. Die Praxis der katholischen Mission ist es, wie ich auch anderwärts fand, ihre Pflegebefohlenen mehr zur Arbeit und einem geordneten Wandel, als zur dogmatischen Erkenntnis zu erziehen, was wohl unbedingte Zustimmung verdient.

Am Abend speiste ich wiederum im Kasino der Offiziere des vierten Battaglione Indigeni, und man hatte mir zur Ehre das Musikkorps, lauter farbige Soldaten, bestellt, welche vor den geöffneten Glastüren unseres Speisesaales ihre lustigen Weisen an Märschen und Tänzen in die laue Abendluft hinausschmetterten.

Dann verabschiedete ich mich von diesen liebenswürdigen Herren, um am nächsten Morgen in aller Frühe aufzubrechen.

Es war drei Uhr, als der Wächter an unsere Türe klopfte; um vier Uhr war der Thee eingenommen, die Kamele beladen, die Maultiere gesattelt. Gegen fünf Uhr setzte sich die Kolonne in Marsch. Nacht lag noch über den Bergen. Das scharfe Auge der Naturkinder durchdrang das Dunkel. Meinem Maultiere aber ging einer der Zeltwächter mit einer angezündeten Laterne voraus. Da erhob sich, nach kurzer Dämmerung, die Sonne. Es war sechs Uhr. Sie beleuchtete eine wilde Felsengegend. Der Weg, ein Naturpfad, hatte nur hier und dort die leichte Nachhilfe durch Menschenhand gefunden. Wagen hätten hier gewiß nicht mehr fahren können; doch für Maultiere und Kamele war der Pfad durchaus gangbar.

Wir steigen hinab in das Tal des Flusses Agat, um lange Zeit seinem Laufe zu folgen. Er ist zur Zeit vollkommen trocken, doch, daß er in den Regenmonaten weit über seine Ufer tritt, beweisen die in seinem Überschwemmungsgebiete angelegten Durrapflanzungen, welche ihn begleiten. Indessen menschliche Wohnungen fehlen. Jene Pflanzter sind Nomaden, welche in beweglichen Zelten wohnen. Und, um andere Weideplätze für ihr Vieh aufzusuchen, haben sie, nach eingesammelter Ernte, längst ihre braunen Wohnungen aus Ziegenhaaren abgebrochen. So macht die Gegend einen fast verlassenem Eindruck.

Doch, an Wanderern fehlt es nicht! — Da sitzt am Wege eine Gruppe von Negern rings um einen Napf von Durrabrei und frühstückt. Sie geben an, daß sie aus „Schakka“ in Dâr-Fûr kommen und nach Mekka wollen.

Welch ein Weg! — Und stets zu Fuß! Ohne Reisemittel und kaum bekleidet! — Ich durchsuche ihre Säckchen. Der Proviant an Durra reicht höchstens noch auf zwei Tage. Dann müssen sie sich durchbetteln. Und wer wird ihnen den Fahrschilling geben zur Überfahrt von Massâua nach Djedda? — Alle diese Opfer werden von ihnen gebracht um einer religiösen Idee willen! — Nur, um die Lippen drücken zu können auf jenen schwarzen Stein inmitten der heiligsten Moschee des Islâm; jenen Stein, auf welchem, der Überlieferung nach, der glaubensstarke Abraham einst seinen einzigen Sohn Jehova zu Ehren hinzugeben bereit war; um eben diesen Stein zu küssen, werden jährlich tausende von Meilen von zahllosen Pilgern zurückgelegt! — Es liegt eine Glaubensenergie in den Bekennern des Islâm, die uns immer wieder in Erstaunen setzt.

Voll Mitleid, darf ich sagen, voll Achtung vor diesen armen, und doch an Idealismus so reichen Menschen, schenkte ich ihnen einige Franken, welche sie, auf die Knie fallend, hinnahmen. Nun legen sie ihren geringen Hausrat auf die nackten, schwarzen Köpfe und pilgern weiter gen Osten.

Unter der Pflanzenwelt machte sich hier besonders bemerkbar ein Staudengewächs, von den Eingeborenen „Gindah“ genannt (*calotropis procida*). Durch Verholzung von unten aufwärts wird die Staude auch zum Baume. Die Blätter, groß, fleischig und graugrün gefärbt, stehen paarweise am Stengel aufrecht. Aus den Winkeln derselben brechen Blumenbüschel hervor, nicht unähnlich unseren violettgefärbten Cinerarien. Die grasgrünen Früchte, in Form von kleinen Melonen, zahlreich rings um den Stamm hängend, sind federleicht; denn sie enthalten nichts weiter als Wind, und als Achse einen, mit schwarzgefärbten Samen besetzten Strang. Die Eingeborenen fürchten sehr diesen Strauch, weil der weiße, schleimige Saft, welcher den gebrochenen Zweigen in großer Menge entquillt, äußerst gefährliche Eigenschaften besitzt. Auf das Fell eines Tieres gespritzt, zerstört er dessen Haare, und, wenn er in ein menschliches Auge dringt, zerstört er dessen Sehkraft.

Ich hatte an diesem Tage ohne Pause den Marsch fortsetzen lassen, und so kamen wir schon um 1½ Uhr auf unserem Bestimmungsorte an. Es war die Station „Adartê“, welche 43 Kilometer von Cheren entfernt liegt. Ihre Lage ist sehr malerisch, inmitten eines Wäldchens von Aeben-Bäumen, deren Belaubung mich an unsere Tamarix erinnert.

In einem einfachen, der Regierung gehörenden Gebäude liegen neben einem auf drei Seiten geschlossenen Schuppen, zwei kleine Zimmer zum Gebrauch durchreisender Offiziere. Das letzte, ausgezeichnet durch den Vorbau einer Veranda aus Palmenzweigen geflochten, wählte ich für mich, das zweite bezogen meine beiden Diener, mein Gepäck lagerte unter dem Schuppen, und in einer Ecke desselben improvisierte Mursi seine Küche.

Die Jagdbeute des Tages, zwei fette Perlhühner und ein Hase wurden ihm zur Zubereitung übergeben.

Als Mobiliar jenes Zimmers fand ich nichts weiter vor, als ein einfaches Angarëb. Dieses ist ein mit Palmenrippen überflochtenes Ruhebett. So wurden denn meine Sachen ausgepackt und mit ihnen zur Nachtruhe alles behaglich eingerichtet.

Meine Leute hatten sich in Gruppen gesondert, die Asker, die Beni-Amr, die Abessynier. Jede Gruppe entzündete ihr Feuer, und man setzte sich ringsumher. Es wurde gekocht, geschmort, gebacken, was ein jeder liebte und hatte. Dazu kamen einzelne Pilger, welche baten, die Nacht bei uns bleiben zu dürfen. So entstand ein buntes Leben. Am meisten interessierte es mich, zu sehen, wie die Abessynier ihr Brot buken. Um einen runden Stein aus Porphyrr streichen sie gleichmäßig den Teig aus Durra- oder, wenn es hoch kommt, aus Weizenmehl, und schieben die so geformte Kugel an's Kohlenfeuer. Nach Bedarf wird dieselbe gewendet, um auf allen Seiten gebräunt zu werden. Der Stein aber, im Inneren sich schnell erhitzend, backt von innen. So wird der Teig, unter zwei Gluten genommen, in kürzester Zeit vollkommen gar. Schließlich zieht man die Kugel vom Kohlenfeuer zurück, und das Brot ist gebacken. Der Mantel der Kugel wird nun abgeschlagen, zerteilt und umhergereicht. Ich kostete ein Stück dieses Brotes und fand das Gebäck so schmackhaft, daß ich anordnete, das für meinen Tisch bestimmte Brot künftig in derselben Weise herzustellen.

Für mich hatte man unter den dichten Zweigen eines Aeben-Baumes Tisch und Stuhl aufgestellt. Hier nahm ich um 4 Uhr meinen Thee, und um 7 Uhr mein Abendbrot ein.

Ein müder Mekka-Pilger aus dem Sudân, von tiefschwarzer Hautfarbe, welcher sich beklagte, den ganzen Tag noch nichts gegessen zu haben, hatte auf mein Geheiß meinem Tische gegenüber auf die Erde sich niedergelassen. Hier wartete er auf die Brocken, welche von des Herrn Tische fielen. Ich lasse ihm von der Suppe bis zum Nachtschisch reichen, was übrig bleibt, und er sättigt sich mit jener herzhaften Freude, welche Mienen und Geberden lebhaft genug aussprechen. Es macht so unbeschreiblich glücklich, helfen und geben zu können.

Ein frischer Nachthauch streicht belebend durch die Zweige. Das Thermometer war bis auf 15 Grad R. gesunken, und die Sterne des südlichen Himmels quollen in funkelnden Trauben auf uns hernieder. Das sind erquickende Ruhestunden im bewegten Reiseleben! —

Am nächsten Morgen 6 Uhr ist alles gepackt, gesattelt und wiederum reisebereit.

---



## KAPITEL VII.

### In Agordat.

Heute hatten wir einen Weg von nur 38 Kilometern vor uns, bis Agordat.

Da Agordat 686 Meter über dem Meere liegt, Cheren dagegen 1426 Meter, so zeigt der Weg eine starke Senkung.

Wir durchschneiden zunächst eine Hochebene, besetzt mit der graziösen Schirmakazie. — (*Zizyphus spina Christi*, von den Arabern „Nabaq“ genannt.) — Termitenhaufen steigen, oftmals diese Bäume umklammernd, bis zu zwei und drei Metern in die Höhe. Ihr Erdmantel ist so felsenhart, daß er den Angriffen von Stock, Lanze, und selbst der Schußwaffe widersteht.

Vereinzelte Exemplare der Dumpalme zeigen sich. Abweichend von der Dattelpalme, ist an ihr charakteristisch die mehrfache Gabelung des hohen Stammes. Die nicht starke Belaubung wird gebildet von den bekannten, den Fingern einer ausgespreizten Menschenhand gleichenden, breiten Blättern. Der Baum, eigen dem zentralen Afrika, reicht hinauf bis zum 26. Grad nördlicher Breite. Seine Früchte, welche in großer Anzahl zwischen den Blättern der Krone traubenartig herabhängen, werden von manchen europäischen Reisenden als ungenießbar erklärt. Ich muß dem widersprechen. Ein Eingeborener richtete mir eine Frucht, welche einer dunkelgefärbten Kartoffel nicht unähnlich sieht, zu. Er löste die glatte, harte Haut mit seinem Messer ab. Darunter zeigte sich dann ein gröberes Zellengewebe von hellbrauner Färbung. Dieses, in dünne Scheiben geschnitten, schmeckte zwar etwas trocken, aber sehr ähnlich unserem heimischen, braunen Pfefferkuchen. Unter diesem Zellengewebe aber sitzt ein großer, sehr harter Kern, welcher, zersägt, im Inneren eine transparente, alabasterartige Masse zeigt. Ich glaube, dieselbe müßte ein vorzügliches



Agordat und seine beiden Zitadellen; rechts der Friedhof mit den Gräbern der am 21. Dezemb. 1893 gefallenen Soldaten.  
Im Vordergrund ein Wald von Dûmpalmen.

Zu Seite 43.



Material für die heimische Knopffabrikation bilden. Später kaufte ich auf dem Markte von Kassala kleine, von den Eingeborenen daraus gedrechselte Flakons in zierlicher Form, welche Arbeit meine Vermutung bestätigt. Die Früchte, in großen Massen vorhanden, gelten hier als wertlos.

Ich hatte um 11 Uhr vormittags am Ufer des breiten Flusses „Carobel“ absatteln lassen. Er ist ein Nebenfluß des Hauptstromes von Erythräa, des Chor „Barca“, von manchen Reisenden, wie zum Beispiel von Dr. Junker, auch „Baracca“ geschrieben. Aber auch sein Bett zeigt um diese Zeit nur eine tropfenlose Sanddecke. Wenn die Regen in diesen Breiten fallen, von Anfang Juli bis Ende Oktober, dann schäumt er, breit hinflutend, über die Ufer hin. Indessen, auch jetzt ist sein tieferer Schoß nicht gabenarm. In seinem scheinbar trockenen Flußbette sind Brunnen aufgegraben, welche schon auf zwei Meter Tiefe das beste und reichlichste Trinkwasser liefern. Die Schachtwände, aus feuchtem Sande und Lehm bestehend, sind zu ihrer Befestigung mit den biegsamen Zweigen des Aeben-Baumes ausgeflochten.

Braune, junge Hirten stehen paarweise über die Brunnenöffnungen gebeugt und schöpfen, indem sie ihre ledernen Beutel, welche an Stricken, geflochten aus schmalen Streifen des Palmenblattes, hängen, hurtig hinabsenken in die begehrte Flut. Dabei singen sie einen Wechselgesang. Der eine ruft: „Aëressô“, und der andere antwortet: „Nabi essêm“. Das heißt in dem arabischen Dialekte der Beni-Amr: „Mohammed ist der Prophet, gesandt von Gott!“ — Immer wieder diese Kraft des Islâm, welche auch die tägliche Arbeit mit einem Glaubensbekenntnisse verknüpft!

Die vollen, heraufgezogenen Beutel gießen die beiden jungen Hirten aus in flache Schalen von 3 bis 5 Meter Durchmesser und 40 Zentimeter Tiefe. Sie sind auf dem Sandgrunde des trockenen Flußbettes aufgebaut und durch einen starken Rand aus Lehm umdämmt. Um eine ganze Reihe fortlaufender Brunnen zähle ich je zwölf solcher großen Schalen gruppiert.

Und nun, um die Mittagsstunde, kommen die Rinder von allen Seiten herbeigelaufen, stellen sich um die Schalen und trinken. Dabei steht ein kleiner, nackter, brauner Junge in der Mitte des Beckens mit einer langen Rute in der Hand und hält auf Frieden. Wer von den Tieren seinen Nachbar wegstößt, oder gar selbst mit den Vorderfüßen in das Trinkwasser treten wollte, bekommt unweigerlich einen Schlag auf seinen Kopf. Es mögen wohl tausend Stück Rindvieh hier versammelt stehen, Prachtexemplare des „bos indicus“. Ich gestehe, kaum irgendwo in Europa so schönes, großes, wohlgenährtes Vieh gesehen zu haben, wie hier unter den Händen der Beni-Amr. Spiegelblank ist ihr buntgezeichnetes Fell, ohne den kleinsten Flecken, wie das stets dort der Fall ist, wo nicht eine unnatürliche Stallfütterung die Tiere ihrer Freiheit und somit der eigenen Sorge für ihre Reinlichkeit beraubt. Denn sich selbst überlassen, hält sich jedes Geschöpf sauber.



Seltsamerweise sind hier die weiblichen Exemplare sehr stark und stattlich, die männlichen aber nur schwach behörnt. Ein Bulle hat hier den Preis von 20 bis 30, eine Kuh den Preis von 50 bis 60 Maria Theresia-Talern. Aber wie schwer lassen sich diese in der Freiheit weidenden Kühe doch melken! — Mein Diener erscheint mit einer Kanne und will Milch zu meinem Abendthee haben. Zwei Leute müssen nun eine Kuh festhalten, und ein Dritter melkt. Das Tier aber gibt seine Milch nur her, indem ein Vierter ihm ein Stück Kalbfell unter die Augen hält. Offenbar soll damit die Vorstellung erweckt werden, als wenn das Kalb es sei, welches am Euter trinkt. So gibt die wilde Kuh freiwillig nur ihrem Kinde, aber widerstrebend dem Menschen ihre Milch her.

Nachdem das Rindvieh sich an jenen Schalen sattgetrunken hatte, kamen Ziegen und Schafe in sehr großer Menge mit ihren Hirten heran. Prachtexemplare sind auch diese Tiere. Vielen Mutterziegen sind die Zitzen unterbunden, damit die bereits entwöhnten Lämmer die Milch nicht wegsaugen. Auch hier geht das Tränkgeschäft in bester Ordnung vor sich. Es ist ein Bild, wie herausgeschnitten aus der Patriarchenzeit des alten Testaments.

Die Beobachtung dieser Szenen füllt meine Ruhepause von vier Stunden aus.

Dann geht es um 3 Uhr weiter nach Agordat, wo wir um 5 Uhr anlangen.

Der Kommandant der Stadt, Kapitän Guastone Carlo, ist mir entgegengeritten und bewillkommnet mich in liebenswürdiger Weise, einen Kilometer vor dem Eingange in die Stadt. Auf Veranlassung Seiner Exzellenz hatte der Telegraph mein Kommen gemeldet. Kapitän Carlo geleitet mich nun auf die Zitadelle, wo ein Häuschen mit drei Zimmern uns angewiesen wird, zwei für mich, ein drittes nebenan für meine Diener; zugleich erfolgt die Einladung zum Diner auf 7 Uhr.

Eine Stunde also ist es, die mir noch gehört, um nach gründlicher Reinigung und dem Wechseln der Kleider angemessen zu erscheinen.

Ein Trompetensignal von der Zinne des Forts gibt das Zeichen zum Beginn der Mahlzeit. Die Tafel ist gedeckt auf der unteren Terrasse der Zitadelle in einer luftigen, aber höchst einfachen Veranda, welche aus Palmenzweigen geflochten ist. Vier Herren setzen sich außer mir zu Tisch, sämtlich italienische Offiziere, in jener leichten, bequemen, leinenen Uniform der Tropen. Sie leben hier meist unverheiratet, und bilden gemeinsame Menage in einem Kasino, wo es einfach, aber munter hergeht.

Der Koch, ein Somäli, hat außer der Suppe zwei Gänge und einen Nachtschmackhaft zubereitet. Wir unterhalten uns in französischer Sprache, deren die Herren hier meistens mächtig sind. Ich erfahre vieles aus ihrem einsamen Leben. Journale, Briefe kommen monatlich nur ein-

mal, und Gäste sind hier selten. Um so rühmenswerter sind ihre Munterkeit und ihre Beständigkeit im Kolonialdienste; denn Kapitän Guastone Carlo lebt schon zwölf Jahre in Erythräa. Er hat auch die mörderische Schlacht bei Adua mitgefochten, und erzählt mir viel aus dem Verlaufe derselben.

Agordat ist eine Stadt von 2000 Einwohnern, darunter befinden sich fünf Europäer, nämlich jene vier italienischen Offiziere und ein Grieche, der ein kleines Restaurant am Markte unterhält. Um diesen viereckigen Markt, den Kern der sich erst formenden jungen Stadt, ziehen einstöckige, aber in freundlicher Weise weiß abgetünchte Häuser sich hin. Darunter das Telegraphenamt, dann Kramläden, Garküchen, Schenken. Dieser bescheidene Anfang ist umgeben von einer großen Vorstadt, besetzt mit den spitz abgedeckten Tukul der Eingeborenen.

Das ist Agordat!

Und doch, die Hauptsache bleibt noch zu nennen. Zwei Zitadellen, welche indessen keine besonderen Namen führen, liegen da, die größere südlich, die kleinere nördlich von der Stadt, errichtet auf der abgeplatteten Spitze kegelförmig aufsteigender Hügel. Denn Agordat war in der Zeit der langen und schweren Kämpfe gegen die Derwische der am meisten nach Westen vorgeschobene Posten der Verteidigung für Erythräa.

Jetzt aber, da der Sudän beruhigt ist, und Kassala, welches den Zugang in das Tal des Sabderat beherrscht, in den Händen der Engländer liegt, hat der Platz seine militärische Bedeutung verloren. Das große Fort ist demnach gar nicht mehr armiert, wohl aber das kleinere. Hier liegt zum Teil die Garnison, welche aus einer Kompagnie Infanterie und 80 Kamelreitern, sämtlich eingeborenen Soldaten, besteht; hier wohnen und speisen auch die Offiziere; hier befand sich ebenfalls mein Quartier.

Auf einer Vorterrasse dieses kleineren Forts zeigt sich ein Friedhof mit etwa 300 Gräbern. Sie gehören den Soldaten, welche am Fuße dieser Zitadelle in einer Schlacht ehrenvoll gefallen sind.

Es war am 21. Dezember 1893, daß hier unter den Mauern von Agordat General Arimondi an der Spitze von 3000 Mann Infanterie und 2 Batterien sich den Derwischen entgegenwarf, welche in der Stärke von 9000 Mann, geführt durch Ahmed-Aly, von Kassala ausgezogen waren, um einen Vorstoß gegen Massäua zu machen.<sup>1)</sup> Nach fünfständigem Kampfe blieben die Italiener Sieger. Der Feind zog sich unter Zurücklassung von 2000 Toten zurück. Erbeutete Waffen aus dieser Schlacht wurden mir gezeigt. Die Derwische trugen, ein jeder, zwei Lanzen, eine kürzere, deren

---

<sup>1)</sup> Ahmed-Aly, ein Ränkeschmied, aber wenig begabter Feldherr, hatte kurz vorher den tapferen und klugen Kommandanten von Kassala: „Säki-Gamil“, durch Verläumdung beim Chalifen Abdullahi gestürzt, um sich an seine Stelle zu setzen. Ahmed fiel in der Schlacht bei Agordat, sowie seine beiden Unterfeldherren Abdallah und Abd-el-Rasûl.

Eisen starke Widerhaken zeigte, zum Wurf, und eine längere mit glattem, breitem Eisen zum Stoß, außerdem ein jeder noch eine Schußwaffe. Ihre Kampfesweise wurde mir als eine hitzige und zähe beschrieben.

An dem Nachmittage des zweiten Februars besuchte ich zu Pferde an der Seite des Kommandanten dieses Schlachtfeld, dann das größere Fort, die Siedelungen der Eingeborenen, einige Plantagen mit schätzbaren Anfängen von Baumwollenkultur, und hörte seinen Erläuterungen über dieses alles mit Interesse zu. Auf dem Markte stiegen wir vor dem Kaffeehause jenes Griechen ab, nahmen dort eine Erfrischung und sahen, im Genuß der Abendkühle, dem Treiben der Eingeborenen zu.

Nach Schluß des Nachtessens verabschiedete ich mich auf der Zitadelle von meinen freundlichen Wirten.

Denn morgen, in aller Frühe, sollte der Aufbruch erfolgen in der Richtung auf Kassala zu.

---

## KAPITEL VIII.

### Von Agordat nach Cherû.

Von Agordat nach Kassala ist angeblich ein Weg von 187 Kilometern. Während bis hierher Kilometersteine am Wegrande über die Entfernung keinen Zweifel ließen, ist fortan jede Angabe nur Schätzung, weil eine amtliche<sup>a</sup> Messung für diese westlichen Landesteile noch fehlt. Karawanen, welche mit Kaufmannsgut schwer beladen gehen, verwenden sieben Tage auf jenen Weg. Ein leichtgeschürzter Reisender vermag ihn zu beschleunigen; doch hängt es von der Tüchtigkeit der Transporttiere, sowie von der eigenen Rüstigkeit ab, ob wir vier oder fünf Tage brauchen werden.

Folgende 6 Stationen sind auf dieser Strecke zu verzeichnen: Sciaglet, Biscia, Daûra, Cherû, Uakaï, Sabderat. In Biscia, Cherû, Sabderat finden sich Telegraphenhäuschen, und ihnen angeschlossen einige Tukûl der Eingeborenen. Dagegen in Daûra und Uakaï liegen nur Brunnen. Räume zu seiner Unterkunft trifft der Reisende jedoch an keinem dieser Plätze mehr, so daß er notgedrungen hier Zelte und Küche mit sich führen muß.

Der Aufbruch aus Agordat war auf 6 Uhr früh festgesetzt. Indessen fand ich unsere beiden abessynischen Wächter, Heilûm und Allagâber, statt daß sie um 4 Uhr die Leute geweckt hätten, um 6 Uhr selbst noch schlafend. Zur Strafe dafür wurden sie umgehend entlassen, und ein kräftiger Neger, Abdallah, an ihrer Stelle in die Karawane eingereiht.

Meine 4 auf Maultieren berittenen Asker, welche von Cheren bis nach Agordat uns das Geleit gegeben hatten, blieben hier zurück. Der Kommandant Guastone Carlo ersetzte sie durch drei Kamelreiter, einen Unteroffizier und zwei Soldaten, ausgesuchte hübsche, braune Leute aus dem Araberstamme der Beni-Amr. Mit voller Ausrüstung auf dem militärisch gesattelten Kamele sitzend; weiß der Turban, wie die Kleidung; rot der Gürtel; blank die Waffen: das sah alles ganz vorzüglich aus!



Diese drei Kamelreiter, Schulter an Schulter, eröffneten unseren Zug, der dann in Giedern, wie sie schon genannt sind, folgte.

Durch die Schlaftrunkenheit unserer Wächter hatte sich der Aufbruch um 1½ Stunden verspätet; erst um 7½ Uhr waren wir auf dem Marsche.

Der Himmel war bedeckt, in dieser Gegend eine Seltenheit, und die Lufttemperatur betrug nur + 15 R. Wir durchzogen eine Hochebene mit niedrigem Gebüsch, welches in dieser Jahreszeit ohne Laub ist. Es wechselten Strecken voll groben Gerölles ab mit fruchtbarem Lehm Boden. Wie dicht die Grasdecke hier im Sommer sein muß, zeigen die hohen, vorjährigen, trockenen Gräser, welche niemand benutzt hat.

Am linken Ufer des Flusses Sciaglet, der in den Barca sich ergießt, satteln wir um 1 Uhr ab zu einer zweistündigen Mittagsrast. Hier ist auch die Station gleichen Namens, allerdings durch nichts anderes markiert, als durch zwei Schöpfbrunnen. Im Schatten zeigte das Thermometer + 25 Grad R.

Drei Uhr erfolgt das Signal zum Aufbruch. Wir durchqueren nun kurz hintereinander vier Zuflüsse des Barca: den Marûb, den Amidê, den Cofi und Jlabischa, alle von ansehnlicher Breite. Dann biegen wir ein in einen Engpaß. Die Berge rücken ganz nahe zusammen. Ein Saumpfad, mit größtem Geröll überschüttet, führt zwischen ihnen ziemlich steil aufwärts. Oben angelangt, sehen wir vor uns, rechts an der Bergwand hängend, die Telegraphenstation Biscia, umgeben von einigen Tukûl. Diese Lage des Hauses ist für uns äußerst unbequem. Aus der Talsohle führt ein steinichter, höchst ermüdender Weg von zirka 20 Minuten zu ihr hinauf. Daher ordne ich unten den Platz für mein Lager an.

Zum ersten Male auf dieser Reise werden die mitgeführten Zelte hier aufgepackt.

Mein Zelt, kreisrund und dann kegelförmig abgedeckt, in seiner Mitte gestützt durch eine Holzsäule, mißt im Durchmesser fünf Meter, in der Höhe sechs Meter. Von außen ist es weiß mit schwarz gestreift. Doch seine Innenwände sind ganz überzogen mit einer Auflegestickerei nach ägyptischer Art, aus bunten Stoffen musivisch zusammengesetzt. Die auf diese Weise hergestellten Muster sind eben so reich wie gefällig. Ein Paneel nachahmend, laufen Quadrate von 1 Meter Höhe rings um den Fuß. Aber jedes dieser Quadrate hat seine ihm eigene musivische Füllung. Dann folgt ein breites, fortlaufendes Band, bedeckt mit Quorânsprüchen in weißen Buchstaben auf rotem Grunde. Den Abschluß nach oben bildet ein breiter, bunter Fries, aus Arabesken zusammengesetzt. Das kegelförmige Dach ist aus 12 spitz zulaufenden Dreiecken gebildet, deren Stickereien sich kreuzende Palmenzweige darstellen.

Es sieht ganz prächtig aus!

Gefertigt wurde dieses Zelt im Bazar von Kairo. Die Verfertiger,

welche nicht nach Vorlegeblättern arbeiten, sind zugleich die Erfinder der Muster, und selten finden sich 2 Stücke, die aus ihren Händen kommen, welche einander völlig gleich sind. Die Araber, die Väter der Arabeske, zeigen sich noch immer als Meister einer feinen, dekorativen Flächeneinteilung. Der Fußboden des Zeltcs wird bedeckt mit zwei türkischen Teppichen, und als Mobiliar dienen ein Klappptisch nebst zwei Armstühlen. Das zusammenlegbare Ruhebett ist rings umzogen von Gardinen, zum Schutz gegen Moskitos.

Diese transportablen Möbel lieferte die Firma v. Tippelskirch in Berlin.

Als die Kerzen auf dem Tische brannten, und der ganze Farbenreichtum des wohnlichen Raumes sich gefällig zeigte, lud ich die Eingeborenen, welche in großer Zahl, voller Neugierde, draußen standen, zum Eintreten ein. Und sie staunten diese Dinge an, voll kindlicher Freude, wie ein Weihnachtsmärchen.

Das Aufschlagen und Einrichten dieses Zeltcs beanspruchte nicht längere Zeit, als 20 Minuten. Allerdings, vier Leute waren dazu erforderlich.

Das Zelt meiner Diener, von nicht ganz derselben Größe, ist im Innern einfach weiß.

Hassan machte mir den Vorschlag, zur Feier dieses Abends, wo wir zum ersten Male in unseren Zelten schlafen würden, den Leuten der Karawane ein Fest zu bereiten. Er kaufte von einem vorbeiziehenden Beni-Amr aus dessen Herde ein ausgewachsenes Schaf für den lächerlich geringen Preis von 1½ Franks. Die Leute schlachten das Tier, zerlegen es und braten sich die Stücke an drei offenen Feuern rings um mein Zelt. Sie sind dabei so fröhlich, hingegeben der Gunst des Augenblickes, wie es nur Naturkinder sein können.

Wir haben heute den tüchtigen Marsch von 48 Kilometern hinter uns. Die Temperatur, des Abends 8 Uhr, beträgt noch immer + 20 Grad R.

Ich hatte den Befehl gegeben, am nächsten Tage, Mittwoch den 4. Februar, um 6 Uhr morgens marschfertig zu sein. Solche Befehle an die Mannschaften erfolgen stets durch den ersten Diener. Denn die Sitte des Morgenlandes widerspricht dem, daß ein Herr mit seinen entfernten Untergebenen direkt verkehrt. Es ist noch immer der alte Brauch. Was für Abraham sein Hausverwalter Elieser war, nämlich der erste und vertraute Knecht seines Herrn, durch dessen Hände alles ging, das war bei mir Hassan-Aly. Und dieser ließ es, als Vermittler, an Klugheit und Energie nicht fehlen, so daß alles zumeist meinem Willen gemäß verlief.

Wir hatten am nächstfolgenden Tage einen Marsch von 53 Kilometern vor uns. Die Mittagsstation sollte „Daïra“, die Abendstation „Cherû“ sein.

Wir durchschnitten zwei Bergketten, welche von Norden nach Süden streichen. Vor, zwischen und hinter diesen lagern sich drei Hochebenen, ausgefüllt mit humusreichem Lehm Boden, und besetzt mit zahlreichen Schirm-

akazien in herrlichen Exemplaren, welche soeben ihr junges Laub ansetzten.

Die Gegend macht einen menschenleeren Eindruck, und doch, wie viele könnten auf diesen weiten, augenscheinlich fruchtbaren Strecken sich ernähren. Dafür behauptet jetzt hier seinen Platz reichliches Wild. Antilopen sahen wir in ganzen Rudeln, Perlhühner in langen Ketten, und viele Hasen. Meine Leute zeigen, angelockt durch diese Beute, eine große Neigung, die Marschlinie aufzulösen und zur Jagd auszuschwärmen. Zweimal machen wir zu diesem Zwecke Halt, die Schüsse knallen, und die Strecke deckt schon reichlich den Bedarf des Abendtisches. Doch eine Antilope, unser Wunsch, bleibt heute uns versagt. Diese Tiere sind, trotzdem die Gegend so menschenleer ist, merkwürdig vorsichtig, und lassen sich schwer anschleichen.

Wir überschritten an diesem Tage sechs ansehnliche Flüsse. Vor der Mittagsrast den Mogureijê, den Hadasalat, den Awdô und den Daûra; nach der Mittagsrast den Olfداب und den Cherû. Sämtlich sind es Zuflüsse von Südwest her für den Barca, den Hauptstrom von Erythräa. Man kann aus dieser langen Reihe von Namen schließen, wie kulturfähig das Land ist, da ja alle Kulturarbeit, welche der Mensch angreift, in ihrem Erfolge abhängig ist von dem fruchtbringenden Naß.

Am linken Ufer des breiten Daûra sattelten wir ab, uns unter schattigen Bäumen lagernd. Im Flußbette vor uns waren in der bereits beschriebenen Weise Brunnen angelegt, und es tranken an den Schalen zahlreiche Herden von Rindvieh, Kleinvieh und Eseln. Pferde bemerkte ich nur selten. Doch auch hier war das Vieh von der ausgezeichnetsten Beschaffenheit, groß und spiegelblank; Exemplare, welche auf unseren Ausstellungen mit ersten Preisen bedacht werden würden.

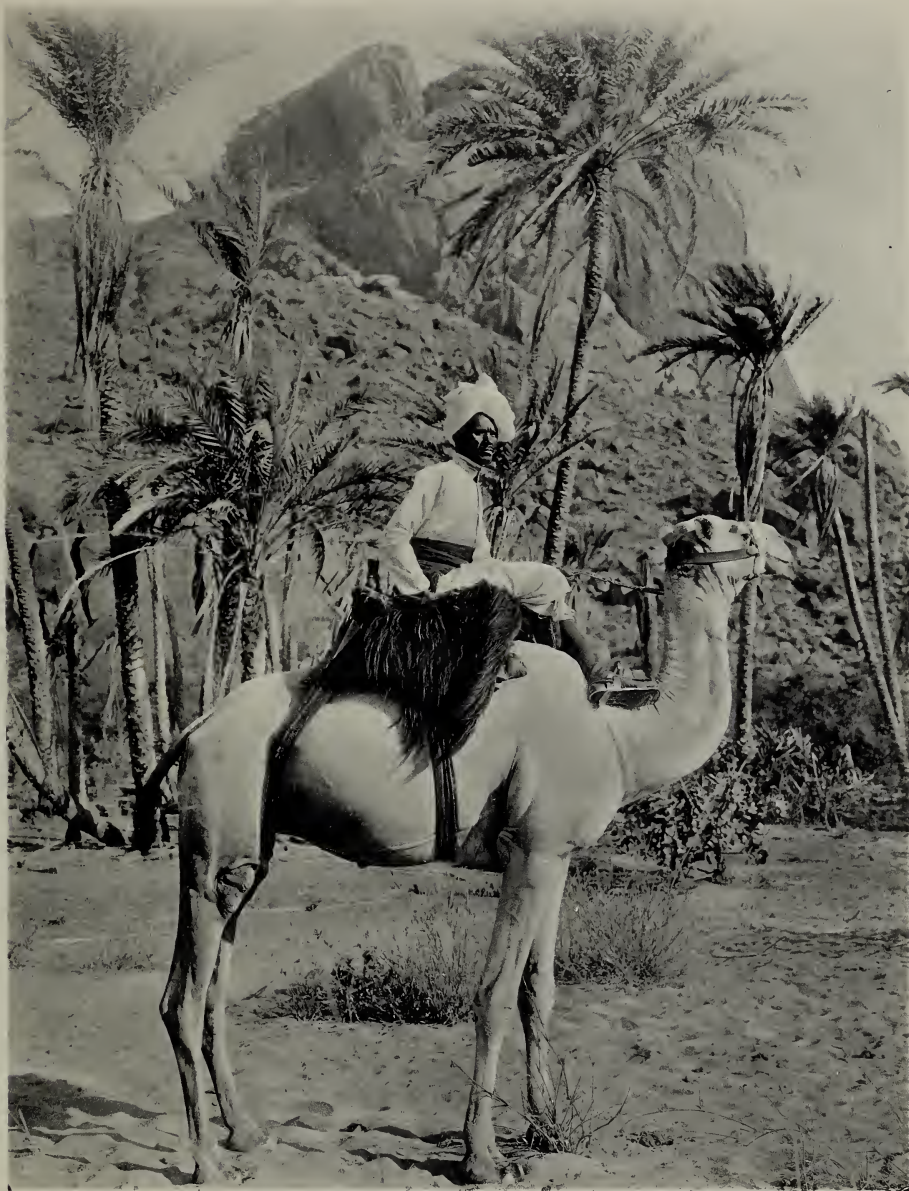
Der Nachmittagsritt, um 3½ Uhr angetreten, zog sich ziemlich lang hin. Die angeblichen 18 Kilometer wollten gar kein Ende finden. Und erst um 7 Uhr abends trafen wir auf der Telegraphenstation „Cherû“, am Ufer des gleichnamigen Flusses, ein.

Das bescheidene, aber freundlich gelegene Häuschen besaß außer zwei kleinen Zimmern für die, als Telegraphisten hierher kommandierten, beiden italienischen Soldaten keinerlei Wohngelegenheit. So wurden denn rasch meine Zelte aufgeschlagen, und der zunehmende Mond leuchtete uns freundlich bei diesem Geschäfte. Die Küchenfeuer entzündeten sich schnell; aber es war doch 9 Uhr vorüber, als ich meinen ersten kräftigen Imbiß an diesem Tage erhielt.

Nicht ungern ging ich daher auf den durch Hassan mir überbrachten Vorschlag des Schêchs der Kameltreiber ein, den ganzen morgenden Tag hier in Cherû zu rasten. Und um 10 Uhr schlossen sich die Vorhänge meines Zelttes, unter der fröhlichen Aussicht, morgen nicht um 4 Uhr geweckt zu werden.

---





Zu Seite 46.

Ziliman, einer der mich von Agordat nach Säbderät begleitenden Kamelreiter.





## KAPITEL IX.

### Von Cherû bis Kassala.

Den Rasttag auf der Telegraphenstation Cherû benutzte ich zu schriftlichen Arbeiten und zu photographischen Aufnahmen unseres Lagers sowie der Umgegend. Meine Leute aber verwandten die Ruhe zum Ausbessern ihrer Sättel, und ihrer Sandalen, oder zur Jagd.

Freitag früh um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr erfolgte der Ausmarsch mit ausgeruhten Tieren. Der Charakter der Landschaft blieb sich gleich. Es waren von Nordost nach Südwest streichende Bergketten mit dazwischen gelagerten breiten Hochebenen, welche wir durchschnitten. Die letzteren, mit Hochstämmen und Sträuchern reich besetzt, machten den Eindruck eines gefälligen Parkes, durch welchen der glatte, steinfreie Reitweg sich hinzog. Ja, man hätte hier mit einem Wagen fahren können, wären die schwierigen Flußübergänge nicht gewesen, und deren gab es viele.

Wir überschritten am Vormittage den Kadâu-Kadâu, den Hamijim, den Hauascheytalag, den Uacaï und am Nachmittage den Aradib und den Tabalascha, sämtliche Füße noch zum Quellengebiete des Barca gehörend.

Am Ufer des Uacaï hielten wir die Mittagsrast. Hier waren um die aufgedugenen Brunnen zur Tränke versammelt ausschließlich Kamele und zwar etwa 3000 Stück nebst ihren Jungen, alles ausgezeichnete Tiere. Es war ein prächtiger Anblick. Der Preis eines guten Kamels beträgt hier 100 Maria Theresia-Taler.

Die Hirten brachten, unaufgefordert, uns die Milch ihrer Kamele in gelben Kürbisschalen (Kara), um als Gegengabe einige Schwefelholzschnitzeln zu erbitten. Ich trank meinen Thee an diesem Tage unter Zugabe dieser Milch, und fand ihn, so gemischt, besonders schmackhaft.

Neben den Beni-Amr wohnen in diesen Breiten folgende arabische Stämme: die Baria, die Kunama, die Algheden, die Sabderat, die Halanga,

alle dem Islâm ergeben. Doch nirgends sieht man eine Moschee. Ersatz für solche finden die Leute in einem Kreise lose nebeneinandergeschobener Steine, unter welchen ein größerer, aufrechtstehend, die „Kibla“, das heißt die Richtung nach Mekka hin bezeichnet. An dem offen gelassenen Zugänge in diesen Kreis weht, getragen durch einen kurzen Mast, ein schlichtes weißes Tuch, als Flagge. Das ist ihre Moschee! Und doch werden diese Gebetsplätze, trotz ihrer Einfachheit, wie ich beobachtete, fleißig aufgesucht!

Der innere Lebensdrang des Islâm scheint so stark zu sein, daß er keines äußeren Reizmittels bedarf, um sich auf seiner Höhe zu erhalten.

Mit Hilfe des klaren Mondlichtes marschierten wir noch ein beträchtliches Stück und schlugen dann, 8 Uhr abends, in völlig einsamer Gegend unser Lager auf, etwa 20 Kilometer von Sabderat entfernt. Diese Gegend ist überaus reich an Halfa (*Stipax tenacissima*), diesem vorzüglichen Materiale für Papierfabrikation.

Da wir an diesem Morgen zwei Antilopen geschossen hatten, so war unsere Küche überreichlich versorgt. Für meinen Tisch richtete der Koch einen Rücken dieser Tiere her, der über Kohlenfeuer am Spieße gebraten, vortrefflich schmeckte.

Es war 11 Uhr, als alles befriedigt und satt war, und wir unsere Nachtruhe fanden.

Am nächsten Morgen stand ich bei den erloschenen Feuern, während aufgepackt wurde. Da bemerkte ich, wie meine Asker von der Holzasche etwas in Säckchen sammelten und dort mit den zerkleinerten Blättern ihres Tabaks mischten. Sie behaupteten, diese Mischung, in den Mund genommen und zerkaut, unterhalte die Feuchtigkeit der Schleimhäute und rege den Appetit an. Dagegen fand ich das Tabakrauchen unter den hier lebenden Arabern sehr wenig verbreitet.

Nach Überschreitung der Flüsse Igjojê, Azêrды, Pitey, Ideschalot gelangten wir um 11 Uhr an das Ufer des breiten Sabderat. Der letztere gehört bereits zum Flußgebiete des großen Atbarastromes, der sein Wasser in den Nil ergießt.

Am rechten Ufer des Sabderat liegt das letzte italienische Telegraphenhäuschen; denn hier befinden wir uns hart an der Grenze zwischen Erythräa und dem ägyptischen Sudân.

Als ich mich, noch auf italienischem Boden, unter dem Schatten eines Aebenbaumes auf einer über die Erde ausgebreiteten Wollendecke gelagert hatte, erschien der arabische Schêch des Distriktes, und brachte mir zur größeren Bequemlichkeit sein Angarêb, das heißt ein mit feinen Lederriemen überflochtenes Ruhebett. Außerdem überreichte er uns zum Geschenk ein Schaf. Ich bot ihm als Gegengabe fünf Franks, den doppelten Preis eines solchen Tieres in dieser Gegend an; allein er schlug das Geld, höflich dankend, aus. Nun große Verlegenheit meinerseits! Ich besaß in meiner

Habe keinen entbehrlichen Gegenstand, der für den alten Herrn passend gewesen wäre. Da verfiel Hassan auf einen guten Gedanken. Aus seiner arabischen Garderobe erbot er sich, einen guterhaltenen, gelbseidenen Kaftan herzugeben. Allein auch dieses Wertstück lehnte der Schêch ab. Er wollte ganz uneigennützig erscheinen. Nun hatten auch wir unseren guten Willen gezeigt, und schieden im besten Frieden.

Die Grenzlinie zwischen dem italienischen und englischen Machtgebiete ist nicht sehr in die Augen fallend hier markiert. Etwa einen Kilometer westlich von der italienischen Telegraphenstation Sabderat rücken zwei nackte Felswände hart hinan an die Ufer des breiten Sabderatstromes. Hier hat man, in der Höhe von etwa 100 Metern, einander gegenüber, glatte Flächen, jedoch von nicht erheblichem Umfange, in die Felsenwände eingehauen. Eine Inschrift auf denselben ist noch nicht angebracht. Indessen eine Verbindungslinie, von Fläche zu Fläche, quer über den Fluß in Gedanken gezogen, würde die politische Grenze zwischen beiden Reichen darstellen.

Wir passierten diesen historisch interessanten Punkt 4 $\frac{1}{2}$  Uhr nachmittags, und hatten nun das Bewußtsein, fortan in dem ägyptischen Sudân uns zu bewegen.

Bei Kassala verläuft der letzte Strang jener parallel von Nord nach Süd streichenden Bergketten. Da es deren Tendenz ist, je mehr nach Westen hin, um so kleiner zu werden, so ragen hier bei Kassala nur noch isolierte Felsenzacken aus dem Erdboden auf, mit dazwischen liegenden breiten Einsattelungen.

Die Ebene zwischen Sabderat und Kassala hat eine Breite von 28 Kilometern und liegt noch 501 Meter über dem Meere. Sie ist schwach mit Strauchwerk besetzt, und zeigt bereits eine Verarmung der Vegetation, verglichen mit der üppigen Pflanzenpracht des abessynischen Hochlandes.

Wir schlugen unsere Zelte, 8 Uhr abends, 10 Kilometer östlich von Kassala, in dieser Ebene auf, zur letzten Nachtruhe auf diesem ersten Abschnitte unserer Reise.

Am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, zog ich mit meiner Karawane um 7 Uhr in Kassala ein, und wurde von dem englischen Kommandanten, Major Dwyer, freundlich aufgenommen. Auf einem freien Platze zwischen seinem Wohnhause und seinem Garten lasse ich, nach seiner Weisung, mein Zeltlager aufschlagen; denn ein Hotel ist nicht am Orte.

Sonntag, den 18. Januar, war ich in Massâua gelandet; Sonntag, den 8. Februar, betrat ich Kassala. Drei Wochen hatte ich demnach gebraucht, um ganz Erythräa, von Ost nach West, auf einer Linie von ca. 450 Kilometern, zu durchqueren.

Fassen wir nun die dort gewonnenen Eindrücke kurz zusammen:

Erythräa ist eine Kolonie, welche gute Aussichten bietet, auch dann,

4\*



wenn die Hoffnung auf die Goldminen sich nicht erfüllen sollte. Es hat einen großen Reichtum an Wald. Schon die Menge dürrer Holzes, welche ungenützt am Wege liegt, würde, in Holzkohle verwandelt, ein Vermögen darstellen. Und unter dem lebenden Holze finden sich Riesenstämme, deren wirtschaftlicher Wert nicht zu unterschätzen sein dürfte. An Halfa-gras, diesem auf der Nordküste Afrikas so gesuchten Ausfuhrartikel, besitzt Erythräa einen großen Vorrat, welcher zur Zeit noch ungenützt daliegt. An wertvollem Gestein treten zu Tage farbiger Marmor in schöner Zeichnung, Alabaster und weißer Quarz. Der Viehreichtum ist, wie gezeigt, sehr groß, und die Eingeborenen sind ausgezeichnete Viehzüchter. Sie auch zu Ackerbauern, wofür Anfänge vorliegen, mehr und mehr zu erziehen, ist die Aufgabe der Zukunft. Und an fruchtbaren Hochebenen für den Pflug fehlt es in der Tat nicht. Außer Getreide würden Kaffee und Tabak, Baumwolle und Thee hier gut gedeihen. Dazu bietet das engmaschige Flußnetz, wenn rationell verwertet, ausgiebige Gelegenheit zur Bewässerung. Den Karawanenhandel auf der Linie Massäua-Kassala, der ehemals so blühend war, neu zu beleben, wird Sache der Weisheit der Regierung sein. Zu diesem Zwecke ist die Durchführung der zwischen Massäua und Ghinda angelegten Eisenbahn bis hin nach Kassala unerlässlich, und das um so mehr, als der Kolonie große schiffbare Flüsse, als die natürlichsten und bequemsten Kommunikationswege, versagt sind.

Zur Zeit zeigt nur das östliche Drittel der Kolonie, zwischen Massäua und Cheren, das Eindringen der Kultur, und zwar hier recht sichtbar, während die Zweidrittelstrecke zwischen Cheren und Sabderat noch völlig unberührt von derselben daliegt.

Das Verhältnis der neuen Herren zu den Eingeborenen ist augenscheinlich ein gutes. Auf Spazierritten, die ich mit den italienischen Offizieren oftmals unternommen habe, sah ich Beweise warmer Anhänglichkeit der farbigen Bevölkerung an ihre Gebieter.

Die iredische Natur des derzeitigen Generalgouverneurs hat offenbar fördernd auch nach dieser Seite gewirkt.

Ferdinando Martini, ein Mann von Kopf, Herz und reicher Erfahrung, hat während der fünf Jahre seiner Verwaltung sich große Verdienste um Erythräa erworben!

---

Die italienische Kolonie

# Erythräa.

---

Ihr geschichtlicher Aufbau.

---



## KAPITEL X.

---

### Die Zeit der ersten Erfolge von 1850 bis 1887.

Der Aufbau der italienischen Kolonie Erythräa in ihren Erfolgen und Verlusten während der dreißig Jahre ihres Bestehens hat in der deutschen Literatur eine zusammenhängende Darstellung noch nicht gefunden. Selbst so tüchtige neuere Werke, wie von Friedrich Hahn „Afrika“ in der „Allgemeinen Länderkunde“ von Sievers (Leipzig 1901) und von Moritz Schanz „Ost- und Südafrika“ (Berlin 1902), geben diesem Gegenstande eine nur stiefmütterliche Behandlung, so daß es nicht überflüssig erscheinen mag, jene interessanten Ereignisse, gestützt auf sichere Quellen und an Ort und Stelle eingezogene Nachrichten, hier nach ihrem inneren Zusammenhange vorzuführen.

Die Bestrebungen Italiens, am Roten Meere festen Fuß zu fassen, gehen zurück auf die Zeiten Cavours, auf das Jahr 1850. Die entschlossene Inangriffnahme des Kanals von Suëz durch Lesseps lenkte die Augen jenes Staatsmannes auf das für Handel und Politik gleich wichtige Abessinien, ein Land, seinem Flächeninhalte nach, größer als Frankreich. Und es war besonders die Bai von Arkiko mit ihrem fruchtbaren alpinen Hinterlande, welche der sehr rührige Agent Rizzo seinem Gouvernement damals empfahl.

Der Entschluß reifte zur Tat, als im Jahre 1869 England in Abessinien einfiel, um Theodorus zu züchtigen.

Der italienische Forschungsreisende Professor Joseph Sapeto wurde von der italienischen Regierung ermächtigt, im November 1869 mit dem von der Pforte, wie von Ägypten, angeblich unabhängigen Sultan „Rehanbey“ in Unterhandlung zu treten zwecks Erwerbung der Bai von Assab und der davor lagernden Insel Daimabah, etwa unter dem 13. Grad nördlicher Breite, also 300 Kilometer südlich von dem heutigen Haupthafen Erythräas, Massäua.



Aus politischer Vorsicht gab man zunächst auch dieser bescheidenen Erwerbung lediglich die Farbe eines kaufmännischen Unternehmens. Es war die Genueser Dampfschiffahrtsgesellschaft Florio Rubattino, welche den von der Regierung ausgemachten Preis von 47 000 Franks dem Sultan zahlte, und am 11. März 1870 wurden nördlich und südlich von der genannten Bai zwei Pfähle eingerammt, deren jeder eine Tafel mit der Aufschrift trug:

„Eigentum Rubattino,“

„nach dem Kaufvertrage vom 11. März 1870.“

Sehr bald erhob die ägyptische Regierung Einspruch gegen diese Besetzung, und nicht minder auch England. Das italienische Grünbuch der Jahre 1870—1879 ist voll von protestierenden Depeschen dieser Art, welche durch Italien stets dahin beantwortet wurden, daß es sich hier lediglich um eine kommerzielle Niederlassung handele.

Charakteristisch ist nach dieser Richtung hin die Äußerung von Lord Salisbury aus dem Januar 1879: „Gewiß, wenn hier nur eine Handelsstation beabsichtigt ist, so betrachten wir das Unternehmen mit Wohlwollen. Indessen ist es uns von Wichtigkeit zu wissen, daß keine politischen Absichten vorliegen. Das „Rote Meer“ ist unsere empfindliche Seite.“ („La Mer Rouge est notre corde sensible.“)

Sehr verständlich! — Denn, von dem Augenblicke an, wo England Indien erwarb, richtete es sein Augenmerk darauf, zu verhindern, daß irgend eine andere Macht im Roten Meere mächtig würde; da von hier aus am leichtesten jener Besitz angreifbar ist.

Als bald darauf das Kabinett Gladstone die Leitung der Geschäfte in England übernahm, wurden dessen Beziehungen zu Italien freundlicher. Diese günstige Lage benutzend, unternahm es Italien, in der Bai von Assab, wenn auch in bescheidenster Form, eine Art von Verwaltung einzurichten. Im Jahre 1881 wurde ein Zivil-Kommissär für den kleinen Distrikt ernannt.

Da trat ein Zwischenfall ein! — Am 12. Juni 1881 hatte Giulietti, der Sekretär jenes Zivil-Kommissärs, in Begleitung des italienischen Marineoffiziers Biglieri und einiger Mannschaften zu einer Forschungstour, ausgehend von Beilul, 75 Kilometer nördlich von Assab, in das Innere sich begeben. Diese Gesellschaft wurde von Eingeborenen angegriffen, überwältigt und niedergemetzelt.

Die bei der Regierung in Kairo darüber erhobenen Beschwerden führten zwar zu der Einleitung einer Untersuchung, aber zu keinem greifbaren Resultate.

Da entschloß sich Gladstone zu einer Unterstützung Italiens, zwecks schärferen Vorgehens in dieser Sache; aber auch seinerseits unter der aus-



Charakter der Gegend zwischen Agordat und Säbderät. Vegetation, bestehend aus Düm-Palmen und hohem Grase. Der auf Seite 48 beschriebene Jagdgrund.

Zu Seite 50.



drücklichen Betonung, daß es sich hier lediglich um ein kommerzielles Unternehmen handeln dürfe.<sup>1)</sup>

Demnach, unter Einverständnis mit England, brach Italien die mit Ägypten wie mit der Pforte eingeleiteten Verhandlungen ab, weil beide Mächte in dem Territorium Rubattino weder ihre Souveränität noch ihre Jurisdiktion aufzugeben gewillt waren, und erklärte durch ein Dekret vom 5. Juli 1882 die Bai von Assab, und das dazu gehörende Territorium, offiziell als „italienische Kolonie“.

Die Italiener hatten ja um jene Zeit auf einem anderen Gebiete Afrikas eine große Enttäuschung erlitten. Die Besetzung Tûnisens durch die Franzosen — (am 12. Mai 1881) — hatte ihre Hoffnung, diesen so nahe gelegenen und so fruchtbaren Landstrich dereinst als Kolonie zu erwerben, für immer zerstört. Um so begreiflicher war es, daß Italien nun anderswo nach einem Ersatz für jene gescheiterte Hoffnung suchte.

Man sieht indessen, es war in all den bisherigen Schritten, wie Verhandlungen, von dem etwa 300 Kilometer nördlicher gelegenen Massâua, dem Schlüssel des heutigen Erythräa, noch in keiner Weise die Rede gewesen.

Seit uralter Zeit aber war die Insel Massâua mit der darauf von den Arabern erbauten gleichnamigen Stadt ein Stapelplatz gewesen für alle jene Waren, welche aus dem Inneren von Abessynien, Kordofan und Dâr-Fôr mittels Karawanen hier an der Küste zusammenströmen.

Den Arabern entrissen 1557 diesen wichtigen Handelsplatz die Türken, welche ihn dann im Jahre 1866, auf Drängen Englands, an Ägypten abtraten, gegen Erhöhung des bisher an die Pforte zu zahlenden Tributes. Fortan durch einen ägyptischen Gouverneur verwaltet, ward das Territorium unterstellt dem Generalgouverneur des Sudân.

Im Interesse eines leichteren Warentransportes hatte man bereits früher Massâua mit der ihr benachbarten zweiten Insel Taolud, und dann diese wiederum mit dem Festlande durch aufgeschüttete Dämme verbunden.

Einige Befestigungen stammten noch aus türkischer Zeit auf der Insel Massâua, welche jetzt der Schweizer, Munsingher-Pascha, in seiner Stellung als ägyptischer Gouverneur, in einen besseren Stand setzte.

Aber auch für Abessynien war Massâua von ganz entscheidender Wichtigkeit. Es mußte als der Ausgangshafen für seine Hauptstadt Adua gelten. Daher knüpfte der Negus Johannes, Nachfolger des Theodorus, gegen Ende des Jahres 1884, Unterhandlungen mit Ägypten an zu dem Zwecke, daß ihm Massâua entweder abgetreten, oder, wenn dieses versagt bliebe, doch wenigstens eine bündige Erklärung abgegeben würde, dahin

---

<sup>1)</sup> „à la condition, que cette possession soit purement commerciale, et ne soit ni fortifiée, ni convertie en station militaire ou navale.“



lautend, daß die genannte Insel niemals in die Hände einer europäischen Macht übergehen sollte.

England, von solchen Verhandlungen unterrichtet, war es nun selbst, welches Italien veranlaßte, den raschen Schritt zu tun, und Massâua militärisch zu besetzen.

Dieser Rat stand offenbar im Widerspruch mit den bisherigen Anschauungen des englischen Kabinetts. Aber solcher, veränderten Politik lag doch ein bestimmter Gedanke zu Grunde: Italien sollte von Massâua aus, als einer wohlgelegenen militärischen Operationsbasis, einen Vorstoß gegen Kassala unternehmen, um dadurch die englischen Operationen im Sudân gegen die mächtig anschwellende Mahdia zu unterstützen.

Diese Unterstützung war ihnen damals gerade hoch nötig. Denn die englischen Waffen hatten sich keineswegs im Sudân mit Ruhm bedeckt. Ihre Truppen hatten, in unbegreiflichem Zaudern, fünf Monate gebraucht, vom September 1884 bis zum 28. Januar 1885, um die Strecke von Assuân bis Chartûm zurückzulegen. Und darüber war Chartûm in die Hände des Mahdi, Mohammed-Ahmed, gefallen, und der heldenmütige Gordon durch die Derwische getötet, am 26. Januar 1885.

Unter der Verknüpfung dieser Umstände geschah es, daß am 6. Februar 1885, der italienische Admiral Caimi auf Massâua landete, und folgendes der Bevölkerung bekannt machte:

„Mein Gouvernement, in voller Freundschaft mit England, der Türkei und Ägypten, hat mir den Befehl erteilt, diese Stadt zu besetzen.“

Die italienische Flagge wurde nun neben der ägyptischen aufgehißt, und Caimi wohnte neben Izzet-Bey, dem damaligen ägyptischen Gouverneur, als mitgebietende Macht, in Massâua.

Doch dieses etwas gekünstelte, paritätische Regiment konnte keinen langen Bestand haben, und endete denn auch bereits nach neun Monaten.

Am 22. November 1885 forderte der italienische Kommandant den Gouverneur Izzet-Bey kurzerhand auf, die Forts ihm zu übergeben und mit seinen Truppen aus Massâua sich zurückzuziehen, was dieser, als der Schwächere, unter einem nichtssagenden Proteste, auch tat. Seit diesem Tage sind die Italiener alleinige Herren in Massâua geblieben.

Nunmehr gehörte ihnen von der späteren Kolonie Erythräa indessen noch nichts weiter, als die Insel Massâua und die beiden Meeresbuchten von Arkico und von Assab, diese beiden durch einen Weg von 300 Kilometer voneinander geschieden, dazu ein kaum nennenswertes Hinterland.

Indessen von diesen drei Punkten aus formte sich nun nach und nach der weitere Landerwerb, und zwar in einer Art, welche, begreiflicherweise ohne schwere Verletzung bereits von Dritten erworbener Rechte, nicht geschehen konnte.

Das Hinterland von Assab und von Massâua gehörte von altersher noch zu der Interessensphäre von Abessinien. Vergebens hatte bisher Agypten es versucht, ihm dasselbe streitig zu machen.<sup>1)</sup> Den Negus Johannes hatte daher die Nachricht: „Italiener sind in Massâua gelandet, und haben den Platz militärisch besetzt“, auf das tiefste erbittert. Er sah darin nicht nur eine Bedrohung seiner historisch verbrieften Rechte, sondern ganz besonders auch einen Bruch des Vertrages Hewett vom 3. Juni 1884. Und das mit vollem Rechte! Denn in dem Jahre 1884 hatte die englische Regierung durch ihren Gesandten in besonderer Mission, Admiral Sir W. Hewett, mit dem Könige Johannes einen Vertrag abschließen lassen, in welchem dem Könige der Besitz des Landes der Bogos, mit seiner Hauptstadt Cheren, also der wesentlichste Bestandteil von dem unmittelbaren Hinterlande Massâuas, feierlichst garantiert wurde, falls er England seine Hilfe gegen die Derwische zusage, insbesondere aber die schwerbedrängten ägyptischen Garnisonen von Kassala und von Amideb entsetzen helfen wollte.

Indem nun England die Italiener zur Besetzung Massâuas einlud, und ihnen die Okkupation auch seines Hinterlandes stillschweigend gestattete, trat es offenkundig in den Widerspruch zu seinen, vor Jahresfrist, an Abessinien gegebenen Zusicherungen.

Da jedoch der König Johannes zur Zeit vor einem langen und kostspieligen Kriege zurtückschreckte, nahm er schließlich den status quo an, jedoch unter der Bedingung, daß Italien von der Insel Massâua aus seinen Fuß nicht auf das feste Land setzen solle.

Als Antwort darauf verstärkten die Italiener ihre Besatzung, erneuerten die unter der ägyptischen Regierung zerfallenen Befestigungen, und knüpften Verbindungen mit den Beduinenstämmen des Hinterlandes an.

Nachdem dieses geschehen war, begannen dieselben auch auf dem Festlande mit der Anlage von Befestigungen. Es entstanden zunächst drei Forts, zu Moncullo, zu Otumlo und zu Arkico.

Jetzt entschloß sich der Negus Johannes, auf Antrieb seines energischen Generals Ras Âloulâ, zu einem Angriff auf die Italiener.

Zuerst wurde jedoch an dieselben nochmals die Forderung gestellt auf Räumung des Festlandes und Einschränkung auf die Inseln.

Da Italiens Antwort verneinend lautete, so begannen die Feindseligkeiten, Ende 1886.

Am 26. Januar 1887 5 Uhr morgens verließ eine italienische Proviant- und Munitions-Kolonne unter einer Bedeckung von 500 Mann, geführt durch

---

<sup>1)</sup> „Senhit“, ein kleiner Hügel, etwa 4 Kilometer nördlich von Cheren, umzogen von einer ca. 12 Fuß hohen Mauer, war der einzige Punkt, welchen die ägyptische Regierung im Lande der Bogos besaß. Ihre Position dort war aber eine so schwache, daß Râs Âloulâ unangefochten unter den Toren von Senhit die Steuern von den Bogos für den König von Abessinien eintrieb! — pag. 67, Band 27 der Mitteilungen von Dr. Petermann. Gotha 1881. —

Major Christoforis, das Fort Moncullo in westlicher Richtung auf Saati zu. Drei Stunden später, in dem Dorfe Dogali angelangt, wurde dieselbe von den Abessyniern unter Führung von Râs Âloula angegriffen und fast völlig aufgerieben, bei einem Verluste von 23 Offizieren und 407 Mann. Der Rest war mit Wunden bedeckt.

Die Wirkung dieser Niederlage war, daß der kommandierende General Gené sämtliche Forts des Festlandes räumte; im Mutterlande aber wurde ein verstärkter Vorstoß gegen Abessynien, unter Bewilligung eines Kredites von 5 Millionen Lire, beschlossen.

Es war ein Fehler von Râs Âloula gewesen, daß er seinen Sieg nicht ausnutzte, einen Angriff gegen den auf die beiden Inseln zurückgedrängten Feind unterließ, und sich wieder auf das Hochplateau von Asmara zurückzog. Inzwischen war der General San Marzano in Massâua gelandet. Er hatte Italien unter allgemeinem Enthusiasmus und an der Spitze eines Heeres von 20 000 Mann verlassen. Seine Instruktion ging dahin, Râs Âloula zu strafen, und, wenn nötig, auch dessen Souverän, den König Johannes.

Nach Eintreffen dieser Verstärkungen aus dem Mutterlande schritten die Italiener dazu, ihre Befestigungen auf dem Festlande wieder herzustellen, ja zu vermehren. Außer den bereits bestehenden drei älteren Forts wurden noch drei neuere angelegt, nämlich Viktor Emanuel, König Humbert und Königin Marguerita, und diese durch Schienenwege untereinander verbunden.

Zu diesen militärischen Stützpunkten suchten die Italiener moralische zu gewinnen, nämlich inmitten der mohammedanischen Bevölkerung des Festlandes, welche, als solche, gegen die christlichen Abessynier in einem religiösem, wie politischem Gegensatze stand. Der an Kopfbahl reiche Nomadenstamm der Habab, welcher den Landstrich zwischen der Küste des Roten Meeres und dem im Westen fließenden Barcastrome innehat, wurde gewonnen, und sein Schêch, Hamed Abd-el-baï, empfing in feierlicher Investitur, am 18. Oktober 1887, zu Massâua die Würde eines unter Italiens Souveränität stehenden Fürsten. Gegen eine monatliche Pension von 500 Maria Theresia-Talern verpflichtete sich der Schêch zu jeglicher Art von Unterstützung, als Lieferung von Nahrungsmitteln, Wegeführung, Kundschaft und Waffenhilfe an Italien, im Falle eines Krieges gegen Abessynien. Außerdem ließ derselbe zum Unterpfande seiner Treue seinen ältesten Sohn, und Thronerben, zu Massâua, in den Händen der Italiener zurück.

---

## KAPITEL XI.

---

### Die Zeit der Verwickelungen von 1887—1894.

Die treibende Kraft dieser so klugen, wie entschlossenen, italienischen Expansionspolitik war der General Saletta, welcher den bisherigen, weniger umsichtigen, Gouverneur, den General Gené, abgelöst hatte.

So bildete denn jener Landstrich, bewohnt von dem Stamme der Habab, die erste feste Basis für die militärischen Operationen der Italiener gegen Abessynien.

Diese beginnen zu Ende des Jahres 1887, indem ein Korps von 20,000 Mann unter General San Marzano, in der Richtung auf Saati vorrückt. Der Negus Johannes aber, von Süden kommend, steigt mit 150,000 Mann von den Bergen seiner Provinz Tigre herab, und lagert bei Sabarguma, 15 Kilometer westlich von Saati. Seine erlassene Proklamation spricht die Absicht aus, die Italiener in das Meer zurückzuwerfen.

Bei der so ungleichen Stärke der Heeresabteilungen war die Lage der Italiener eine überaus kritische.

Indessen der erfahrene General San Marzano, stammend aus der piemontesischen Schule, begriff, daß es hier besser sei, statt in einem offenen Kampfe, bei so ungleichen Machtverhältnissen, alles auf's Spiel zu setzen, lieber den Feind zu zwingen, entweder an den starken Befestigungen zu zerschellen, welche die Italiener mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit aufgeführt hatten, oder sich selbst in einer aufgedrungenen Untätigkeit zu verzehren.

Dieser Plan bewährte sich! — Denn Krankheit und Hunger zögerten nicht, die Reihen des Feindes zu lichten.

Dazu kamen beunruhigende Nachrichten über bewaffnete Vorstöße,



mit welchen von der Oase Gadâref aus reichlich dort angesammelte Derwischhaufen die Westgrenze des abessynischen Reiches bedrohten.

Diese Verknüpfung von Umständen zwang den Negus, sich zu entscheiden, ob er seine Untätigkeit an der Küste verlängern, oder einen Sturm auf die starken Schanzen der Italiener wagen, oder seine Westgrenze nun decken wolle?

Er entschied sich für das Letzte und zog sich von Sabarguma zurück.

Auch General San Marzano, dessen Klugheit die Italiener aus einer großen Gefahr gerettet hatte, wendet sich wieder nach Massâua, indem er verstärkte Garnisonen in Saati, Dogali und Moncullo zurückläßt.

Die moralische Wirkung aber dieses unterbliebenen Angriffes seitens des mächtigen Negus war diese, daß weitere Beduinenstämme des Hinterlandes unter das Protektorat Italiens sich stellten, so der Stamm der Marèa und der Beni-Amr. Auch diese Besitzergreifung Italiens widersprach dem Verträge Hewett vom 3. Juni 1884. Damals hatte man des Negus Beistand, wie erinnerlich, zur Entsetzung des von den Mahdisten hart bedrängten Kassala gebraucht. Und war auch Kassala gefallen, so warfen doch die Abessynier in der Schlacht bei Kufit, am 23. September 1885, den gefürchteten Osman Digna und seine Derwische mit großen Verlusten zurück.

Auch im südlichen Hinterlande der Bucht von Assab unterwarf sich den Italienern der Groß-Schêch der Danakils. —

Inzwischen hatte der tapfere Negus Johannes sich gegen die Derwische gewendet, fand aber seinen Tod bei der von ihm persönlich geleiteten Belagerung von Galabat, am 9. März 1889. Und, was nicht minder entscheidend für die kommenden Ereignisse war, auch sein tapferer General Râs-Âloulâ, wohl der nächstberechtigte Kronprätendent, erlag gleichfalls den in diesem Kampfe gegen die Derwische erhaltenen Wunden.

Menelek, ein ebenso kluger wie entschlossener Mann, bisher Râs (das heißt Generalgouverneur) der Provinz Schoa, schwang sich nun, als Nachfolger des Johannes, zum Alleinherrscher von Abessynien auf. Da derselbe schon bisher, in seiner oppositionellen Haltung gegen den Negus Johannes, durch die Italiener gestärkt worden war, so fand der Abschluß eines Freundschaftsvertrages mit ihm seitens der italienischen Regierung keine Schwierigkeit. Derselbe wurde ratifiziert am 29. September 1889.

Es ist dieses der viel besprochene Vertrag von Utschalli, welcher indessen sehr üble Folgen für die Italiener haben sollte.

In zu weitgehender Ausnutzung ihrer augenblicklich günstigen Stellung gegenüber Menelek wagten die Italiener den Versuch, Abessynien auf diplomatischem Wege zu entmündigen, indem laut Artikel 17 dieses Vertrages folgende Bestimmung von ihnen eingeflochten wurde:

„Le roi des rois d'Éthiopie devra se servir de la diplomatie italienne pour traiter toutes ses affaires avec les puissances européennes.“<sup>1)</sup>

So lautet wenigstens der Text der französischen Übersetzung, welche Italien durch Zirkularnote den Mächten mitteilte. Die betreffende Stelle jenes Vertrages war indessen, wie das gesamte Schriftstück, ursprünglich in amharischer und daneben in italienischer Sprache abgefaßt worden.

Im amharischen Texte stand nun hier das Wort:

„itchallaoutchal“,

welches nach der Interpretation aller sachkundigen Orientalisten nur heißen kann:

„il pourra s'il lui plaît“,

„er kann in Zukunft, wenn er will.“

nämlich Menelek „eintreten in Unterhandlungen mit einer europäischen Macht durch die Vermittelung Italiens.“ — Und so hatte auch der Negus es verstanden.

Dafür hatten die Italiener aber kurzerhand in den französischen Text jener Zirkularnote gesetzt:

il devra (er muß in Zukunft) se servir de la diplomatie italienne etc.

Mit Recht verlangte daher Menelek, der klar genug blickte, um die Tragweite dieser Fälschung zu erkennen, in seinem Briefe vom 13. Oktober 1890, gerichtet an den König Humbert, die Berichtigung jener unrichtigen Übersetzung, und: „de porter cette rectification à la connaissance des puissances européennes, auxquelles vous avez communiqué cet article mal traduit.“

Als der italienische Gesandte, in Beantwortung dieses Antrages, den Negus bedeutete:

„Une telle communication blesserait la dignité italienne“, antwortete der Fürst:

„Si vous avez votre dignité, nous avons aussi la nôtre.“

Und die anwesende Fürstin, Meneleks Gattin, trat hervor, um die leidenschaftlichen Worte hinzuzusetzen:

„Vous voulez nous faire passer pour vos pupilles, mais cela ne sera jamais!“

Damit war jene Spannung geschaffen, welche später so bittere Früchte für Italien tragen sollte.

Inzwischen hatten die italienischen Truppen weitere Strecken des Hinterlandes von Massâua militärisch besetzt, darunter Punkte von größter strategischer Wichtigkeit, wie z. B. auch Agordat.

---

<sup>1)</sup> Der König der Könige von Äthiopien muß in Zukunft der italienischen Diplomatie sich bedienen, um mit den europäischen Mächten zu verhandeln in allen seinen Angelegenheiten.

Und nun erschien, am 20. Dezember 1889, ein königlich italienisches Dekret, welches, alle die bisherigen Erwerbungen zusammenschließend, dieselben als

„Colonia Eritrea“

proklamierte.

Es schien damit das italienische Kolonialunternehmen seinen gedeihlichen Abschluß gefunden zu haben. Indessen gerade jetzt sollte eine dreijährige Periode voller Mißgeschick und Schwierigkeiten für Italien hier eintreten. Es fiel dieselbe in die Jahre 1891 bis 1893.

Der General Gondolfi, damals Zivil- und Militärgouverneur von Erythräa, begab sich nach Rom, und verabredete mit dem Ministerium ein Programm, dessen vier Hauptpunkte folgende waren:

1. Beschränkung der militärischen Besetzung auf das Dreieck Massâua, Cheren, Asmara.
2. Außerhalb dieses Dreiecks die Ernennung einheimischer Schêchs als Lokalbehörden.
3. Friedliche Entwicklung von Handel und Ackerbau.
4. Zurücksetzung der Ausgaben der Kolonie auf jährlich acht Millionen Lire.

Infolge dieses Abkommens schloß Gondolfi einen formellen Freundschaftsvertrag ab mit dem Râs Mangascha, dem Gouverneur der benachbarten abessynischen Provinz Tigre, einem Vasallen des Königs Menelek, und zwar ohne diesen letzteren irgendwie darüber zu verständigen. Der König, bereits verstimmt über jene Fälschung im Vertrage von Utschalli, mußte durch solche Machinationen hinter seinem Rücken auf das schwerste gereizt werden. Die Lage wurde dadurch nur um so gespannter.

Auch die friedliche Entwicklung des Handels erfuhr in dieser Zeit keine Förderung, sondern vielmehr schwere Einbuße.

Ein Rebell, namens Cabarra, verheerte das Binnenland unter Plünderung und Anzündung von Dörfern. Die Karawanen, befrachtet mit Landesprodukten, konnten nicht mehr bis nach Massâua vordringen, um dann auf dem Rückwege die Fabrikate Europas in das Innere des Sudân zu tragen. Der Warenumsatz im Hafenplatze wurde gleich Null, und die europäischen Kaufleute drohten, Massâua zu verlassen.

Auch der Ackerbau, welcher durch eingewanderte italienische Kolonisten betrieben werden sollte, wollte keinen rechten Aufschwung nehmen.

Man hatte in Rom sich der Hoffnung hingegeben, den großen Strom der italienischen Auswanderung, welcher jährlich fast eine halbe Million beträgt, und seit Jahrzehnten in fremde Länder, als Canada, Brasilien, Argentinien, Algier und Tunisien, abfließt, nun nach Erythräa zu lenken. Das erwies sich aber als eine Täuschung. Die italienischen Bauern und Arbeiter scheinen erfahrungsmäßig, zum Zweck der Gründung neuer Heim-

stätten, diejenigen Länder zu bevorzugen, wo sie die heimischen Behörden und Einrichtungen in ihrer einengenden Bevormundung nicht wiederfinden.<sup>1)</sup>

So wuchsen Unsicherheit, Verstimmung und Mangel zusehends in dem neuen Erythräa. Professor Schweinfurth, der damals in Massäua sich aufhielt, schrieb von Haufen von Skeletten, welche die Linien der Landstraßen einsäumen. Der Belagerungszustand mußte über das Land verhängt werden, und Gondolfi wurde ersetzt durch — Baratieri.

Auch Menelek hatte den Artikel 17 jenes Vertrages von Utschalli keineswegs aus dem Auge verloren. Erneuerte Anträge auf dessen Berichtigung, welche im Juli 1892 in Rom anlangten, fanden auffallenderweise erst nach acht Monaten, am 17. März 1893, eine Beantwortung, als es bereits — zu spät war.

Der Negus hatte am 12. Februar 1893 in einem Briefe an den König von Italien unter bitteren Klagen über die italienische Treulosigkeit („*vos gouverneurs traitaient directement avec tous les ennemis de mon autorité, cherchant à soulever contre moi les provinces environnantes.*“), den Vertrag gekündigt, und bereitete alles nun energisch darauf vor, sein Recht mit den Waffen sich zu suchen.

Gegen Ende des Jahres 1894 hatten die Derwische, welche damals uneingeschränkt den gesamten ägyptischen Sudän beherrschten, von Gadâref aus eine drohende Haltung gegen die Westgrenze Erythräas angenommen, und bereits wirksame Vorstöße bis Sauâkin hin gemacht. Es schien die Aufgabe der nächsten Zeit werden zu sollen, gegen dieselben Front zu machen.

Um nach dieser Richtung hin volle Aktionsfreiheit zu bekommen und sich gegen jeden Flankenangriff zu decken, wollte General Baratieri zuerst mit dem Gouverneur von Tigre, Râs Mangascha, abrechnen, von dem ihm gemeldet war, daß er im Bunde mit Râs Agos an der Südgrenze Erythräas Truppen mobil mache. In Eilmärschen begab er sich nach Adua, wo er am 30. Dezember 1894 anlangte.

Ein Zusammenstoß erfolgte aber nicht, weil die Genannten, stets ausweichend, sich vorsichtig über Adua zurückzogen.

Erst später entschleierte es sich, daß dieses Manöver durchaus im Einverständnis mit Menelek geschehen war. Es war die wohlberechnete Absicht, auf solche Weise die Italiener von ihrer Operationsbasis Senafê-Addigrat abzulösen, und nach Süden hin zu locken. Hinter dem Rücken dieser Häuptlinge aber, welche vor dem triumphierenden Baratieri beständig sich zu flüchten schienen, sammelte sich die drohende Armee des Negus.

---

<sup>1)</sup> F. Farinet, Deputierter des ital. Parlamentes, in einem Aufsätze: *La politique coloniale de l'Italie* — (*Le Mois Colonial et Maritime*, No. 9, Novemb. 1903, Paris) — wirft der heimischen ital. Regierung vor: „d'être un système imbu de fiscalisme et de bureaucratie!“ —



Inzwischen waren in Italien die Hoffnungen auf das kühnste gestiegen. In einem Programm, welches zwischen Minister Crispi und General Baratieri verabredet wurde, waren folgendes die Leitsätze: „Einkerkerung des Häuptlings Mangascha, Abtretung der Provinz Tigre an Italien, Anerkennung der Souveränität Italiens über das ganze übrige Abessynien!“ —

Wenn der Negus Menelek diese Bedingungen ablehnen sollte, so würde Baratieri bis in das Herz Abessyniens vordringen. „La guerre serait alors conduite avec la plus grande célérité.“ — Ein durchaus kühnes Programm! —

---

## KAPITEL XII.

---

### Die Schlacht bei Adua und deren Folgen.

Die Operationen begannen. Der Major Toselli stand in weit vorgeschobener, sehr exponierter, Stellung am 5. Dezember 1895 bei Amba-Alaghi, nördlich vom Ashangi-See. Sein Lager wurde am 7. Dezember, des Morgens 6 Uhr von den Abessyniern unter Führung von Râs Makonnen überrascht, angegriffen und fast alles darin niedergemetzelt. Der sich flüchtende Rest durchlief in zwei Tagen mehr als 100 Kilometer nordwärts, und sammelte sich erst wieder in Addigrat.

Diese Niederlage war bedeutend schlimmer, als die vor acht Jahren am 26. Februar 1887, bei Dogali. Es waren getötet 17 Offiziere, darunter Toselli, einige 30 Unteroffiziere und 2200 Mann. Als Beute fiel in die Hände des Feindes das ganze Lager der Italiener mit sämtlichen Proviant- und Munitions-Vorräten, eine Batterie und 2000 Gewehre. Aber die jetzt eintretenden Folgen dieser Niederlage waren noch um vieles schlimmer.

General Arimondi, welcher zu spät abgesandt war, um Toselli zu unterstützen, wurde zurückgedrängt. Die marschbereite Hauptarmee des Negus, in der Stärke von 120,000 Mann, rückte in die Provinz Tigre ein und bezog in der Flanke der italienischen Hauptmacht, deren Zentrum Addigrat bildete, eine sehr vorteilhafte Stellung auf der Linie Makallê-Adua.

So standen beide Armeen auf wenige Kilometer Entfernung sich gegenüber, General Baratieri Proviant und Verstärkungen aus Massâua erwartend, der Negus sich vorbereitend auf einen entscheidenden Schlag.

Jetzt spielte der Telegraph zwischen Rom und dem Lager des kommandierenden, italienischen Generals beständig hin und her, sehr zu des letzteren Verderben.

Crispi stand damals gegenüber einer Kammer, welche mit der in Erythräa befolgten Politik höchst unzufrieden sich zeigte.

Es waren bis dahin 115 Millionen Lire für diese Kolonie ausgegeben worden, und nichts dort eingenommen.

Crispi fühlte das Bedürfnis, dieses unzufriedene Haus durch einen großen Sieg zu versöhnen, und drängte Baratieri zum Angriff.

Baratieri telegraphierte zurück: „Je ne suis pas en mesure d'attaquer l'ennemi; toutefois, j'espère pouvoir le repousser, s'il m'attaque!“

Crispi wurde beleidigend. Er charakterisierte Baratieris bisherige Kriegsführung als „militärische Schwindsucht“ und drohte mit Ablösung. Sein Bedürfnis war es, und er forderte einen durchschlagenden Sieg (*une victoire authentique*).

In der Tat, es war Baldissera bereits zum Nachfolger Baratieris in Rom ins Auge gefaßt worden.

Verletztes Selbstgefühl und verhaltener Zorn<sup>1)</sup> spornten den ehrgeizigen Baratieri nun umsomehr an, alles, worüber er noch verfügte, wie ein verzweifelnder Spieler, auf eine einzige Karte zu setzen.

Er entschloß sich zu dem unklugen Angriff auf die bedeutende Übermacht der Abessinier; zu der Eröffnung eines Kampfes, von dem er sich sagen mußte, in ihm würde auf seiner Seite ein Mann standhalten müssen gegen vier der wohlgerüsteten Feinde.

Die von ihm besetzte Stellung Addigrat-Entiscio war eine feste. In ihr konnte er den Angriff Meneleks abwarten und wohl auch aushalten. Die Abessinier waren ja in starker Übermacht und wohlbewaffnet; aber ihnen fehlte etwas von größter Wichtigkeit, nämlich ein geregeltes Verpflegungssystem. Sie lebten von den Erzeugnissen der Bodenscholle, auf der sie gerade standen. Und zur Zeit besaßen sie Proviant nur noch auf fünf Tage.

Alles riet hier zum klugen Abwarten. Aber der Minister, welcher einen „authentischen Sieg“ vor seiner erzürnten Kammer brauchte, drängte und drängte, und es zeigte sich einmal wieder in der Geschichte, wie wenig es frommt, wenn der Diplomat den Feldherrn, die Feder das Schwert zu meistern gedenkt.

Doch zu dieser Unklugheit, welche Baratieris Blick trübte, gesellte sich, was um vieles vorwurfsvoller für ihn war, auf seiner Seite auch die Verrätereie. Am 29. Februar sandte er an Menelek einen Brief, enthaltend Vorschläge für einen Waffenstillstand. Dieser Brief, keineswegs ernstlich gemeint, hatte nur den Zweck, Menelek einzuschläfern, um dann den Sicher gemachten desto erfolgreicher zu überrennen.

---

<sup>1)</sup> F. Farinet charakterisiert ihn als einen „*homme bouillant*“. — *Le Mois Colonial*, No. 9, 1903, Paris. —

Wohl kaum mehr eine erlaubte Kriegslist, sondern ein so unerhörter Mangel an nobler Gesinnung, welchem die Strafe auch sofort auf dem Fuße folgen sollte.

Den ganzen 29. Februar hatte ein Sturm gewütet. Erst gegen Abend legte sich das Unwetter, und der Mond brach durch. Man versprach sich eine stille und helle Nacht.

Gegen 10 Uhr verließen die italienischen Truppen geräuschlos ihr Lager. 2785 Mann blieben zur Deckung desselben in Entiscio zurück, 14,519 Mann rückten aus, begleitet von 56 Geschützen. Den Leuten war das Rauchen verboten, um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen. Man marschierte in südwestlicher Richtung auf die Stadt Adua zu.

Die Schwierigkeiten des Terrains, welche jetzt erst, auf dem Marsche, in ihrem vollen Umfange den Italienern bekannt wurden, zwangen dieselben, in getrennten Kolonnen zu gehen. Folgendes war die Ordnung:

Die Vorhut hatte General Albertone mit 4000 Mann, dann folgte General Dabormida mit 3800 Mann, dann marschierte General Arimondi mit 2500 Mann, und die Nachhut führte General Ellena mit 4219 Mann.

Bei der Abteilung Arimondi ritt General Baratieri mit seinem Stabe.

Diese Marschordnung hatte zur Folge, daß, am Bestimmungsorte angelangt, jede Kolonne auf die nächstfolgende warten mußte, um zusammengeschlossen in eine Schlachtordnung zu treten. Außerdem war es doch auch erforderlich, den am Ziele angelangten Truppen eine Erfrischungspause zu gönnen, zur Stärkung nach dem beschwerlichen Nachtmarsche. Sie hatten einen Weg zurückzulegen von mehr denn vier geographischen Meilen.

Aber es kam zu alledem nicht.

Die Abessynier besaßen einen ausgezeichneten Aufklärungsdienst. Bereits in der Nacht waren die Feldherren drüben über den Aufmarsch der Italiener vollkommen unterrichtet, und von Stunde zu Stunde empfing der Negus durch sie die Nachricht über die Vorwärtsbewegung des Feindes.

Um diesen Feind ganz sicher zu machen, rief Menelek seine Vorposten von den Bergen zurück. Die Italiener zogen nun unten sorglos, in weit auseinander gezogener Linie, dahin. Und bevor das Marschziel von allen erreicht war, bevor die Sammlung dort geschehen, bevor die Schlachtordnung sich formiert, bevor die Artillerie Aufstellung gefunden hatte, befahl der Negus, am frühen Morgen des 1. März, den Angriff.

Die Vorhut Albertones, soeben vor Adua ankommend, sah sich mit gezogenem Schwerte empfangen und mit Übermacht angegriffen. Zurückgeworfen, drängt Albertone auf die Kolonne Dabormida. Diese weicht, und preßt Arimondi. Nun sucht man sich in aller Hast zu sammeln, um eine Aufstellung zu finden. Aber das Terrain ist dem zu hinderlich. Die Artillerie kann gar nicht zur Geltung gebracht werden. Trotz aller Ungunst entwickeln dennoch die italienischen Soldaten eine aner kennenswerte Bravour.



Aber was hilft das ihnen? Sie stehen ja einer gegen vier. Schon um zehn Uhr morgens ist die Schlacht von den Italienern verloren.

General Baratieri, auf dessen Kopf ein Preis von dem Negus ausgesetzt war, rettete sich mit Mühe vom Schlachtfelde.

Die Verluste der Italiener an diesem Unglückstage waren ganz enorme. Tot zwei Generäle: Dabormida und Arimondi, 360 Offiziere, 10,000 Soldaten; dazu die Schwerverwundeten und die Gefangenen. Erbeutet vom Feinde wurde die ganze Artillerie und 11,000 Gewehre, da auch die Fliehenden ihre Waffen wegschleuderten. Die geringen Trümmer dieser zermalnten Armee vermochten erst in großer Entfernung von der Unglücksstätte sich wieder zu sammeln. Aber noch bedeutender wären alle diese Verluste geworden, hätten die Abessynier über eine Kavallerie verfügt, oder hätte der Negus sich entschließen können, wozu die Generäle so dringend rieten, wenigstens seine berittene Leibwache zur Verfolgung des Feindes herzugeben. An ein Entkommen auch des Restes der Flüchtlinge wäre dann sicher nicht zu denken gewesen.

So endete diese Schlacht vom 1. März 1896 bei Adua, welcher die Italiener auch den Namen geben der Schlacht bei Abba-Garima, nach dem Berge, an dessen Fuß sie stattfand.

Eine, in Wirkung dieser Niederlage ausbrechende, Panik ergriff ganz Erythräa. Die Bewohner rafften ihre Habe zusammen, und flohen den befestigten Plätzen, sowie der Küste, zu. In der Tat, Menelek stand damals das ganze Gebiet der Kolonie offen. Hätte er nur ein genügendes Verpflegungssystem, und damit ausreichenden Proviant für seine Truppen gehabt! Nun aber fehlte dieser, und er sah sich zur Rückkehr gezwungen.

Just am Tage der verlorenen Schlacht bei Adua war Baratieris Nachfolger, General Baldissera, in Massäua eingetroffen, um dieses, nun wenig beneidenswert gewordene, Erbe anzutreten.

Auch im Mutterlande empfand man schwer die erhaltenen Schläge. Crispi sah sich gezwungen, seine Entlassung zu nehmen. Vom Norden bis zum Süden der Halbinsel sprach die öffentliche Meinung in den schärfsten Protesten gegen die Fortsetzung dieses afrikanischen Krieges sich aus.

Der neue Kabinettschef Rudini bemühte sich daher um einen möglichst ehrenvollen Frieden mit Abessinien, worin der General Baldissera und der Gesandte Cico di Cola ihn wirksam unterstützten. Dieser Friede wurde abgeschlossen in der Hauptstadt Meneleks, zu Addis-Abeba, und zwar unter dem maßgebenden Gesichtspunkte, daß, nach Aufhebung des Vertrages von Utschali, Italien jeder Prätension eines Protektorates über Abessinien entsagte. — In Rom beschloß man, Erythräa zwar zu halten, aber in beschränkten Grenzen; und die jährlichen Ausgaben für die Kolonie auf 9 Millionen Lire zurückzusetzen. Die westliche Grenzstadt Kassala, welche die Italiener 2 $\frac{1}{2}$  Jahre hindurch überaus tapfer und höchst ehrenvoll gegen

die Anstürme der Mahdisten gehalten hatten, ein strategisch, wie handelspolitisch überaus wichtiger Platz, wurde am Weihnachtstage 1897 leider, in zu weitgehender Nachgiebigkeit, an die Engländer abgetreten.

So hatte der Tag von Adua nur die Wirkung gehabt, daß Abessyniens Unabhängigkeit wieder vollkommen aufgerichtet, und Menelek auf seinem Throne befestigt wurde.

Der Negus gebietet über ein Reich, dessen Flächeninhalt Frankreichs Größe übersteigt. Er beherrscht  $8\frac{1}{2}$  Millionen Einwohner und kommandiert, bei eingeführter allgemeiner Wehrpflicht, ein Heer von 150,000 Mann.

Noch immer abgeschnitten vom Meere, drängt das erstarkte Reich zur Küste hin. Und das um so mehr, als Abessynien eines der exportfähigsten Länder Afrikas ist. Kaffee, in seiner Güte den Mokka noch übertreffend, Baumwolle, Tabak, Rohseide, Straußenfedern, Schildpatt, Ziegenleder, Wachs und Moschus sind seine reichen Erzeugnisse. Da aber die ihm am günstigsten gelegenen Exporthäfen, Assab und besonders Massâua, zur Zeit in italienischen Händen sich befinden, so schlummert hier der Keim kommender Konflikte.

---



# Der ägyptische Sudân.

---





## KAPITEL XIII.

---

### In Kassala.

Der Djebel-el-Kassala — (den Namen Djebel-el-Lûz<sup>1)</sup>), welchen Junker angibt, habe ich auf mehrfache Erkundigung hin, von den Eingeborenen nicht bestätigt gefunden) — ist charakteristisch für die an seinem Fuße liegende Stadt. In zyklopenartig zerklüfteter Form springt eine kurze Kette nackter Felsen, ohne alle Übergänge, scharf aus der Ebene auf, in ihren höchsten Zacken bis zu 1000 Fuß sich erhebend. Sie ist der letzte, nach Westen hin vorgeschobene Strang jener zahlreichen, parallelen Bergketten, welche das Hochland von Habesch in der Richtung von Nord nach Süd durchschneiden.

Die Stadt Kassala, am östlichen Ufer des Flusses Chor-el-qâsch gelegen, welcher in seinem oberen Laufe, wo er teilweise die südliche Grenzlinie zwischen Erythräa und Abessinien bildet, auch „Mareb“ genannt wird, ist ein verhältnismäßig junger Ort. Er verdankt seine Gründung dem Ahmed Pascha, welcher als Generalgouverneur des ägyptischen Sudân im Jahre 1840 einen militärischen Vorstoß in diese Gegenden machte. Und sein erster Anfang ist, wie bei so vielen Städten, ein Militärlager. Denn die hier östlich vom Atbara wohnenden Araberstämme waren ursprünglich tributpflichtig dem Sultan von Sennaar gewesen. Nachdem indessen dieses Sultanat durch die 1820 unter Mohamed-Aly erfolgte ägyptische Invasion zerstört war, herrschte in jenen Gebieten eine Anarchie, welche, verbunden mit innerer Zersplitterung, den Ägyptern zu einem schnellen Siege verhalf.

Es zeigte sich bald von Vorteil, die gewonnene Position festzuhalten; denn Kassala beherrscht den Eingang in das Tal des Sabderat und damit die Einfallspforte in das Hochland von Habesch. Durch diese Pforte aber

---

<sup>1)</sup> Dr. Wilh. Junker „Im Sudân“. Leipzig. pag. 111.

müssen sowohl die Karawanenzüge, welche das Meer bei Massâua aufsuchen, als auch die dorthin vordringenden Heerhaufen hindurch. Der Platz ist demnach ebenso sehr von hoher strategischer, als handelspolitischer Bedeutung.

Diese doppelte Eigenschaft erhob den jungen Ort zur Hauptstadt der ringsherum liegenden, fruchtbaren Provinz Tokar und wurde auch der Grund, daß von verschiedenen Machthabern um den Besitz dieser Stadt heiß gekämpft wurde.

Im Jahre 1885 entrissen den Ägyptern diesen Platz die Derwische, das fanatisierte Heer des Mohammed-Ahmed-el-Mahdi, (— Mahdi soviel, wie unser Wort „der Meister“ —) nachdem dieselben auch die Etappen auf der Straße hierher, nämlich Gadâref und Sennaar, besetzt hatten. Ihr Führer war der tapfere Osman Digna, ein militärisches Genie.

Wie grausam indessen die neunjährige Herrschaft dieser Derwische in Kassala gewesen sein muß, das zeigte mir das Bild eines verstümmelten, braunen Mannes, welcher an der Tür meines Zeltcs um ein Almosen bat. Ihm waren der linke Fuß und die rechte Hand kurz über den Gelenken durch die Derwische abgehauen, weil er, nach seiner Angabe, auf der Landstraße gefaßt, eines Fluchtversuches beschuldigt wurde.

Dann, im Januar 1894, wurde die Stadt den Derwischen durch die Italiener entrissen, nachdem diese, wie oben erzählt, den bis Agordat vordrungenen General Ahmed-Aly in der blutigen Schlacht am 21. Dezember 1893 zurückgeworfen hatten.

Die Italiener behaupteten nun Kassala fast 4 Jahre lang, auch selbst nach ihrer so schweren Niederlage bei Adua (1. März 1896), gegen die wiederholten Angriffe der Derwische, um es sodann auf friedlichem Wege, unter dem Drucke diplomatischer Verhandlungen, am Weihnachtstage 1897, den Engländern auszuliefern, welche jetzt die Herren dieses Platzes sind.

Solche kriegsrische Vergangenheit spiegelt sich denn auch nur zu deutlich in dem gegenwärtigen Bilde der Stadt. Sie zeigt sich im ganzen als ein Ruinenfeld. Aschgraue Hügel decken die Reste zerstörter Befestigungswerke, während kaum ein grüner Baum das gekränkte Auge für diesen trostlosen Anblick entschädigt. Denn sämtliche Vegetation, in und um die Stadt, wurde von den Derwischen vernichtet.

Sodann neben diesen Trümmern, welche keine Hand bisher einebnete, erheben sich, durch weite Zwischenräume getrennt, hier eine Zitadelle, noch das Werk der Italiener, dort ein Viereck von Gebäuden, der Verwaltung gewidmet, auf einem Hügel; dieses schon ein Werk der Engländer. Jenseits, ohne Nebenstraßen, liegt ein Marktplatz, umfaßt von niedrigen Verkaufshallen und Kaffeehäusern. Diese einstöckigen, von Luftziegeln, ohne allen Farbenüberzug, schmucklos aufgeführten, Bauten haben das Aussehen roher Erdwürfel.

Vor dem Eingange zu jenen, im Karree gebauten, Regierungsgebäuden, wehen an zwei hohen Masten, für den Eintretenden rechts die englische, links die ägyptische Flagge. Sie bezeichnen also dieses Quartier als das Zentrum der Stadt.

Die äußerst geringe Bautätigkeit, welche man an öffentlichen, wie an privaten Bauwerken hier beobachtet, scheint dafür zu sprechen, daß die englische Regierung es nicht im Sinne hat, in nächster Zeit, Erhebliches für diesen Platz aufzuwenden.

Die Einwohnerzahl der Stadt Kassala, einschließlich der rings um dieselbe sich hinziehenden Tukûl der Eingeborenen, wird zur Zeit auf 2—3000 veranschlagt. Die Garnison besteht aus 700 Mann Infanterie.

Der Mudîr (Gouverneur) der Stadt und Provinz Kassala, in dessen Hand die oberste Militär- wie Zivilgewalt vereinigt liegen, ist zur Zeit der englische Oberst Henry, welcher, von seinem Regierungssitze abwesend, durch den englischen Major Dweyer vertreten wurde. Zwei andere englische Offiziere, ein Kapitän und ein Oberleutnant, stehen ihm in leitender Stellung zur Seite. Die subalternen Stellen werden durchgehend mit ägyptischen Offizieren besetzt.

Der Verkaufsmarkt, welchen ich mir in den, noch am meisten belebten, Morgenstunden ansah, war spärlich besucht. Auch der Handel mit wilden Tieren, seinerzeit unter den Aufträgen Karl Hagenbecks hier so schwungvoll betrieben, hat ebenfalls völlig aufgehört, da die Engländer ein sehr strenges Jagdgesetz für den Sudân erlassen haben.

Herr Major Dweyer, den ich am Morgen des 8. Februars, sofort nach meiner Ankunft in Kassala aufsuchte, um ein amtliches Einführungsschreiben aus Kairo zu überreichen, hatte die Freundlichkeit, zur Errichtung meiner Zelte jenen Regierungsplatz mir zu gestatten; und ich wählte die Stelle zwischen seinem Wohnhause und seinem Gemüsegarten.

Wenige Schritte führten mich aus meiner luftigen Behausung zu seiner Residenz.

Diese war nichts weniger, als komfortabel. Im Äußeren nur ein roher, einstöckiger Erdwürfel, mit schlecht zusammengezimmerten Fenstern und Türen, besaß das Gebäude auch im Inneren nichts, als die allernotdürftigste Ausstattung. Der Inhaber dieser Wohnung, schon vier Jahre am Platze, ist wie alle englischen Offiziere, welche ein Kommando nach dem Sudân erhalten, den Bestimmungen gemäß, unverheiratet.

Der Herr Major hatte die Güte, mich ein für allemal zum Gabelfrühstück, wie zum Diner, an seine Tafel zu laden. Diese war überraschend gut besetzt, entbehrte jedoch ganz der frischen Früchte, dieses Labsals des Südens; denn die Umgegend der Stadt schmückt kein Fruchtbaum. Wir speisten allein, da die beiden anderen englischen Offiziere eine Tischgemeinschaft für sich bilden; und von diesen wiederum getrennt essen die



Offiziere ägyptischer Herkunft. Mein Wirt war zugänglich und freundlich, wenn auch nicht in dem Maße, wie die italienischen Offiziere, deren gastliche Kreise ich soeben verlassen hatte. Es ist das ja Naturgabe. Gegenüber den Söhnen Albions wird man ja stets erinnert werden an das Wort Göthes, mit dem er den kühlen Antonio in seinem „Tasso“ charakterisiert:

„Doch — haben alle Götter sich versammelt  
„Geschenke seiner Wiege darzubringen;  
„Die Grazien sind leider ausgeblieben,  
„Und, wem die Gaben dieser Holden fehlen,  
„Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,  
„Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn! —

Die heiße Mittagszeit verlebte ich in meinem luftigen Zelte, mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt. In den kühlen Abendstunden ritt ich mit dem Major aus, auf einem seiner vorzüglichen und wohlgepflegten Pferde. Diese Gegend besitzt indessen keine eigene Pferdezucht. Die genannten Tiere waren, den weiten Weg, aus Kairo hierhergebracht.

Die Eingeborenen grüßten uns stramm, aber nicht freundlich, wenn wir an ihnen vorüberritten. Man merkte, es herrscht ein anderer Geist hier, als in Erythräa.

Am Morgen des 10. Februars hatte man, mir zu Ehren, auf der Zitadelle ein kleines militärisches Fest veranstaltet. Die Truppen, sämtlich Eingeborene, waren in Garnitur Nr. 1 angetreten, und die Musikbande, bestehend aus dreißig Negern, spielte recht exakt einige Stücke, welche mit der englischen Nationalhymne schlossen, die wir entblößten Hauptes anhörten.

Die Engländer haben ein von den benachbarten Italienern ganz verschiedenes System der Löhnung ihrer Kolonialtruppe. Die letzteren zahlen ihren angeworbenen Soldaten täglich, im ersten und zweiten Dienstjahre, 1 Frank, im dritten und vierten 1,25 Franks, im fünften und sechsten 1,50 Franks, wobei der Soldat, meist verheiratet, sich selbst beköstigt und auch kleidet nach Landesbrauch, lose und leicht, in Beinkleid und Hemde aus weißem Baumwollstoff, wozu die Regierung ihm nur den roten Tarbüsch liefert, aber mit verschiedenfarbiger Wollenquaste, neben der breiten, gleichfarbigen Leibbinde: 1tes Bataillon purpur, 2tes Bataillon blau, 3tes Bataillon amaranthrot, 4tes Bataillon schwarz; endlich die Artillerie: gelb. Die Leute sahen, so gekleidet, recht gut aus und sie hielten sich adrett.

Dagegen die Engländer liefern den Soldaten ihrer Kolonialtruppen ganze Verpflegung und volle Kleidung. Diese, bestehend aus gelbgrauem Tarbüsch, enganliegender Jacke und Kniehose aus derbem, grauem Drell, dunkelblauer Wollenbinde, hinaufgewickelt vom Enkel bis zum Knie, den sogenannten Putties, und festen Schnürschuhen aus schwarzgefärbtem Leder. Solche Tracht ist nach meinem Dafürhalten zu fest anliegend, und zu warm

für das heiße Klima. Denn diejenige militärische Uniform, namentlich in den Kolonien, ist stets die beste, welche so wenig, wie möglich, von der landesüblichen Tracht sich entfernt. Ihr großer Vorzug besteht darin, daß der Mann sich in derselben wohl fühlt und sie zu behandeln weiß. Außer Kleidung und voller Ernährung bekommen die Leute, an Sold, in den Dienstjahren 1 bis 2: 10 Schillinge; in den Dienstjahren 3 bis 4: 12 Schillinge; in den Dienstjahren 5 bis 6: 15 Schillinge auf den Monat. Nur die Minderzahl unter diesen englischen Söldnern ist verheiratet. In diesem Falle wird ihnen jedoch gewährt eine Zulage zu ihrem Solde, von 10 Pence.

Nach Schluß des Konzertes und Besichtigung der Mannschaftsräume luden die beiden jüngeren Offiziere den Major und mich in ihre Messe zum Gabelfrühstück. Wir speisten zu vieren ganz munter; doch gab es weder hier, noch an der Tafel des Majors, Wein oder andere alkoholhaltige Getränke, sondern nur Thee und Sodawasser, was, als dem Klima angemessen, wohl sehr zu loben ist.

So freundlich auch das Entgegenkommen dieser Herren war, dennoch konnte ich mich nicht entschließen, länger als drei Tage in Kassala zu bleiben. Zwei Dinge trieben mich fort: die Staubstürme und die Termiten!

Durch erstere ist Kassala berüchtigt. Sie wehen fünf Monate lang, Tag für Tag, von 10 Uhr des Morgens bis Sonnenuntergang, alles da draußen, wie in den Häusern, mit einer losen Erdschicht überziehend und befleckend. Die Luft verdunkelt sich nicht selten so stark, daß von den massigen Zacken des nahen Djebel-el-Kassala gar nichts mehr zu sehen ist. Wie leicht erklärlich, ward mein wenig dichtes Leinenhaus ein viel besuchter Ablagerungsplatz für diese Staubstürme; und es mußte jede Stunde darin gebürstet und gefegt werden.

Nun die Termiten! — In einen meiner Koffer, welcher nicht ganz dicht schließen mochte, hatten diese Tiere ihren Eingang gefunden und wild darin gehaust. Das Futter der Kleider zeigte sich zernagt und die Lederkapseln des photographischen Apparates angefressen.

Der Major erzählte mir, daß sogar das täglich gebrauchte Sattelzeug im Stalle vor diesen Räubern nicht sicher sei.

So setzte ich denn meine Abreise von Kassala auf Dienstag, den 10. Februar, abends 6 Uhr, fest. Der Mond hatte sich fast gerundet, schien so hell und die Nacht war so erfrischend kühl, daß ich beschloß, unseren Marsch in die Nacht-, unsere Rast aber in die Tagesstunden der nächsten Woche zu verlegen.

Da ich auf des Schêchs Mohammed Wunsch seine 5 Kamele, die mich hergeführt, auch zur Weiterreise bis Gadâref gedungen, die übrigen Hilfsmannschaften aber in Kassala abgelohnt hatte, so sorgte der Major, in freundlicher Weise, für die Anwerbung neuer Leute; auch zahlte ich hier denselben, nicht höhere Preise, als in Erythräa.

Indessen eine militärische Eskorte, von den Italienern auf allen Stationen mir gestellt, bot der englische Offizier nicht an. Um der Sicherheit halber war sie ja auch nicht erforderlich; ihre Mitgabe war mehr ein Ausdruck der Höflichkeit und der Freundschaft.

Im Grunde war ich auch nicht unzufrieden, daß dieser Höflichkeitsbeweis hier ausblieb! — Für die begleitende Truppe hatte ich zwar nicht die Pflicht gehabt, Speiserationen zu liefern — die italienischen Leute waren von ihren Kommandanten vielmehr ausdrücklich auf Selbstverpflegung angewiesen worden —; aber die Großmut gebot es doch, ihnen täglich im Lager ein Stück guten Fleisches anzubieten. Das war nun in Erythräa leicht ausführbar bei der reichen Jagdbeute und den zahlreichen Herden der Beni-Amr. Schwerer wurde das im Sudân, wo mit der Bevölkerung auch der Viehbestand sich sehr stark minderte und außerdem scharfe Verordnungen der Engländer die Handhabung der Jagd einschränkten.

So setzte ich denn ohne militärische Eskorte meinen Weg fort, und es bestand meine Karawane fortan aus 8 Dienern und 6 Reittieren.

Ich konnte indessen Kassala nicht verlassen, ohne von hier aus noch einem Herzenswunsche, wie einer Ehrenpflicht, zu genügen. Hier, von der Grenze, sandte ich Sr. Exzellenz, dem Herrn Generalgouverneur von Erythräa, Ferdinando Martini, folgenden Brief:

A Son Excellence, le Gouverneur  
général de la colonie italienne,  
Erythraea,  
M<sup>r</sup>. Ferdinando Martini.

Monsieur le Gouverneur,

Après avoir fait le long chemin de Massâua à Kassala, une distance de presque 500 kilomètres, j'ai la plus grande satisfaction d'exprimer à Votre Excellence ma plus profonde reconnaissance pour l'aide brillante, que j'ai rencontrée partout.

Les commandants des stations, comme à Chéren et à Agordat, m'accueillirent de la manière la plus aimable, m'invitèrent à entrer dans leurs casinos et me donnèrent de précieuses explications sur les conditions du pays; aussi se chargèrent-ils de la manière la plus convenable des moyens de transport. Votre Excellence avait eu la bonté de commander et de régler tout cela télégraphiquement, de sorte que même Vos propres demeures me furent réservées et mises à ma disposition. Pour tout cela, Monsieur le Gouverneur, je Vous suis fortement obligé et cela m'est un devoir des plus chers, de Vous exprimer mes plus sincères remerciements.

Je le sais très bien, que tous les témoignages d'amitié, dont Votre Excellence m'a comblé, ne regardent pas seulement ma personne, mais que ce sont les relations cordiales, qui ont toujours existées et qui existent encore entre les gouvernements Italien et Allemand, à qui je dois Votre intérêt et Votre bienveillance.

Le ciel veuille que la colonie italienne d'Erythräa, qui a trouvé en Votre personne un Gouverneur aussi sage que digne, puisse continuer de croître et de fleurir sous la protection de Dieu.

Je suis avec le plus profond respect, Monsieur le Gouverneur, Votre très humble et dévoué serviteur

Dr. E. Dagobert Schoenfeld.

Dieses Dankschreiben, welches, ohne Schmeichelei, den wahren Ausdruck der von mir gehegten Empfindungen aussprach, war ein nur zu geringes Entgelt für die erfahrenen Beweise eines so reichen Wohlwollens.

In der Tat, es wurde mir schwer, nun dem gastlichen, und durch die Natur so reich ausgestatteten Erythräa den Rücken zu wenden, um ferne, mir unbekannte Gegenden, wie Verhältnisse, aufzusuchen.

Ich kann es mir nicht versagen, hier das Urteil eines Italieners über die Person und Wirksamkeit des Herrn General-Gouverneurs anzuführen, welches meine Auffassung vollauf bestätigt.

Der, bereits verschiedene Male, zitierte Deputierte F. Farinet schreibt über ihn:

„Au pouvoir militaire fut alors substitué un gouvernement civil dans la personne du député Martini, ancien ministre de l'instruction publique, homme de lettres distingué, que rien n'indiquait peut-être pour une mission de cette nature et dans laquelle cependant il a donné d'excellentes preuves d'activité et de clairvoyance!“ —

Le Mois Colonial, No. 9, Nov. 1903, pag. 264. Paris. —



## KAPITEL XIV.

---

### Von Kassala bis El-Fasher.

Während es mir möglich gewesen war, über das Gebiet von Erythräa theils in Neapel, theils in Berlin, ein sehr gutes Kartenmaterial zu erhalten (fünf Blätter, herausgegeben von dem Instituto Geographico Militare, 1897), so hatte sich dieses als unmöglich erwiesen für die Strecke zwischen Kassala und Chartûm. Die Sektion Abessynien, sechstes Blatt der Karte über Afrika, herausgegeben von Justus Perthes, erwies sich als nicht ausreichend für meinen Reisezweck. Ich mußte also auf Erwerbungen in Kairo rechnen. Zwar auch dort versagte der Buchhandel; allein durch die gütige Vermittelung unseres Gesandten, Herrn v. Müller<sup>1)</sup>, in Kairo, fand ich Zutritt zu dem Kriegsministerium. Hier in dem Departement über den Sudân lag das Gewünschte. Dem sogenannten Intelligence-Office dieses Departements steht zur Zeit vor ein Herr von deutscher Abkunft, der Oberst, Graf Gleichen. Derselbe empfing mich sehr zuvorkommend und stellte mir die Publikationen seines Bureaus zur Verfügung. Diese bestanden in dem jährlich erscheinenden Handbuche über den Sudân und in Kartenblättern. Letztere sind allerdings nichts weiter, als in ein Netz eingezeichnete Marschrouten mit den ihnen angrenzenden Flüssen und Ortschaften, ohne Angabe der Distanzen. Diese Blätter können, wie ich jetzt nach ihrer Benutzung auf meiner Reise urteilen darf, keinen Anspruch auf Genauigkeit machen, sondern besitzen nur den Wert ganz allgemeiner Orientierung.

Um von Kassala nach Chartûm zu gelangen, muß man in der Hauptsache die Insel Meroë der Alten durchqueren, das heißt das breite Flachland zwischen den beiden Flüssen Atbara und dem Blauen Nil.

Hier bieten sich zur Zeit drei Wege dar.

---

<sup>1)</sup> Jetzt Gesandter am großherzoglichen Hofe zu Weimar.

Der nördlichste führt in ziemlich gerader Richtung über Qôz-Rajeb, Abû-Delek und Halfaya. Er wurde im Jahre 1861 von v. Beurmann beschritten. Dieser Weg hat den Vorzug der Kürze, und den Nachteil großer Wasserarmut. Man muß streckenweise für zehn Tage Wasservorrat mitnehmen.

Der mittlere geht über Osobri, Rera, Cheli, und stößt auf den Blauen Nil bei Kamlin. Er ist nicht so wasserarm wie jener, führt aber durch interesselose Steppe. Diese Route ging 1841 der deutsche Forschungsreisende Ferdinand Werne,<sup>1)</sup> welcher sich der dritten Expedition für den Sudân, veranstaltet durch den ägyptischen Herrscher Mohammed-Aly, angeschlossen hatte.

Der südlichste folgt dem Laufe des Atbara, wendet sich zur interessanten Oase Gadâref, läuft dann scharf westlich, erreicht den Râhat-Fluß bei Aïn-el-Lueiga, überschreitet diesen und trifft bei Wâd-Mêdani auf den Blauen Nil. Diesen hinabfahrend, gelangt man dann bis Chartûm. Das war die Route, welcher im wesentlichen Dr. Wilh. Junker im Jahre 1875 folgte. Auch ich entschied mich für dieselbe, obwohl sie die längste ist.

Kassala hatte ich am 10. Februar, des Abends 6 Uhr, verlassen. Ein heftiger Staubsturm gab uns noch einige Kilometer weit das Geleit. Da meinem Zuge von der Regierung „Asker“ nicht beigegeben waren, wie früher, welche an der Spitze reitend, zugleich die Wegerichtung angaben, so taten dieses jetzt die drei von mir in Kassala angeworbenen Halanga. Es sind das Zugehörige eines Araberstammes, der, rings um Kassala wohnend, von vorzüglichem Körperbau, aber von sehr dunkler Hautfarbe ist, weil er eine starke Blutmischung mit Negern einging. Meine Halanga nannten sich Osman, Mohammed und Ahmed. Schulter an Schulter meinem Maultiere voranschreitend, trugen sie keine anderen Waffen, als Lanzen.

Ihre Kleidung war überaus einfach, indem dieselbe lediglich aus zwei Stücken weißen Baumwollstoffes bestand. Das kleinere, von der Größe eines Handtuches, wanden sie, nachdem sie es spiralförmig gedreht hatten, um den glattgeschorenen Kopf als Turban; das größere, einem Plaid von mittlerer Größe gleich, schlangen sie um die Hüften, und, wenn es kühl wurde, auch um die Schultern. Jedoch die Mannigfaltigkeit der Drapierung, welche sie diesem Stoffe zu geben verstanden, war groß. Täglich war der Faltenwurf ein neuer und ein meist überraschend gefälliger. Eine wirkliche Tracht, um welche der Schneider sich kein Verdienst erworben hatte.

In der Regel ließen sie den Oberkörper völlig nackt. Von gleicher Größe, und in der Jugendfrische von etwa zwanzig Jahren, bot, wenn sie

---

<sup>1)</sup> Die Gebrüder Ferdinand (Jurist) und Joseph (Arzt) Werne, gebürtig aus Westfalen, traten 1840 in ägyptische Dienste und gingen nach dem Sudân. — Ferdinand Werne veröffentlichte seine, in geographischer, wie kulturhistorischer Beziehung wertvollen, Beobachtungen. Cf. u. a. „Beiträge zur Kunde des Innern von Afrika“. Stuttgart 1860.

so kräftig ausschritten, das Spiel ihrer vollen Muskeln, ein Schaustück, welches das Auge eines Bildhauers entzückt hätte.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete die Steppe, deren flache Eintönigkeit nur Mimosengebüsch unterbrach, welchem dazu, um diese Jahreszeit, das Laub fehlte. Indessen der Schimmer des Mondlichtes gab allen diesen einfachen Gegenständen umher einen so weichen, märchenhaften Glanz, daß man sich nicht satt daran sehen konnte.

Es marschierte sich vortrefflich, zumal das Thermometer bis auf 15 Grad + R. gesunken war, und der sehr erfrischende Hauch der Nacht uns umwehte.

Hinter mir schritten die fünf hochbepackten Kamele, lautlos mit ihren weichen Hufen den Staub der Steppe tretend, ebenso die Begleitmannschaften, welche, mit Ausnahme meiner beiden Privatdiener, keine Schuhe trugen.

In der Regel saß ich drei Stunden hintereinander im Sattel, dann stieg ich ab, die Zügel einem der Halanga zuwerfend, welcher das Tier dann weiterführte. Es war ein Genuß, nach dem anhaltenden Sitzen, nun eine Stunde lang zu Fuß gehen zu können, und mit den Leuten über die mancherlei Dinge zu plaudern, welche am Wegrande sich zeigten.

Doch war dieses eigentlich kein Weg! Zwischen den Mimosensträuchern wand man sich ohne Merkmal hin und her. Verloren ist, wer ohne einen kundigen Fuß hier schreitet. Aber meine Halanga besannen sich keinen Augenblick. Sie schritten sicher aus, wie auf einer europäischen Chaussee mit Wegweiser und Kilometersteinen.

Zwischen dem Mimosengebüsch stand abgestorbenes, hellgelbes Gras, in mannshohen Halmen, welche die Köpfe erdwärts neigten. Es war anzusehen, wie daheim ein ährenschweres, überreifes Getreidefeld, welches nach dem Schnitter ruft! — Jedoch am Tage, wie glühend und wie blendend mußte dann wohl die Sonne auf diesen strohgelben, weiten Flächen liegen, welche das eingesogene Licht dann zwiefach verstärkt zurückwerfen.

Der Gedanke, dieser Pein entgangen zu sein, steigerte den Genuß der Nachtfahrt.

Die Hauptstationen auf der Linie zwischen Kassala und Gadâref sind: El-Mallawiya, El-Fasher, Shagerab, Mogatta, Wâd-Kâbu. Und die gesamte Entfernung soll, nach Angabe der englischen Offiziere, 192 Kilometer betragen. Doch, es beruht diese Abschätzung, wie mir freimütig eingestanden wurde, lediglich auf der Addition der mit einem Reitkamele zurückgelegten Wegstunden. Nun ist es aber bekannt, wie es Kamele von sehr verschiedener Schnelligkeit gibt, und, daß auch ein und dasselbe Tier keineswegs immer denselben Schritt beibehält. Ich muß jene Ziffer für zu gering gegriffen halten.

Es war Mitternacht vorüber, als wir die erste jener Stationen, El-Mallawiya, passierten, keine Ortschaft, sondern nur ein Brunnen.

Ich befahl den Weitermarsch bis 2 Uhr. Als der erste Morgenhauch über die Ebene strich, ward es bitter kalt. Das Thermometer zeigte nur 6 Grad + R. Meine leicht bekleideten braunen Jungen froren. Was sie nur an Stoff besaßen, zogen sie fest um ihre nackten Schultern und Schenkel.

Da schwenkten wir auf einen freien Platz ein. Feuer wurde rasch entzündet, um welches sich alles drängte. Dann erscholl das Kommando: „Die Zelte aufgeschlagen!“ Und es war gegen 4 Uhr des Morgens, als Mursi, der Koch, mir heißen, sehr willkommenen Thee in mein Zelt brachte. Zwei wollene Decken waren in dieser Nacht auf dem Bette notwendig. Aber die Halanga, wie auch meine Kameltreiber, die Beni-Amr, schliefen draußen auf der nackten Erde, und nichts weiter, als jene zwei Baumwollensstreifen bildeten die Bettstücke ihres Lagers. O, ihr beneidenswerten, abgehärteten Kinder der Natur!

Um 9 Uhr des Morgens stand ich gestärkt auf und stieß die beiden Woldecken von mir; denn die Sonne Afrikas hatte bereits ihre Arbeit begonnen. 26 Grad + R. zeigte das Thermometer schon im Schatten.

Trotz dieser schroffen Übergänge in den Wärmegraden tritt Erkältung hier nur selten ein. Ausgenommen zwei Anfälle von Dysenterie, die ich mit Opiumtropfen wirksam bekämpfte, war der Gesundheitszustand meiner Leute stets ein guter. Ich hielt streng darauf, nach Professor Schweinfurths in Kairo mir mitgegebener Ermahnung, daß nie anderes, als abgekochtes Wasser, getrunken wurde. Und wunderbar kühl und frisch hielt sich dieser Trank in dem mitgeführten Lederschlauche, selbst wenn dieser auf dem Kamelrücken stundenlang, direkt den Sonnenstrahlen ausgesetzt, gehangen hatte. Die nun folgenden Tagesstunden verbrachte ich im Zelte mit Arbeit. Dann brachen wir gegen 5 Uhr des Abends auf. Unser nächstes Ziel war El-Fasher. Der Weg dorthin soll 35 Kilometer betragen.

---



## KAPITEL XV.

---

### Von El-Fasher bis Gadâref.

El-Fasher ist noch als eine Ortschaft auf älteren Karten verzeichnet. Heute findet sich von ihr kein Haus mehr. Wie der Ort den Derwischen seine Entstehung verdankte, so ist er auch mit ihnen verschwunden. Der leere Fleck liegt am östlichen Ufer des Atbara, welchen Fluß die Araber auch Bar-el-Aswad, das heißt den „schwarzen“, nennen. Er umschließt die Insel Meroë von Osten her, und ergießt sich, nach Verfolgung eines Weges von 890 Kilometern, bei Ed-Damer, etwas südlich von Berber, in den Nil, welcher von diesem Punkte ab, keinen Nebenfluß mehr aufnehmend, den Weg von 2000 Kilometern Länge bis zu seiner Mündung einsam zurücklegt.

Wir trafen in El-Fasher schon um 1 Uhr des Nachts ein. Vom Ufer des Atbara her leuchtete uns eine Kette von Feuern entgegen, lagernden Karawanen zugehörend, welche aus dem Sudân hergekommen waren. Eine derselben führte in größerer Anzahl Giraffen mit sich, bestimmt zur Verladung, in Sauâkin, nach Europa, um dort dann irgendwo einen der zoologischen Gärten zu schmücken.

In einem Wäldchen von *Acacia triacantha*, dem geschätzten Gummibaume, von den Arabern „Hashâb“ genannt, ließ ich unsere Zelte aufschlagen, hart am Ufer des Atbara. Wir hätten, unserem Kräftebestand entsprechend, noch weiter marschieren können; indessen, da jener Fluß, kein trockenes Bette, wie die meisten anderen, vielmehr mit vollem Wasser dahinströmt, so getrauten meine Leute es sich nicht, ihn des Nachts zu überschreiten.

Den kommenden Vormittag verwendete ich zur Ausfüllung meiner Tagebücher. Dann ging ich, um im Atbara ein Bad zu nehmen. Von Massâua ab hatte jede Gelegenheit dazu gefehlt, und Schweiß und Staub waren doch genug angesammelt.

Der Atbara fließt mit spiegelklarem, sehr gut schmeckendem Wasser über grobes Geröll dahin, hat an dieser Stelle und um diese Zeit aber eine Tiefe von nur 70 Zentimetern und eine Breite von etwa 100 Metern. Dieses Wasserband wird begleitet von einem flachen, breiten Ufer, welches gleichfalls eine Decke von grobem Geröll trägt. Darüber erhebt sich die hier baumbesetzte Steppe.

Das Baden war also mit Hindernissen verknüpft. Der spitzen Steine wegen mußte es mit Schuhen geschehen, und der geringen Tiefe wegen mußte man sich lang ausstrecken, wozu eine Matte über den steinichten Grund gebreitet wurde. Auf Hassans Anordnung taten das meine Halanga schnell und geschickt, und bewirkten dann durch reichliches Plätschern ein ganz erfrischendes Wellenbad mitten im Atbara.

Meine Hauptmahlzeit nahm ich in diesen Reisetagen stets um 3 Uhr ein, denn schon um 4 Uhr brachen wir die Zelte ab, und um 5 Uhr begann der Weitermarsch.

Unser heutiges Ziel war die Station Shagerab, in der Entfernung von angeblich 35 Kilometern. Doch man würde sehr irren, unter diesen Stationen im Sudân irgend eine Ortschaft, oder auch nur ein vereinzelt Haus sich vorzustellen. Ein leerer Fleck ist es, von dem der Führer sagt: „Hier ist der und der Ort!“ Nichts weiter! —

Der Telegraphendraht, welcher Kassala mit Gadäref verbindet, geht allerdings über unseren Köpfen hin. Aber zwischen beiden Orten, welche eine Entfernung von 200 Kilometern trennt, ist es ganz unmöglich, irgend eine Nachricht aufzugeben oder zu empfangen, was doch in Notlagen für den Reisenden von großem Werte wäre. Die Herren Engländer, welche sich täglich auf diesen Drähten die Reuter-Depeschen zutelegraphieren — (sie wurden mit Stolz auf allen Hauptstationen mir gezeigt) — haben die Anlegung von Zwischenstationen zum Nutzen anderer Leute sich gespart. Wie anders war das in Erythräa gewesen, wo in Abständen von 40 Kilometern gut bediente Telegraphen- und Militärstationen sich fanden, auf denen der Reisende, unter Rat und Hilfe der Bediensteten, jederzeit in Verbindung mit dem leitenden Zentrum treten konnte.

Die flache Landschaft ist hier von großer Einförmigkeit. Immer dieselben Mimosenbüsche, immer dieselben blaßgelben Flächen abgestorbener, hoher Gräser. Es müßte denn sein, daß diese Flächen zeitweise in die schwarze Farbe übergehen, dort, wo einer der vielen Prairiebrände Gras, wie Busch, zum Verkohlen brachte.

Nirgends eine menschliche Siedelung, und selten eine weidende Herde. Das ist auch für unsere Verproviantierung überaus nachteilig. Denn die in Erythräa so reichlich sich anbietende Gelegenheit, frisches Fleisch, Milch und Eier zu erhalten, ist hier völlig versiegt. Um 8 Uhr abends stieß ich auf ein verlassenes Dorf. Seitlich von demselben stand auf einer

dominierenden Hochebene ein noch kräftiges Erdwerk von zirka 80 Metern im Quadrat, beides aus der Zeit der Derwische herrührend. Meine Halanga nannten den Platz „Wád-el-Kôkker“.

Um Mitternacht erreichten wir die Station Shagerab, nichts weiter als eine öde, trockene, baumlose Fläche, und schlugen hier unsere Zelte auf.

Am nächsten Tage, dem 13. Februar, saßen wir um 4 Uhr nachmittags im Sattel, als die Sonnenglut vorüber war; denn es handelte sich wieder um einen Nachtmarsch.

Das nächste Ziel war Mogatta. Hier gabelt sich der Weg nach Gadâref. Östlich führt der eine Strang längs dem linken Ufer des Atbara über Tomat und Sôfi hin, und dann ein zweiter, in westlicher Richtung, auf gerader Linie, quer durch die Steppe über Wád-Kâbu. Dieser letztere hat den Vorzug, um 24 Kilometer kürzer zu sein, aber den Nachteil großer Wasserarmut.

Dennoch wählte ich ihn, entschlossen, was an Wasserschläuchen wir besaßen, dort in Mogatta füllen zu lassen. Letztere Station erreichten wir 10 Uhr des Abends.

Eine Requba, d. h. eine würfelförmige Hütte aus Bastgeflecht mit flachem Strohdache darüber, stand auf einem Hügel. Durch die offene Tür leuchtete ein helles Holzfeuer und vier einheimische Soldaten, an ihrer Spitze ein Unteroffizier, der Hütte Bewohner, traten hervor. Dieses armselige Quartier war die englische Militärstation Mogatta. Zwei ähnlich konstruierte, völlig leere Requben, seitwärts stehend, waren bestimmt zur Unterkunft für durchreisende Offiziere.

Auf meine Frage nach den Wasservorräten wiesen die Soldaten uns zum Flusse Mogatta hinab, welcher jedoch eine volle halbe Stunde von dieser Station entfernt fließt. Zugleich versuchten sie, meine Leute einzuschüchtern durch Geschichten über Löwen, die im Uferholze, und über Krokodile, welche im Flusse hausen sollten. Statt einer Hilfe bereiteten also diese Burschen uns Hindernisse.

Es war die Gefahr, daß mir durch ihre Aufreizungen der gute Wille meiner Leute versagte, und ich gezwungen würde, mit großem Zeitverluste hier bis an den Morgen zu warten. Wir hatten heute die erste Nacht nach dem Vollmonde. Die ganze Gegend lag hell und durchsichtig vor mir.

Entschlossen bestieg ich mein Maultier, befahl Hassan, die Obhut zu halten über meine Karawane und nahm einen meiner Halanga mit, um allein zum Flusse, mitten in der Nacht, und durch eben jenes, als gefährlich geschilderte, Gehölz hinabzureiten. Da schämten sich denn doch die Kameltreiber, nahmen die Kamele, welche bereits ihre Lasten abgelegt hatten, an die Stricke, griffen nach den leeren Wasserschläuchen, und folgten mir.

Wie ich angenommen hatte, zeigte sich kein Raubtier. Aber der



Zu Seite 92.



Zu Seite 217.

Oberes Bild: Sir Rudolph von Slatin-pasha, General-Major und General-Inspekteur im Sudán.  
 Unteres Bild: Das Schlachtfeld von Kérreri, mit Denkmal. Im Hintergrunde der Djebel Súrgham.





Zugang zum Flusse erwies sich als sehr beschwerlich. Hinter einem breiten Bande größten Gerölles fand sich erst die gesuchte Wasserrinne, so breit wie die des Atbara, aber tiefer und schneller fließend. Indessen waren seine Uferränder so steil und so steinicht, daß die Tiere zum Trinken ein sehr unbequemes Auftreten, und die Leute zum Füllen der Wasserschläuche ein sehr beschwerliches Schöpfen hatten.

Alles dieses wirkte zusammen, daß, einschließlich des nachherigen Abfütterns der Tiere, drei wertvolle Stunden uns an diesem Platze verloren gingen.

Es ist ein schwerer Vorwurf für die englisch-ägyptische Regierung, daß sie an solchen Kreuzungspunkten vielbegangener Karawanenstraßen nicht für einen nähergelegenen Brunnen sorgt; oder, sollte er nicht herstellbar sein, doch wenigstens an dem Flußufer für bequemere Tränk- und Schöpfstellen!

Ich mußte hier wieder an die um so vieles besseren Verkehrseinrichtungen in Erythräa zurückdenken.

Es war 1 Uhr nachts, als wir endlich wieder in die Sättel steigen konnten, und setzten nun den Marsch ununterbrochen bis 7 Uhr des Morgens fort. Denn der wasserarme Weg heischte Eile. 64 Kilometer sollten zwischen hier und Wád-Kábu liegen; also zwei Tagemärsche. Auf so lange, doch nicht weiter, reichte unser Wasservorrat in den Schläuchen. Verspätung wird hier zur Qual. Darum nur einige Stunden der Ruhe im Zelte, dann erfrischender Thee, etwas Arbeit, und endlich die Tageshauptmahlzeit.

Um 4 Uhr ziehen wir weiter! — Zwischen Sonnenunter- und Mondes-  
aufgang liegt eine reichliche Stunde. Sie hüllte sich hier ein in tiefe Nacht. Denn in diesen Breiten ist das der Sonne nachdämmernde Licht von überraschender Kürze. Aber meine Halanga finden den Weg auch durch die Finsternis. Ich sehe ihre weißen Turbane knapp vor mir, und folge. Der eine von ihnen, Osman, hat außerdem eine klangvolle Stimme, und seine melodischen Lieder ziehen weit über die schweigende Ebene hin.

Da geht uns zur Linken ein Feuer auf. Es ist ein Prairiebrand, keine Seltenheit bei dieser Masse hoher, trockener Gräser und den vielen Biwakfeuern abkochender Karawanen. Die Flammen umziehen majestätisch den Horizont, und aus ihrem blutigen Schoß steigt nun, prächtig leuchtend, der Mond auf.

Zuweilen hält mein Reisezug an. Dann drängt sich alles um die Wasserschläuche, und ich selbst verteile becherweise das kostbare Naß in dieser weiten, einförmigen, dürstenden Steppe.

Nach meiner Berechnung müssen wir zwischen zwei und drei Uhr morgens in Wád-Kábu eintreffen. Und das geschieht. Um diese Zeit tauchen Hütten auf einem Hügel zur Rechten auf. Es ist der genannte

Ort mit seinem gesuchten Brunnen. Das erste Tükl im Dorfe ist leer. Hassan hängt eine angezündete Laterne in ihm auf, untersucht den Erdboden auf seine Sauberkeit, breitet dann eine wollene Decke darüber, und ich schlafe, ausgestreckt, in Kleidern, bis 6 Uhr morgens. Meine Leute tränkten inzwischen die dürstenden Kamele und setzten sich draußen um das angezündete Feuer.

Mit der Sonne stehen die Neger in dem kleinen Dorfe auf, treten aus ihren Hütten und sehen erstaunt die inzwischen eingetroffenen Fremden sich an. Hassan erhandelt von ihnen frische Ziegenmilch und Eier. Letztere werden schnell gesotten, und ich frühstücke, stehend, an einem verglimmenden Kohlenhaufen.

Dann reiten wir weiter. Nun klettern auch sämtliche Treiber auf die Kamele, des langen Marsches müde. Nur meine Halanga bleiben zu Fuß.

Nach Junkers Angabe sollen es nur drei Stunden sein von Wâd-Kâbu bis Gadâref. Wir brauchten bei raschem Marschtempo volle sechs. Die hochsteigende Sonne erschlaffte Muskeln und Mut auf einer Straße, wo nichts uns einen Schatten zuwirft, als die Telegraphenstangen, welche mit entsetzlicher Eintönigkeit zur Linken hinlaufen. Sie nehmen sich in dieser Wildnis aus, wie ein frühreifer Gedanke. Das Ziel scheint sich von uns zu entfernen, statt sich zu nähern! Da, endlich, um 1 Uhr 13 Minuten des Mittags, unter vollem Sonnenbrande, reiten wir, zwischen den ersten Häusern hinziehend, in Gadâref ein.

Mit ganz geringem Aufenthalte haben wir, von Shagerab aus gerechnet, 106 Kilometer in einem Zuge zurückgelegt.

---

## KAPITEL XVI.

---

### In Gadâref.

Als ich Sonntag, den 15. Februar, in Gadâref einritt, fand ich die Stadt im Festkleide. In der Mitte der Hauptstraße stand eine Ehrenpforte, Flaggen wehten über den Häusern, und hier und da schlang sich ein Palmenzweig um ein Türrüst.

Der Mudir der Provinz, Oberst Henry, welchen ich in Kassala nicht angetroffen hatte, befand sich auf der Rückreise von seinem Urlaube hier in Gadâref, und mit ihm eine Persönlichkeit, welche ich lange den Wunsch gehabt hatte, kennen zu lernen, Rudolf v. Slatin-Pâcha, der Verfasser des auch in deutscher Sprache erschienenen Werkes: „Feuer und Schwert im Sudân“.

Beiden Herren zu Ehren hatte Gadâref sich festlich geschmückt!

Als ich unter den heißen Sonnenstrahlen des Mittags mit meiner Karawane auf einem freien Platze in der Nähe eines Hauses hielt, welches zu den besseren zählte, trat ein junger Ägypter in Uniform auf mich zu, der in geläufigem Französisch mich ansprach. Es war der Polizeioffizier des Platzes, Amed Zade.

Ich drückte ihm meinen Wunsch aus, einen Platz für meine Zelte angewiesen zu erhalten. Sofort beorderte er einen Transport Gefangener, welche auf einem Hügel eine passende Erdfläche einebnen und reinigen mußten; mich selbst aber lud er ein, bei ihm einzutreten, bis meine Zelte eingerichtet sein würden.

Ein Glas frisch bereiteter Zitronenlimonade, welche sein Diener mir reichte, erquickte mich, neben einer freundlichen Unterhaltung.

Dann begab ich mich in mein fertiggestelltes Heim, um nach kurzer Rast die Kleidung zu wechseln für einen Besuch bei Oberst Henry und Slatin-Pâcha.



Beide Herren wohnten, getrennt voneinander, in den dürftigsten Quartieren ruinenhafter Ziegelbauten, welche noch aus der Zeit der Derwische stammten, und denen nur der Zahn der Zeit, aber keine bessernde Menschenhand seitdem sich genahnt hatte.

Mit Oberst Henry, der stark beschäftigt war, tauschte ich nur eine kurze Begrüßung aus. Slatin hielt mich fester, und sagte mir bereitwilligst für den morgenden Tag eine längere Unterredung zu. Ein gemütlicher Östreicher, schlicht, ungesetzt und blond, in niedergetretenen Schuhen und bequemster Haustracht. Wir waren ja halb und halb in der Wüste. Augenscheinlich war er erfreut, in seiner Muttersprache, ein Gespräch mit einem gebildeten Landsmanne führen zu können.

Als ich noch auf diesem Besuchswege mich befand, erhielt ich eine Einladung zum Abendessen von seiten des Majors Ramzi-Bey-Takir, der hier, mit seinem Amtssitze in Gadäref, die Stelle eines Subinspektors über die Provinz To-Kâr bekleidet. Gebürtig aus Stambul, und dort erzogen, machte der Offizier den Eindruck eines feingebildeten Mannes.

Dieser Herr gab, als der Kommandant des Platzes, jenen beiden durchreisenden Standespersonen ein Fest, und lud mich auch zu demselben.

Es konnte sich das nicht günstiger für mich treffen! Slatin-Pâcha und Oberst Henry holten gemeinsam, um 8 Uhr abends, in meinem Zelte mich ab. Unter Vorantritt von Laternenträgern begaben wir uns zu dem Festplatze.

Vor des Majors Hause, dem ansehnlichsten des Städtchens, war ein Viereck durch venetianische Masten umgrenzt. Wimpel wehten von ihnen herab und Palmenzweige schlangen sich von Mast zu Mast. In den so geformten Bogen hingen brennende Laternen. Das war unser Festsaal, zu welchem der gestirnte Himmel die Kuppel wölbte.

In des Saales Mitte stand die gedeckte Tafel. Wir hatten also die Aussicht, in herrlicher Abendkühle zu speisen.

Mir wurde mein Platz in der Mitte der einen Langseite angewiesen, gegenüber dem Gastgeber, welcher seinerseits Slatin und Henry zu Nachbarn hatte. Die übrigen acht Teilnehmer waren englische und ägyptische Offiziere. Das Mahl war den Umständen nach ein sehr reichliches. Die gut zubereiteten Speisen wurden geschmackvoll serviert. Die Reihe der dazu gereichten, leichten Weine schloß mit einem Glase Sekt. Die Unterhaltung wurde ausschließlich in englischer Sprache geführt, da ich wohl viele ägyptische, aber sehr wenige englische Offiziere hier angetroffen habe, welche des Französischen mächtig waren.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, begaben wir uns unter Vorantritt von 20 Laternenträgern auf den Markt, wo eine sogenannte „Fantasia“ uns zu Ehren durch den Major veranstaltet worden war.

In zwölf Gruppen abgesondert, standen Neger und Negerinnen bereit,

um einen ihnen eigentümlichen Tanz, oder ein Gefecht, oder die mimische Darstellung einer Liebesszene uns vorzuführen.

Es waren Leute aus Dâr-Fôr und aus Cordofan; Dinka vom Weißen Nil; Bongo vom Gazellenflusse; Schilluk aus der Gegend von Fashoda; Borgu aus dem östlichen, und Fellata aus dem westlichen Wadaï; ebenso Manalid, das heißt Mischlinge.

Die große Bewegung der „Mahdia“ hatte sie einst hierher verschlagen, und, nach Abebbung jener Zeit, hier sitzen lassen. Ehemalige Krieger, lebten sie jetzt als Viehzüchter, oder als Korbflechter, oder als Gärtner, und führten uns, aus der Rückerinnerung, ein Stück ihrer fernen Heimat vor.

Wir schritten von Gruppe zu Gruppe, welche jede um ein Feuer sich gelagert hatte. Bei unserem Nahen erhoben sich die Leute. Unsere 20 Laternenträger umstellten den Platz, hielten ihre Laternen in die Höhe, und gaben auf diese Weise der kleinen Bühne die erforderliche Beleuchtung. In dieser Art bot sich uns, auf die allerbequemste Weise, eine Kette fesselnder Vorgänge dar.

Ganz neu war für mich folgende Darstellung. Ein junger Mann stand in der Mitte eines Kreises, seinen rechten Arm mit geballter Faust frei gen Himmel gestreckt, die linke Hand fest an den Gürtel gebunden. Ein Kamerad umtanzte ihn, in der Hand eine schwere Nilpferdpeitsche. Diese ließ er dreimal mit wuchtigstem Schläge auf des anderen nackten Rücken niederfallen. Es muß das ein furchtbarer Schmerz gewesen sein. Aber keinen Laut hörte man. Wie ein Bild, aus Erz gegossen, stand der Jüngling da, kaum ein leises Erbeben der Muskeln war bemerkbar. Zur größten Schande bei seinem ganzen Stamme würde es ihm gereicht haben, wollte er seinen Schmerz hier zeigen.

„Dieses ist das Material, aus dem die Heere der Derwische sich einst zusammensetzten!“ sagte mir Slatin-Pâcha. „Ein unbezwingliches Material,“ setzte er hinzu, „wenn militärische Durchbildung und genügende Bewaffnung ihm zuteil würden!“

Als diese Reihe von Vorstellungen beendet war, trat eine Deputation der Kaufleute an uns heran, und lud ein zum Eintritt in eine geschmückte und wohlerleuchtete kleine Halle. Hier nahmen wir auf einem Divan Platz und schlürften den gereichten Kaffee. Dann erschienen 2 arabische Tänzerinnen, welche einen mimischen Tanz, aber in durchaus dezenter Haltung, aufführten.

Mit diesen Schlußszenen war die Fantasia beendet, und das Offizierkorps, sowie die 20 Laternenträger, geleiteten uns nun heimwärts, mich in mein Zelt, und dann die entfernter wohnenden Würdenträger Slatin-Pâcha und Oberst Henry in ihre Quartiere.

Am Montag Nachmittage hatte ich die erbetene längere Unterredung mit Slatin über das dereinstige Reich der Mahdia, sowie über die gegenwärtige

Lage im Sudân; des Abends aber speisten wir mit den englischen Offizieren in dem Hause eines Mr. Flemming. Dieser, ein junger Jurist, ist zur Zeit der einzige Engländer in Gadâref. Seine Aufgabe ist die Rechtsprechung unterer Instanz, während Major Ramzi der Verwaltung vorsteht.

Flemming lebt in einem halbverfallenen Hause. Es enthält zwei wüste Räume, denen durch bescheidene Zutaten einen Anstrich des Behagens zu geben, auch nicht der leiseste Versuch gemacht war! Dem entsprachen nun auch die Tischzurüstung, wie die gereichten Speisen. Es war ein großer Gegensatz zu dem gestern uns Angebotenen. Und diese Mahlzeiten wird Mr. F., bedient von seinem schwarzen Knecht, wieder lange Monate ganz allein für sich einnehmen, wenn wir drei Gäste Gadâref verlassen haben werden!

Es drängte sich daher die Frage mir auf die Lippen: „Aber Mr. F., warum machen Sie denn nicht gemeinsamen Tisch mit den ägyptischen Offizieren?“ — Die Antwort lautete trocken: „That is not the custom!“ Und er setzte hinzu: „Auch in Indien haben wir keine Tischgemeinschaft mit den eingeborenen Offizieren! Außerdem wird es Ihnen bekannt sein, daß auf einem Kriegsschiffe der Kommandant stets getrennt von seinen Offizieren speist!“ —

Es sind diese Äußerungen überaus charakteristisch für die Höhe der englischen Selbsteinschätzung! — Daß solche geflissentliche Absonderung die ägyptischen Offiziere kränken muß, ist leicht verständlich, zumal schon der große Unterschied in der Bemessung des Soldes ein Stachel für sie ist. Während nämlich ein Kapitän ägyptischer Abkunft einen Jahresgehalt in Höhe von 3000 Mark bezieht, erhält in demselben Regiment ein Leutnant englischer Herkunft einen solchen von 9240 Mark, obwohl die Zahlung beider Summen lediglich aus ägyptischen Kassen fließt. Und mit sehr wenigen Ausnahmen werden jetzt in den ägyptischen Regimentern alle Stellen vom Bataillonskommandeur aufwärts an Engländer vergeben.

Am nächsten Tage schon verließ Slatin-Pâcha zu meinem Bedauern Gadâref, um nach Kassala zu reisen. Er kam noch bei meinem Zelte vorgeritten zur Verabschiedung. Ein weißes Kamel war sein Reittier, und er behauptete, auf ihm an einem Tage 70 Kilometer zurücklegen zu können. Die Araber geben solch einem Renner den Namen „Hagina“. Sein Kaufpreis würde in dieser Gegend 500 Franks sein. Vom hohen Sattel herab hing auf beiden Seiten ein silberweißes Fell, was sich sehr gut ausnahm. „Mein Bette,“ sagte mir Slatin; „denn ich pflege auf meinen Reisen, hier zu Lande, nie in einem geschlossenen Raume, sondern stets im Freien, und dann meist auf dem Erdboden zu schlafen!“

Zwölf Soldaten auf gleich schnellen Kamelen begleiteten den Pâcha. Und es war ein frischer Anblick, als nach dem letzten gewechselten Händedrucke der so viel genannte Mann mit seiner Suite dahin stob. Ich mußte

hier denken an jene alten Seekönige aus der Zeit der Wikingerfahrten. Diese hatten auch den Schwur getan, so lange sie ihre Scharen führten, niemals das Trinkhorn unter einem festen Dache zu leeren, und niemals ihre Wunden vor Beendigung der Schlacht zu verbinden.

Rudolf, Ritter von Slatin-Pâcha bekleidet den Rang eines Generalmajors in der ägyptischen Armee, und übt zur Zeit die Funktionen eines Generalinspektors im Sudân aus.<sup>1)</sup>

Auch Oberst Henry verließ, in ähnlichem Aufzuge, am nächsten Tage die Stadt, sich gleichfalls an meinem Zelte verabschiedend.

Gadâref ist der Name eines leicht gewellten Hügellandes von sehr humusreicher Erdkrume, auf welchem ein fleißiger Acker- und Gartenbau betrieben wird. Gesundes Klima und eine sehr günstige geographische Lage erhöhen seinen Wert. Der in dieser Oase gelegene Marktflecken scheint in früherer Zeit den Namen „Sûq-Abû-Sinn“ geführt zu haben. Dieses dann ohne Zweifel nach dem einstmals hier lebenden Schêch „Abû-sinn“ (das heißt Vater des Zahnes) aus dem Araberstamme der Schukuriyeh, welcher, ein 80jähriger Greis, den englischen Reisenden Sir Samuel Baker (1861) noch durch seine Schönheit und seine Körperkraft entzückte. Doch heute hört man solche Bezeichnung des Marktfleckens nur noch sehr selten; gleich der Landschaft nennt man ihn „Gadâref“.

Während der Kriege der Mahdia hatte Gadâref eine ständige Besatzung der Derwische in Höhe von zirka 4000 Mann, deren tapferer Anführer in den letzten Jahren Ahmed-el-Fadil, ein Vetter des Chalifen Abdullahi war. Nach dem Verluste der Schlacht vom 22. September 1898, geschlagen in derselben Gegend, wo jetzt meine Zelte standen, mußte Fadil den Platz an den Sieger, den englischen Obersten Parsons überlassen.

Gadârefs Einwohnerzahl wurde mir angegeben auf 1500, seine Garnison auf 50 berittene Gendarmen. Der kleine Ort macht trotz seiner farblos grauen, einstöckigen, aus Luftziegeln konstruierten Häuser immerhin einen besseren Eindruck, als Kassala; auch war hier der Markt weit lebhafter beschickt.<sup>2)</sup> Neben reichlichem Getreide, als Durra und Duchon, verschiedenen Gemüsearten und Früchten, fand sich, zu großen Haufen aufgeschüttet, auch Gummi, und zwar in zweien Sorten. Der bessere, rosenrot gefärbt, durchsichtig und in größeren Stücken sich findend, kommt von der *Acacia triacantha*, arabisch Hashâb. Er wurde auf dem Markte bezahlt, 40 Kilo mit 36 Piastern, gleich 9½ Franks. Der geringere, kleinkörnig und wenig durchsichtig, herstammend von dem Strauche, welchen

---

<sup>1)</sup> Inzwischen ist er englischerseits zum Baronet ernannt, und wird in den „Reports of Egypt and the Soudan in 1903, London“ als „Sir Rudolph von Slatin“ aufgeführt.

<sup>2)</sup> Vor der Zeit der Mahdia hatte Sûq-Abû-Sinn 2—3000 ständige Einwohner, und an den Markttagen sammelten sich dort bis zu 15 000 Menschen. Dr. Wilh. Junker „Im Sudân“, pag. 139. Leipzig.



die Araber „Talli“ nennen, wird bezahlt, 40 Kilo mit 25 Piastern, gleich  $6\frac{1}{2}$  Franks.

Neben den Händlern dieser Rohstoffe arbeiteten auf dem Markte auch Handwerker in ihren Strohhütten; und entlang diesen Buden, Verkaufsplätzen und Läden bewegte sich ein reichliches Gemisch jener oben genannten Abkömmlinge aus den fernerer Ländern des Sudân. Doch wenige nur von ihnen gingen in sauberer Kleidung. Was die Kultur diesen Leuten aufgenötigt hatte, und woran sie so geflissentlich die Seife sparten, diese unsauberen Fetzen, hätte man gern wieder hinweggewünscht. Die Rundung dieser Glieder, welche ohne jedes Schnürband, und ohne jede Decke von Kind auf sich frei entfalten konnten, ist von solch einer Schönheit, daß es ein Verlust für das Auge ist, sie zu verdecken. Kein Fürstenkleid erreicht die Pracht solcher Linien, welche nur Gottes Hand so unvergleichlich zu formen und zu geben versteht. Dazu ist die dunkle Färbung der Haut ja Decke genug. Sie läßt die Vorstellung des Entkleidetseins, diesen farbigen Leuten gegenüber, bei uns kaum aufkommen!

Aus der Zeit der Derwische gelang es mir, einige interessante Stücke zu erwerben. Neben verschiedenen Waffen auch sogenannte Mahdi-Taler. Geldstücke, welche die Chalifen Mohammed-Ahmed und Abdullahi während der Zeit ihrer Regierung, in Om-Durmân, schlagen ließen. Eine Zierde für jedes Münzkabinett.

---



Zu Seite 97.

Ein Hadenda! Meiner Kameltreiber einer zwischen Gadâref und Wâd-Médani.



## KAPITEL XVII.

### Von Gadâref nach Wâd-Mêdani.<sup>1)</sup>

Zu meiner Weiterreise von Gadâref nach Wâd-Mêdani brauchte ich sieben Kamele und vier Hilfsdiener. Um die Besorgung dieser Leute und Tiere bemühte sich mit bestem Erfolge der Major Ramzi-Bey-Takir. Die angeworbenen Kameltreiber gehörten zu dem Stamme der Hadenda, welche auf den weiten Flächen zwischen Sauâkin und Gadâref nomadisieren.

Zwei Burschen waren es von dunkelbrauner Farbe, gut gewachsen, mit freundlichem Gesicht und schwarzen, kurzen Locken, welche kraus rings um ihren Kopf standen. Wenn sie schliefen, stießen sie gabelförmige Holzstützen in den Erdboden und legten den Hals in die Gabel, um ihren Lockenbau nicht zu zerdrücken. Der ältere von ihnen hatte drei kaum vernarbte, breite Wunden quer über den Rücken, kleinere in größerer Zahl über Schultern und Arme. Auf diesen Stellen kräuselte sich die noch junge Haut. Auf meine Frage erfuhr ich folgendes: Diese Wunden stammen aus einer Schaustellung her, aus einem Zweikampfe gelegentlich des Hochzeitsfestes eines Kameraden. Der Verwundete genießt zum Dank für seine Bemühung den Vorzug, von seinem Freunde dann einen Monat lang gepflegt und besonders kräftig mit Fleisch, Milch und Zucker ernährt zu werden. Innerhalb dieser Zeit werden in der Regel die Wunden heil. Beide Hadenda gingen nackt bis auf einen kurzen Schurz um die Lenden.

<sup>1)</sup> Dieser Ort ist auf den meisten Karten deutschen Ursprungs geschrieben: Wold-Medina, oder auch Wold-Medine. Offenbar stützt sich diese Benennung auf die Angabe Dr. Junkers „Im Sudân“, pag. 172. Daß sich aber Junker hierin geirrt hat, beweist, außer meiner Behauptung, die Angabe auf pag. 25 der „Rules of Orthography for native names in the Sudan. Cairo. War office 1901. Darnach wären unsere Karten zu berichtigen.

Schoenfeld, Erythräa.



Der Weg zwischen Gadâref und Wâd-Mêdani am Blauen Nil beträgt nach ungefährender Schätzung 240 Kilometer. Seine Stationen sind Terràs, Mutra-Mêla, El-Fau, Ain-el-Lueiga und Wâd-Mêdani.

Erschwert ward der Marsch dadurch, daß die Strecke zwischen Gadâref und El-Fau in einer Länge von 144 Kilometern kein Wasser hat. Flüsse fehlen dort, ebenso die Brunnen. Daß letztere nicht vorhanden sind, ist ein Vorwurf für die Verwaltung; denn sicher enthält der schwere Tonboden dieser Ebene Wasseradern.

Da das Mitnehmen von Wasser, bedingt durch dessen Gewicht, und die kostspielige Verpackung in Schläuchen, eine nur beschränkte sein kann, so muß solch eine sterile Strecke in Eilmärschen durchzogen werden.

Donnerstag, 2 Uhr des Nachts, brach ich von Gadâref unter Benutzung des Mondlichtes auf. Um 3 Uhr des Nachts wurden am letzten Brunnen noch einmal die Kamele getränkt. Mittags von 11—2 Uhr war Rast. Dann Marsch bis 7 Uhr abends. Am Ende, um Zeit zu gewinnen, lasse ich zur Nacht nur das kleinere Zelt aufschlagen, in welchem ich auf ebener Erde schlafe. Die Verpflegung wird auf Thee und kalte Küche beschränkt. Um 12 $\frac{1}{2}$  Uhr nachts erfolgt der Weitermarsch. Um 4 Uhr des Morgens wird Terràs passiert, um 10 Uhr vormittags Mutra-Mêla.

Ein heißer Sirokko ist aufgegangen. Zwei Requben, leere Strohhütten, finden sich auf dieser Station. Wenigstens geben sie Schatten in dieser baumlosen Ebene. In der einen werfe ich mich über meinen Teppich hin. Allein vergebens sucht man Kühlung und Schlaf. Lau ist heute die mir gebrachte Limonade, warm die zerschnittene Wassermelone, und der Südwind, welcher die Requba durchstreicht, weht uns den heißen Atem des Äquators entgegen. Ein willenloser Zustand völliger Erschöpfung kommt über uns. Aber dennoch ist es unmöglich, bei + 35 Grad R. im Schatten, den Schlaf zu finden.

Alles, Menschen wie Tiere, begehrt bei dieser Gluthitze nach den Wasserschläuchen, und unser Vorrat schmilzt sichtlich zusammen!

Unbedingt müssen wir am Sonnabend früh in El-Fau sein!

Darum brechen wir 4 Uhr nachmittags von Mutra-Mêla auf. Zur Nacht wird heute, um jeden Zeitverlust zu meiden, gar keine Vorrichtung zu unserer Bequemlichkeit getroffen. Ich schlafe ohne Zelt, auf freiem Felde, Hassan zur Rechten, Mursi zur Linken. Die übrigen Leute, sowie die Tiere, liegen im Kreise umher.

Vier Stunden nur ruhen wir, von 7 bis 11 Uhr. Als ich an diesem Abende meine Zitronenlimonade verlangte, erhalte ich nur noch einen halben Becher voll, und beim Ausmarsche gibt es kein Waschwasser mehr, und keinen Thee. Unsere Wasserschläuche sind erschöpft. Wir steigen darum alle nüchtern, noch vor Mitternacht, in die Sättel. Laternen werden vorangetragen, bis der Mond aufgeht. Und endlich, um 8 Uhr, Sonnabend

morgens, erreichen wir bei El-Fau die gesuchten Brunnen. Die 144 Kilometer wasserlosen Weges liegen hinter uns!

Will man die Formation dieser Gegend beschreiben, so muß man vor allem die beiden Ketten niedriger Felsenzacken ins Auge fassen, welche, die eine bei Mutra-Mêla, die andere bei El-Fau, vorüberstreichen. Jene heißt der Djebel-Um-Qûrûd, dieser der Djebel-Arâng.

Nach meinem Dafürhalten kann man dieselben gar nicht anders auffassen, als noch auftauchende Parallelen zu jenem Djebel-Kassala. Demnach ständen sie im Zusammenhange noch mit der Formation des abessynischen Hochlandes. Dafür sprechen außer ihrer Gestalt, auch das Gestein und die übereinstimmende Vegetation. Denn auf ihren Terrassen findet sich wieder der Affenbrotbaum (*Adansonia*), welcher in der dazwischensliegenden Ebene völlig verschwunden war.

Diese Ebene ist von einer Schicht schweren Lehmbodens überzogen. Charakteristisch für sie ist eine Unzahl von Schnecken, welche man überall, und namentlich unter den Büschen, zerstreut findet. Es gibt unter ihnen verschiedene Formen, doch am häufigsten sind die fingerlangen und fingerdicken, spiralförmig gewundenen, von fester Struktur. Die Ebene ist baumlos, nur von niedrigem Buschwerk überzogen und dann besetzt mit jenem überreifen, mannshohen Grase, welches in weißgelben Büscheln aufrehtsteht. Dieses ist das kostenlose Material, aus welchem die Eingeborenen ihre Tukûl und ihre Requben überaus geschickt und sauber herzustellen verstehen. Außerdem ist dasselbe gerade in diesem trockenen Zustande, ein von Kamelen, Eseln und dem Kleinvieh sehr gesuchtes Futter. Was müßte dieser dunkle, schwere Lehmboden, welchen noch keine Kulturarbeit berührte, unter dem Pfluge eintragen!

Die beiden Brunnen von El-Fau — (der bessere ist mit unbehauenen Steinen ausgesetzt) — werden um die Mittagszeit auch von Hirten besucht. Aber sie treiben nur Kleinvieh heran, als Schafe und Ziegen neben einigen wenigen Rindern. Sämtliche Tiere sind von schlechter Rasse und dürrtig ernährt. Wie anders war das in Erythräa!

Ich kaufte diesen Beduinen ein Schaf ab. Es kostete  $7\frac{1}{2}$  Franks. Meinen Leuten, welche so tapfer marschiert waren, wollte ich ein Fest geben.

Aber zur Nacht können wir hier, an diesem Platze, nicht bleiben. Der benachbarte Djebel-Arang wimmelt voller großer Paviane (*Cynocephalus babuin*), und Hyänen zeigen sich offen. Sie sehen von den Felsenterrassen herab zu, wie die Hadenda unser Schaf abhäuten und zerlegen. Diese Raubtiere pflegen des Nachts die Brunnen aufzusuchen. Darum werden, bei Einbruch der Nacht, diese Plätze von den Karawanen gerne geräumt.

Einige arme Negerweiber, denen das mühevollte Geschäft oblag,

während der Nachtstunden die Tränkrinnen rings um die Brunnen mit Wasser zu füllen, kommen an unser Zelt mit der Bitte um Entlehnung eines Kochgeschirres. Sie erzählen dabei meinen Leuten, daß sie oftmals des Nachts Löwen an ihren Tränkrinnen saufen sahen, während sie sich dann versteckt hielten. Das gab nun große Aufregung unter den Burschen, und wir brachen deshalb noch vor Mitternacht von diesem Platze auf, um zunächst mit Hilfe von Laternenlicht weiter zu marschieren. Um 10 Uhr des Morgens kamen wir hart an einem großen Prairiebrande vorbei. Das Feuer fraß mit Gewalt weiter. Dicke Rauchwolken rollten, vom Winde getrieben, über die aufzüngelnden Flammen hin. Das Wild flüchtete sich in Angst, und Vögel, welche ihre Nester zerstört sahen, schossen kreischend durch den Qualm.

Zum Feuer im Sudân sollte sich an diesem Sonntage noch das Schwert gesellen. Die Beduinen, welche meine Kamele führten, zeigten sich seit dem Morgen widerspenstig. Sie waren langsam im Aufpacken; sie wollten, statt die Tiere am Stricke zu leiten, und so deren Tritt zu beschleunigen, auf ihnen reiten; sie wollten über Mittag länger rasten, als gestattet wurde; sie wollten des Nachmittags vor der Zeit Feierabend machen. Da bricht bei Hassan der aufgesammelte Groll los. Es kommt zu heftigen Drohworten. Der Beduine zieht sein breites Schwert, Hassan reißt den Revolver von der Hüfte. Da werfe ich mich dazwischen, um ein Unglück zu verhüten. Der Beduine beugt sich nun vor meiner Autorität. Er wirft sich zu Boden, macht mit seiner rechten Hand die Bewegung des Schneidens über seinen Hals, indem er das Wort „räs“ — Kopf — ausstößt. Er will seinen Kopf mir geben zum Entgelt für seinen Ungehorsam!

Auf meinen Befehl marschiert die Karawane nun weiter, und wir schlagen erst abends 5 Uhr unsere Zelte auf in einem Wäldchen von Gummibäumen, etwa einen Kilometer westlich von Ain-el-Lueiga.

Der Aufbruch erfolgt sodann um 6 Uhr früh mit der Sonne. Die Gegend wird parkartig. Manche dieser Baumgruppen würde eine beneidenswerte Zierde unserer vornehmsten heimischen Gärten bilden. Namentlich der Baum Talli, von welchem der weniger wertvolle Gummi gewonnen wird, mit seiner kupferbraunen Rinde, seiner hellgrünen Belaubung, seinen silberglänzenden Stacheln, seiner breitausgreifenden, schirmartigen Krone, sieht ganz vorzüglich aus.

Dann wird die Gegend wieder steriler, und der Gindastrauch, das Zeichen eines verarmten Bodens, tritt auf.

Der Karawane, begleitet von zweien Dienern, im Trabe vorangeritten, komme ich, um zehn Uhr morgens, in Cherif-Yakûb an. Der Ort liegt am rechten Ufer des Râhat, eines Zuflusses des Blauen Nils, und ist das erste größere Negerdorf im Sudân, welches ich betrete.

Wie in allen diesen Niederlassungen, befindet sich auch an seinem



Eingänge ein Tükl, bestimmt zur Aufnahme von Wanderern und Gästen. Ich trete in dasselbe ein, geleitet von dem Diener des Schêch. Es ist ein hoher, luftiger, sauber gehaltener Raum aus Strohgeflecht. Bald wird auch ein Angarêb hereingebracht, überdeckt mit einem verblichenen persischen Teppiche, gewiß aber einer Kostbarkeit an diesem Orte. Ich strecke mich auf diesem Ruhebette aus, und nun werden mir unaufgefordert serviert, erst eine Kürbisschale voll gezuckerten und gekühlten Wassers, dann Kaffee, endlich Thee.

Inzwischen ist auch meine Karawane eingetroffen, und die Leute richten sich in einem benachbarten Tükl ein. Mursi, der Koch, hat einige junge Tauben unterwegs für mich gekauft, und Hassan hat frische Melonen aufgetrieben. Ich bekomme ein gutes Mittagbrot. Als ich dasselbe an dem Tisch, der mir aus meinem Inventar — (denn das Dorf besitzt keinen) — aufgestellt ist, mit Appetit einnehme, erscheint unter Führung des Schêchs Ahmed-Bechir-el-Charif eine Reihe von Leuten, welche auf ihren Köpfen verdeckte Schüsseln tragen; die Deckel — (tâbaqa) — bestehend aus jenen buntgeflochtenen, kegelförmig zulaufenden Strohmutzen, wie sie im Sudân üblich sind. Die schwarzen Knaben stellen diese Platten vor mich hin auf den Erdboden, und lüften die Deckel. Es sind Fleischspeisen, hergestellt von einem frischgeschlachteten Schafe.

Da ich soeben meine Tauben und Melonen verzehrt habe, bin ich außerstande, dieser Gastfreundschaft voll zu entsprechen, und trete die Gerichte, nachdem ich ein wenig gekostet habe, mit Zustimmung des Gebers, an meine Diener ab. Zuerst bekommen Hassan und Mursi die Auswahl. Zu meinen Füßen auf der Erde sitzend, strecken sie ihre Hände aus nach dem leckeren Mahle. Dann wandern die ansehnlichen Reste auf den großen Platten hinüber in das zweite Tükl zu den anderen Leuten, welche bald damit reinen Tisch machen.

Es ist eine ehrliche und herzliche Gastfreundschaft, die sich bei diesen weltentlegenen, unverdorbenen Kindern der Natur zeigt, welche noch nicht zivilisiert, das heißt pfiffig gemacht, den Fremden überfallen, um ihn nach Kräften auszubeuten, sondern vielmehr ihn aufnehmen, ihn pflegen und erfrischen.

Während ich in dem Tükl mich aufhalte, steht an der Türe eine Gruppe völlig nackter, schwarzer Kinder, welche, getrieben von Neugierde, dann zurückgehalten von Scheu, bald einer den anderen vorwärtsschieben, bald alle wiederum zurückweichen, dabei aber aufmerksam forschend mich betrachten.

Nun ich hinaustrete, stieben sie jäh auseinander.

Das Dorf ist in Seriben<sup>1)</sup> eingeteilt, d. h. in Umwallungen aus Dornen-

---

<sup>1)</sup> „Seriba“ heißt auch in Syrien der transportable Rohrzaun, mittelst dessen man zur Nachtzeit die im Freien weidende Herde dort schützend umstellt.



geflecht, welche Vierecke einschließen. Innerhalb dieser Vierecke stehen stets drei bis fünf Tukûl, welche von einer, oder mehreren Familien, doch nur derselben Sippe, bewohnt werden. Zwischen diesen Umwallungen hin zieht sich die Dorfstraße. Das Ganze macht einen sauberen und wohlgeordneten Eindruck. Am Ende des Dorfes steht, unter einem runden Schirmdache aus Strohgeflecht, die öffentliche Mühle, in Gestalt eines großen Mörsers. Dieser ist hergestellt aus einem ausgehöhlten Stamme härtesten Holzes, und eine schwere Holzkeule steht darin. Hiermit zerstampfen die Leute ihr Getreide.

Es ist gerade heute der wöchentlich wiederkehrende Bazar der Umgegend, abgehalten auf einer baumlosen Ebene dicht vor den Häusern des Dorfes. Ihre kleinen Industriegegenstände, außerdem Stoffe, Früchte und Gewürze haben sie zum Verkaufe dort ausgelegt. Vor den stechenden Sonnenstrahlen suchen sie sich zu schützen durch aufgestellte große Dreiecke aus Strohgeflecht, welche ein findiger Unternehmer auf dem Markte zum Vermieten feilhält.

Ich kaufe den Leuten ab einige Kleinigkeiten, als Dolchmesser, steckend in roten, wohlgearbeiteten Lederscheiden, welche die Eingeborenen, um den linken Oberarm geschnallt, zu tragen pflegen.

Die Karawane ist bereits vorausgeschickt, und um 4 Uhr breche ich selber auf. Für die empfangene gastliche Aufnahme wird mir als Gegenleistung nichts weiter gestattet, als ein Geldgeschenk an den Diener des Schêchs.

Ich überschreite gleich hinter dem Dorfe den Râhat, dessen Ufer mit Melonengärten dicht besetzt sind, und reite nun in nordwestlicher Richtung auf den Blauen Nil zu. Vor Einbruch der Nacht passieren wir die beiden Dörfer Helle-el-Hammed und Helle-en-Nasîr. In dem letzteren beschließe ich zu nächtigen. Es ist kleiner und ärmer als Cherif-Yakûb, aber ein Gemeinde-Tukl für durchreisende Fremde ist doch vorhanden, und der Schêch selbst bringt sofort uns frische Milch und Eier; beides zum Abendthee sehr willkommen.

Am nächsten Morgen früh aufbrechend, setzen wir uns in die Sättel zum letzten Marsch in diesem Karawanenzuge. Es brechen die Leute, ihrer Sitte entsprechend, dabei dreimal in den Ruf aus: „Ja-Sidi-Abd-el-Kadr-el-Kilanî!“ Es ist dieses der Name eines als Heiliger verehrten Schêchs, den man als Schutzpatron der Reisenden in dieser Gegend anruft. Der Ruf klang jauchzend in den frischen Morgen hinein!

Wir passieren an diesem Vormittage folgende Negerdörfer: Helle-ed-Danâgla, Helle-el-Aly, Helle-el-Mulhêa und Helle-el-Hantût. Die Stoppeln breiter Durrafelder zeugten hier von fleißigem Ackerbau.

Ich bin der Karawane weit vorangeritten, denn mich treibt das Verlangen, den Blauen Nil zu sehen. Und nun, um 10 Uhr morgens, halte

ich an seinem östlichen Ufer. Dieses ist buschbedeckt und steil abfallend; dann kommt eine breite, vorgelagerte Bank feinsten Sandes. Hinter dieser fließt der gesuchte Strom, jetzt, in diesen wasserarmen Monaten, und an dieser Stelle etwa nur 200 Meter breit.

Und drüben, auf dem westlichen, hoch ansteigenden Ufer, entwickeln sich, in langer Linie, die Häuser von Wád-Médani, der derzeitigen Hauptstadt der Provinz Sennaar. Wir sind am Ziele!

---

## KAPITEL XVIII.

---

### In Wâd-Mêdani und auf dem Blauen Nile.

So hatte denn mit der Ankunft in Wâd-Mêdani das fröhliche und frische Leben in der Karawane seine Endschaft erreicht. Hier wurden die Lasttiere und die Hilfsmannschaften abgelohnt und entlassen. Die Transportkosten auf der gesamten Strecke zwischen Kassala und Wâd-Mêdani hatten rund 8 Pfund Sterling betragen, ein geringer Satz, der nur aus dem reichen Angebot und der seltenen Nachfrage erklärbar ist.

Vier Wochen waren wir auf diese Weise gezogen, ohne einen Unfall, ohne einen Regentropfen, selbst ohne einen nennenswerten Verdruß.

Dieses Leben, des Tags im Sattel, des Nachts im Zelte, stärkt Leib und Seele! Umweht, auf dem Pferderücken, wie auf dem Ruhebette, von stets frischen Luftwellen, kräftigt sich jeder Nerv. Und dann dieses freie Bestimmungsrecht über sich selbst! — Wem sollte das nicht behagen? Nicht gleich einem willenlosen Frachtgute von Hand zu Hand gegeben, bestimmt man nach eigenem Ermessen des Wanderns Ziel, Art und Maß, der Fahrt Genossen, wie des Ausruhens Ort und Zeit. Nicht belehrt durch das Reisehandbuch über das, was merkwürdig sein soll, sondern selbständig mit dem Auge eines Forschers vorgehend, prüft man das Ferne, wie das Nahe. Was auf dem Wege auffällt, kann mit Leichtigkeit erkundet, mit Muße untersucht und mit dem Stift gemerkt werden. Niemand ruft uns ab, drängt uns, reißt uns fort. Wir bleiben stets die freien Herren unserer Lage. Selbst das Gesetz läßt hier vor unseren Füßen seinen Schlagbaum nicht niederfallen, und die Tyrannei überfeinerter Sitte diktiert hier weder eine bestimmte Form des Lebens, noch ein bestimmtes Kleid.

Man kann begreifen, daß Leute, welche in dieser Freiheit groß wurden, später, selbst aus einem Schlosse heraus, und heraus aus Reichtum, Wohlleben und Ehre, heiß nach ihr zurückverlangten.

Abbas-Pacha, Vizekönig von Ägypten, hatte eine Beduinin zum Weibe. Die Tochter der Wüste war zur Fürstin geworden! — Aber auf der höchsten Terrasse ihres Schlosses zu Abässijeh, welches östlich von Kairo am Rande der Wüste liegt, ließ sie sich ein einfaches Leinenzelt aufschlagen, unter dem sie des Nachts schlief, treu der Sitte ihres Stammes.

Ihre Sehnsucht nach dem freien Leben in der Wüste sprechen folgende Verse aus, welche nach der Übertragung aus dem Arabischen ins Deutsche also lauten:

Lieber im Zelte, das die Winde durchbrausen,  
Als im fürstlichen Schloß will ich hausen:  
Lieber ist mir der Hund, der jeden Fremden beknurrt,  
Als die Katze, die schmeichlerisch schnurrt.  
Lieber in die größte Decke mich kleiden,  
Als in Gewänder von Sammet und Seiden.  
Lieber trabe ein junges Kamel meiner Sänfte nach,  
Als, daß ein prächtiges Saumroß mich trag'.  
Lieber seh' ich den Mann von altem Stamm und edler Art,  
Als einen Dickwanst mit salbenduftendem Bart.  
Des Sturmes Heulen in freier Wüste klingt meinem Ohr  
Herrlicher, als der schönste Trompetenchor.  
Ein Stückchen Brot in meines Zelt's Ecken  
Wird besser, als die süßesten Bissen, mir schmecken.  
Nach der heimischen Wüste sehnt sich mein Herz,  
Und kein Fürstenpalast lindert je meinen Schmerz!

Allerdings müssen wir Kulturmenschen, deren Kinderstube kein Zelt gewesen ist, uns beschränken lernen, wenn wir mit unseren Kamelen und unseren Beduinen hinausziehen in die Wüste. Kurze Haare, kurze Nägel, einfache Kleidung, wollenes Hemd, bescheidene Ansprüche an Küche und Keller, kein pedantisches Halten auf die Stunde und die Art der Befriedigung unserer Wünsche, kein Sichaufblähen und Poltern mit den Leuten, sondern Geduld und Einfachheit, Güte und bester Humor. Mit solcher Ausrüstung wird die ganze volle Schönheit dieses Lebens am reichen Herzen der Natur, im Genusse voller, ungebundener Freiheit, und in der Mitte dieser ungeschminkten, offenen, freimütigen, schlichten Söhne der Wildnis uns aufgehen und erquicken.

Als ich Dienstag, den 24. Februar, unter Zurücklassung meiner Karawane auf dem rechten Nilufer über den Fluß mit einem Fährboote gesetzt hatte, nur von meinem Diener Hassan begleitet, stieg ich die hohen Erdstufen des linken Stromrandes hinauf, indem mir eine lange Reihe nur wenig bekleideter Negerinnen begegnete, welche hinabkamen, den Tonkrug auf dem Kopfe, um Wasser zu schöpfen.

Bald befand ich mich in einer belebten Straße der Stadt.

Einen Brief aus Kairo für den Mudir trug ich in der Tasche, und hatte deshalb das Interesse, alsbald das Regierungsgebäude, stets kenntlich



an den beiden geblühten Flaggen, aufzusuchen. Dasselbe lag in ziemlicher Entfernung seitwärts auf einem Hügel. Und, da wir unsere Reittiere jenseits des Stromes zurückgelassen hatten, mußte ich nun zu Fuß diesen schattenlosen und ermüdenden Weg dahinziehen.

Der Mudir, Oberst Gorringe, war abwesend und wurde vertreten durch die beiden Kapitäne Roberts und Whishaw. Obwohl von Gadàref aus, bereits vor sieben Tagen, ein amtliches Telegramm meine Ankunft gemeldet hatte, zugleich mit meinem Wunsche, eine Barke zu mieten zur alsbaldigen Weiterfahrt auf dem Blauen Nile, hinab bis Chartûm, war doch nichts vorbereitet, und ich konnte zur Stunde nicht einmal einen sicheren Bescheid bekommen, weder über die Zeit, noch die Art meiner Weiterreise.

Doch luden die beiden Herren mich zu ihrem Frühstück ein. Obwohl ich nun sehr ermüdet war, und die Anstrengung einer durch die Höflichkeit gebotenen lebhafteren Unterhaltung scheute, wäre es doch gegen mein eigenes Interesse gewesen, hier abzulehnen, da ich, getrennt von meinem Gefolge, nicht wußte, wo das Haupt niederlegen, oder wo einen Bissen zu meiner Erquickung finden. Denn in dem Städtchen gab es selbstverständlich kein Hotel, sondern nur die bescheidene Schankstube eines Griechen, welche aber das anspruchsvolle Schild über ihrer Tür führte: „Klub zum Blauen Nil“.

Um die zwei Stunden bis zum Beginn des Dejeuner hinzubringen, bot mir Kapitän Whishaw sein Zimmer und einige englische Zeitungen an, indem er sich wieder in sein Bureau zurückzog.

Die Herren wohnen hier in neuaufgeführten, noch unfertigen Häusern, welche, auf einem Hügel gelegen, ein Viereck einfassen, während seitwärts, unten, einem Palmenwäldchen gegenüber, für den Mudir ein schloßartiger Neubau aufsteigt.

Die Bewohner der Stadt, in überwältigender Mehrheit Afrikaner, gibt man auf 12 000 an. Dementsprechend sind die Wohnhäuser zumeist Stroh-Tukûl; und nur der Markt nebst einigen Seitenstraßen zeigen die Form der Murabbâh, das heißt viereckiger, aus Luftziegeln errichteter, meist einstöckiger Häuser.

Das frugale Frühstück war vorüber, und zu meiner Freude stand Hassan mit dem gesattelten Maultiere, welches inzwischen über den Fluß gesetzt war, vor der Türe, bereit, mir den Fußweg durch den stechenden Sonnenbrand rückwärts zu ersparen. Auch fand ich mein Zelt hart am Nilufer, in frischer Lage, bereits aufgerichtet.

Wie entzückt uns doch der Anblick des voll und lebendig dahinfließenden Wassers, wenn wir wochenlang diese Gottesgabe nur aus den dunklen Schächten enger Brunnen, beutelweise, uns schöpften!

Um 4 Uhr erschien, nach Verabredung, Kapitän Roberts in meinem Zelte, um gemeinsam mit mir das Flußufer nach einer für mich geeigneten Barke abzusuchen.

Es war eine solche, der Regierung gehörend, gerade an diesem Morgen aus Chartûm angelangt, befrachtet mit dem Hausrat zweier hierher versetzter ägyptischer Offiziere.

Diese Barke wurde für mich mit Beschlag belegt, und ihr Steuermann, Râs Ahmed, verpflichtet, vom nächsten Morgen ab zu meiner Verfügung sich zu halten.

Mittwoch, den 25. Februar, in aller Frühe, legte sich die Barke, gewaschen und getakelt, an unser Ufer, wenige Schritte ab von meinem Zelte. Es war ein gedecktes, hölzernes Schiff von 12,60 Meter Länge und 3,60 Meter Breite, mit einer aufgesetzten Bordwand von 70 Zentimeter Höhe. Zwei kurze Masten trugen die Vorrichtung für das Aufhissen der hier üblichen dreieckigen Segel. Die Araber nennen solch ein größeres Frachtfahrzeug „Aiyâssa“, während ein kleineres Lastschiff „Mârkib“ heißt.

Da uns eine achttägige Reise auf diesem Kahne bevorstand, so galt es, denselben wohnlich für mich einzurichten. Auf dem Hinterdecke wurde aus Teilen meines Zeltes und dazu gekauften Matten ein ganz wohnliches Zimmer aufgebaut, welches, mit Teppichen belegt, mein Reisebett sowie die anderen Zeltmöbel aufnahm. Es war ein zwar kleiner, aber ganz behaglicher Raum, in dem sich schlafen, essen und auch ungestört schreiben ließ. Das Mitteldeck gehörte meinen beiden Dienern und den mitzunehmenden Maultieren. Auf dem Vorderdecke hausten die Matrosen: Sâla, Osmân und Allagâbo (Dieudonné), drei braune Berberiner. Râs Ahmed hatte hinter meinem Zelte, am Steuer, seinen Platz.

Ein junges, braunes, schlankes Weib teilte noch die Fahrt. Sie hatte für die Schiffsmannschaft aus Durra täglich frisches Brod und die anderen Speisen zu bereiten. Während sie dieses in einer verdeckten Koje des Vorderteils tat, und nur selten sichtbar wurde, bereitete Mursi das für mich bestimmte Essen auf einem transportablen Herde, untergebracht im Mitteldeck.

Um diese Einrichtung des Schiffes und die Instruktion der Leute machte sich besonders verdient der ägyptische Polizeioffizier Musa Fêhmi, welcher, im Auftrage von Kapitän Roberts, alles anordnete und die Abfahrt betrieb.

Mittwoch, den 25. Februar, 1 Uhr mittags, stießen wir vom Ufer ab zur fröhlichen Fahrt.

Hassan hatte in früher Morgenstunde auf dem Markte Gemüse und Früchte in Hülle und Fülle eingekauft. Das Fleisch, dessen Mitnahme im unkonservierten Zustande das Klima hier nicht gestattet, mußten uns unterwegs liefern die Angel des Fischers und das Rohr des Jägers. Täglich suchten wir denn auch am Ufer unsere Jagdbeute.

Schon die Aussicht auf diese stillen acht Tage war mir eine Erquickung. Ich hatte das Bedürfnis, nach den anstrengenden und schnellen Märschen

der letzten Wochen, mich körperlich zu erholen, innerlich zu sammeln und die gewonnenen, reichen Eindrücke in ungestörter Zurückgezogenheit zu verarbeiten.

Der Blaue Nil, entspringend aus dem im Herzen Abessyniens gelegenen Tsanasee, wird schiffbar auf dem Gebiete des ägyptischen Sudân bei Rosâires. Von hier bis Chartûm, in einer Strecke von 685 Kilometern, wird er zu jeder Zeit mittelst Barken, aber in den Monaten der Nilschwelle auch durch Dampfer befahren. Als Gebirgsfluß, welcher zu der Zeit niederfallender Regen die in den Bergen sich sammelnden Wasser aufnimmt und abführt, ist er — zusammen mit dem Atbâra — die Ursache der Nilschwelle. Ihm dankt Ägypten die Überschüsse an Wasser, das heißt seine fruchtbringenden Überschwemmungen in den Monaten Juni bis Oktober, während der Weiße Nil nur dafür sorgt, daß auf der weiten Strecke von Chartûm bis zum Meere (circa 3000 Kilometer) der Strom niemals austrocknet, sondern auch in den regenarmen Zeiten einen gleichmäßigen Bestand an Wasser sich erhält. Von der tiefblauen Farbe seines Wassers hat er wohl den Namen Bahr-el-azrak, d. h. der Blaue Nil. Und nach seiner Vereinigung mit dem „blonden“ Bruder, südwestlich von Chartûm, erhält sich noch lange dieses dunkel gefärbte Wasserband, in sich geschlossen, neben den helleren Fluten des Bahr-el-abjad, des Weißen Nils. In der Regenzeit verliert er allerdings seine schöne blaue Farbe und wird dann schmutzig gelb. Die Eingeborenen rühmen auch den guten Geschmack seines Wassers und ziehen es, als Getränk, dem des Weißen Nils bedeutend vor. Denn im Weißen Nile sind es die vielen schwimmenden Pflanzen-Barren (sett genannt), welche dem Wasser desselben oft einen modrigen Beigeschmack geben.

Bei Wâd-Mêdani, von Rand zu Rand zirka 200 Meter messend, verbreitert der Bahr-el-azrak sich bald, und kann an seinem Zusammenflusse, vor Chartûm, mit der Elbe bei Hamburg an Tiefe und Breite verglichen werden.

Seine Ufer, durchgehend hoch (100 bis 200 Meter), sind meist terrassiert, und mit Pflanzen überkleidet. Auf den unteren Terrassen sieht man fleißig angebaute Gemüsegärten, enthaltend Bohnen, Linsen, Gurken, Melonen, Kürbisse und Tomaten; auf den oberen befinden sich Getreidefelder aus Weizen, Gerste, Durra und Duchon. Diese Kulturanlagen sind untersetzt mit Busch und Wald. Die Dattelpalme zeigt sich jedoch hier nur selten.

Die Fauna ist reich an Wasservögeln, als Bekassinen, Regenpfeifern, Strandläufern, Pelikanen, Seidenreihern, Zwergreihern, schwarzen Störchen.

Krokodile sind vorhanden, zeigen sich aber nicht oft. Sie sind von mittlerer Größe, und ihr Panzer trägt die gelbgraue Farbe des Sandes, auf dem sie, in der Mittagsglut hingestreckt, zu schlafen lieben.

Der Fischreichtum des Blauen Nils scheint sehr groß zu sein; denn,



obwohl die Fischerei von den Eingeborenen gewerbsmäßig nicht betrieben wird, wurden uns doch Prachtexemplare großer, wohlschmeckender und dazu völlig grätenfreier Fische zum Kaufe häufig angeboten.

Beide Ufer sind mit einer fortlaufenden Kette von Dörfern besetzt, deren Häuser jedoch nur selten, hart an den Uferrand gerückt, sichtbar werden. Dafür zeigen sich die Bewohner oft genug am Strande. Sie arbeiten in ihren Gemüsegärten, wie auf den Getreidefeldern. Auf letzteren stand der Weizen bereits in vollen Ähren. Sie tranken und waschen ihr Vieh. Sie schichten am Ufer auf Stroh, Holz, Kalksteine und bezeichnen durch ausgesteckte Fähnchen diese Ware als verkäuflich. Sie baden sich und reinigen ihre Kleider. Sie fischen und sie machen Jagd auf Vögel, indem sie ein kurzes, krummes Wurfholz so hoch und so geschickt in die Luft werfen, daß sie mit diesem, beständig um sich selbst kreisenden, Geschoße den Vogel im Fluge treffen und töten. Sie arbeiten an Schöpfrädern, welche ähnlich denen in Oberägypten, bald mit dem Göpel, bald mit der Hand betrieben werden.

In den Regenmonaten Juni bis Oktober, voll bis zum Rande zwischen seinen Ufern hinströmend, besitzt jetzt der Blaue Nil im Durchschnitt knapp einen Meter Tiefe. Und obwohl unsere Barke, leicht befrachtet, einen Tiefgang von nur 50 Zentimetern hatte, blieben wir doch oft genug auf einer Sandbank sitzen. Dann warfen die Matrosen ihre Kleider ab, sprangen nackt in's Wasser, hoben, schoben, rückten, bis wir flott waren. Dabei feuerten sie sich gegenseitig durch einen Wechselgesang an, indem sie unter verschiedenen Modulationen die Worte wiederholten: „Alläh — jâ — lissa,“ was soviel heißt als: „Allah, du, Herr, jetzt und noch einmal!“ wohl zu ergänzen: „Hilf uns!“ Schlimmer ergeht es tiefbeladenen Schiffen. Diese müssen in solchen Fällen oft genug ihre ganze Ladung auf kleine Kähne verteilen, um dadurch wieder flott zu werden. Nicht selten begegneten wir Schiffen und Schiffsleuten, welche auf diese Weise sich abmühten.

Obwohl wir mit dem Strome fuhren, hatten wir davon doch keinen großen Nutzen, indem ein starker, aufhaltender Wind aus Westen uns entgegenwehte. Die Matrosen mußten viel treideln, mit Stangen stoßen und auch rudern. Letzteres geschah mit sehr unbeholfenen, schweren Riemen, welche, nur grob ausgehauen, das Gewicht eines Balkens hatten. Aber die Leute taten das alles unverdrossen unter Scherzen, Lachen und Gesang, indem sie den ganzen Tag, und oft auch die halbe Nacht, hindurch arbeiteten.

Die Temperatur auf dem Wasser war eine mehr ausgeglichene, als auf dem Lande. Die Tagesstunden waren nicht so heiß, und die Nachtstunden nicht so kühl. Ein erfrischender Hauch zog über die Wellen hin, und, was besonders erfreulich war, es gab keine Moskitos.

Am schönsten waren auf dem Nile die Abende. Wenn ich während der heißen Tagesstunden in meinem Zelte gearbeitet, dann um 4 Uhr meine



Hauptmahlzeit eingenommen hatte, ließ ich einen Stuhl auf das Mitteldeck hinausbringen, um, auf ihm sitzend, den herrlichen Sonnenuntergang zu genießen.

War die leuchtende Scheibe verschwunden, so überzog sich der westliche Himmel mit einem flimmernden Rubinrot, welches, sich abstuft durch alle Schattierungen des Regenbogens, bis zum Zenit hinaufstieg. Die Luft wurde dann so klar, daß man glaubte, durch den ersten Himmel hindurch in einen zweiten hinaufschauen zu können. Der Strom floß, leicht gekräuselt, wie ein Silberband dahin. Am Ufer lagen friedlich die Hütten unter Baum und Busch. Schwarze Männer und Frauen saßen am Ufer und spülten den Staub des Tages von ihren Füßen.

So geschah es in der Abenddämmerung des ersten März, daß die erste, feine Scheibe des Neumondes, schwimmend in der goldenen Flut der sinkenden Sonne, sich zeigte. Eine freudige Bewegung ging bei diesem Anblicke, durch die Herzen der Schiffer und meiner Diener. Sie richteten in schwärmerischer Glut ihre Blicke auf dieses himmlische Zeichen. Sie hoben, ohne daß jemand eine Aufforderung dazu ergehen ließ, sämtlich ihre Arme gen Himmel und sprachen laute Gebete.

Als ich später Hassan fragte: „Was hast Du jetzt gebetet?“ antwortete er: „Ich dankte Allah für das Geschenk dieses neuen Monats und habe ihn angesprochen um seinen Segen in demselben für Dich, meinen Herrn, und für mich selbst!“

Jede Äußerung der Frömmigkeit hat etwas Ehrwürdiges, in welcher Gestalt sie sich auch zeigen mag.

Am Dienstag, den 3. März, in später Abendstunde, zeigten sich in der Ferne, am südwestlichen Horizonte, die Lichter von Chartûm, eine feine Linie flimmernder Punkte. Wir mochten etwa vier Kilometer von unserem Ziele ab sein.

Räs Ahmed machte nun den Vorschlag, hier zu ankern und erst am nächsten Morgen früh in die Stadt einzulaufen, ein Rat, dem ich zustimmte.

Demnach hatte ich nur sechs und einen halben Tag gebraucht, um die Strecke von Wâd-Mêdani bis nach Chartûm, 237 Kilometer, in meiner Barke zurückzulegen. Eine tüchtige Leistung. Denn bei so starkem Gegenwinde und dem häufigen Sichfestfahren hätte das auch eine Reise von acht bis zehn Tagen werden können. Indessen das Versprechen eines Geschenkes an die Matrosen, wenn sie kräftig zugriffen, hatte diese Beschleunigung bewirkt.

Von der Regierung zu Chartûm wurde mir die Benutzung dieses ihres Fahrzeuges in sehr loyaler Weise, nur zum Selbstkostenpreise, mit 1 1/2 Pfund Sterling, berechnet, wozu ich, aus eigenem Antriebe, denselben Betrag als Geschenk für die vier Matrosen, noch hinzulegte.

---

## KAPITEL XIX.

### In Chartûm.

Am Mittwoch früh, den 4. März, legte sich meine Barke an den Quai von Chartûm, zu den Füßen des Regierungspalastes. Nur hier ist auf eine kurze Strecke das steile Ufer durch eine Substruktionsmauer gestützt. Der ganze übrige Abhang der Uferstraße ist, wie ihn die Natur formte, noch frei dem Angriffe der Wellen preisgegeben, welche nun, durch Abbröckelung großer Erdschollen, die stürzend, selbst Palmenstämme mit sich in die Tiefe reißen, jährlich ihre Opfer heischen.

Ich begab mich zunächst zur Post, wo eine seit zwei Monaten aufgesammelte Briefsendung meiner wartete. Es war so viel des Guten, daß mein Diener Hassan ein Tuch auf die Erde ausbreitete, um alles sorglich hineinzuknüpfen.

Unter den freundlichen und willkommenen Gaben aus der Nähe und der Ferne befand sich auch ein amtliches Empfehlungsschreiben aus Kairo an den Generalgouverneur des Sudân, Sir Reginald Wingate. Da es indessen noch zu früh am Tage war, um diesen Herrn in seinem Schlosse aufzusuchen, so begab ich mich zu dem einzigen Gasthofe, welchen die Stadt besitzt, „Hôtel Chartûm“.

Durch einen kleinen Vorgarten schreitend, betrat ich die Veranda dieses langgestreckten, aber wenig tiefen Hauses, welches wohleingerichtet zu sein schien. Der Direktor, wie der Oberkellner, sind Deutsche. Da die Reisezeit hier knapp bemessen und der Zufluß von Fremden nur gering ist, so sind die Preise hoch. Der Tourist zahlt für Wohnung und Verpflegung, als Tagespreis, 100—150 Piaster, gleich 26—39 Franks; der englische Offizier dagegen, welcher in Chartûm lebt, hat beides für 10 Pfund Sterling monatlich. Ähnliche Ausnahmepreise für die genannten Herren

finden sich in dem ganzen Sudân. Ich, mit eigenen Zelten, Koch und Küche versehen, bedurfte der Unterkunft in jener Herberge nicht. Indessen, nach langer Entwöhnung des Komforts und der Gesellschaft, machte es mir doch Vergnügen, wieder einmal in einem gut gehaltenen Gasthause unter Europäern zu sitzen, und ich ließ mir ein Frühstück in der luftigen und breiten Veranda auftragen.

Man sitzt hier, frei den Blick auf die frischen Wasser des Blauen Nils, und drüben auf die Fruchtgärten der Insel Tuti gerichtet, in den kühlen Morgenstunden ganz behaglich.

Das „Hôtel Chartûm“ bildet im Westen das letzte Haus der Uferstraße, während im Osten das letzte Haus eben desselben Weges das Gordon-College ist. Zwischen beiden Punkten mißt man eine Entfernung von 5—6 Kilometern. Etwa in der Mitte dieses Weges liegen des Generalgouverneurs Residenz, das Regierungsgebäude, die Post und das Klubhaus der englischen Offiziere. Die Zwischenräume auf dieser Linie füllen dann zweistöckige Villen aus, von mäßigem Umfange, in ziemlich übereinstimmender Stilform und im Rohziegelbau gehalten, welche, hinter niedrigen Mauern inmitten frischer Palmengärten stehend, freundlich zu uns herüberblicken. Es sind das die Dienstwohnungen der englischen Offiziere und Zivilbeamten.

Diese Straße, deren nach Norden zu gelegene zweite Seite das Wasserband des Blauen Nils bildet, macht einen in sich abgeschlossenen, frischen und, durch die dazwischen geschobenen Gärten, auch sehr gefälligen Eindruck. Der breite Weg ist, wenn auch nicht gepflastert, doch gut gehalten, indessen nirgends mit einer Ruhebänk versehen. Hier bewegt man sich, zumal in den kühlen Abendstunden, mit Vergnügen auf und ab.

Gleichwohl ist dieser Strandweg alles, was die Stadt Chartûm, für jetzt wenigstens, zu bieten vermag; denn die drei anderen, parallel diesem Strandwege landeinwärts laufenden Straßen, die Avenuen de Chedive, de Sirdar und Abbas, existieren vorläufig lediglich in der Idee. Der Besucher würde in ihnen finden nur markierte Straßenlinien, unaufgeräumte Trümmerhaufen und dazwischen hingebaute, ganz vereinzelte Häuser. Auch diese sind meistens Regierungsbauten. Denn mit der privaten Bautätigkeit geht es nur langsam hier vorwärts, weil der Handel im Sudân stockt und das Geld den Leuten mangelt.

Hinter diesen vorläufig nur angedeuteten Straßen zieht sich dann ein Kranz von Lehmhütten der Eingeborenen hin, zwischen denen ein ganz lebhaft beschickter Markt abgehalten wird. Außer einheimischen Feld- und Gartenerzeugnissen werden aber nur ganz geringwertige Fabrikate europäischen Ursprungs dort angeboten. Matten, sowie anderes grobes Flechtwerk ausgenommen, würde der Reisende originelle und wertvolle, afrikanische Arbeiten der einheimischen Industrie hier vergebens suchen.





Zu Seite 110.



Zu Seite 113.

Oberes Bild: Die gegenwärtige Residenz des General-Gouverneurs des Sudân, zu Chartûm, von der Wasserseite aus (Blauer Nil) gesehen.

Unteres Bild: Die gegenwärtige Residenz des General-Gouverneurs des Sudân, zu Chartûm, von der Gartenseite aus gesehen.





Hat man auch diesen Markt mit seinen ihn umschließenden, kreisrunden Negerhütten passiert, so dehnt sich eine aschgraue, staubige, baumlose Ebene vor uns aus, welche bis zum Uferrande des Weißen Nils hinläuft. Man sagte mir, daß auf derselben in den Regenmonaten, Juni bis Oktober, Gemüsebau betrieben werde. Jetzt sah man davon nichts. Vielmehr zog ein feiner, darüber sich lagernder, loser Staub, von den täglich wehenden starken Westwinden aufgewirbelt, in dicken Wolken über Chartûm hin und machte, ähnlich wie in Kassala, hier das Leben beschwerlich.

Ich fand den Generalgouverneur Sir Reginald Wingate bereit, mich zu empfangen, als ich 10 Uhr morgens die breiten, weißen Steintreppen seines Schlosses, von der Gartenseite aus, zu den Privatgemächern des oberen Geschosses hinaufstieg. Es ist, wenn auch nicht dasselbe Gebäude, so doch derselbe Platz, wo einst General Gordon wohnte, und unter den Lanzenstichen der Derwische sein Leben ließ. Es geschah das in den frühesten Morgenstunden des 26. Januar 1885.

Viel hat sich seitdem im Sudân geändert!

Der General, welcher die oberste Militär- wie Zivilgewalt über den Sudân in seiner Hand vereinigt, empfing mich an seinem Schreibtische, bereits mit Arbeiten beschäftigt. Und, da ich ihm zwei Einführungsschreiben vorlegen konnte, das eine von unserem deutschen Gesandten in Kairo, das andere von dem Chef der Sudân-Abteilung im Kriegsministerium, so war der Empfang dementsprechend ein sehr verbindlicher.

Ich bat ihn um die Anweisung eines passenden Platzes zum Aufschlagen meiner Zelte, und teilte ihm meine Absicht mit, Studien halber, etwa eine Woche lang, in Chartûm mich aufhalten zu wollen. Er veranlaßte sofort den Mudîr, Oberst Stanton, in alledem mir behilflich zu sein, und lud mich für denselben Abend zum Essen in sein Haus.

Ein junger ägyptischer Polizeioffizier begleitete mich, auf Befehl, bis zu meiner Barke. Diese hob den Anker, und gemeinsam fuhren wir stromabwärts bis zu einem Palmenwäldchen, welches etwas unterhalb jenes obengenannten Hôtels lag. Hier empfahl mir der Offizier, auf einem anmutigen Platze des hohen Stromufers, unter dem Schatten der Palmen meine Zelte aufzuschlagen, und rief den Schêch eines ganz nahegelegenen kleinen Dorfes herbei, um denselben verantwortlich zu machen für die Sicherheit meiner Person, wie meines Gutes.

Eben hatte die Etablierung meiner neuen Häuslichkeit damit begonnen, daß ich mir Tisch und Stühle unter die Palmen setzen ließ, um vor allem die am Morgen eingegangenen zahlreichen Briefe und Drucksachen durchzulesen, als der Steuermann meiner Barke, Râs Ahmed, auf mich zutrat, um zu melden, er hätte soeben von seinem Vorgesetzten den Befehl erhalten, zu meiner Verfügung zu bleiben, so lange als mein Aufenthalt in Chartûm dauern würde. Und nun machte Hassan den annehm-

baren Vorschlag, mein an Bord der Barke aufgerichtetes Zelt gar nicht abzubrechen, sondern auf dem Schiffe ferner zu schlafen und zu speisen, diesen Palmenwald aber, über Tage, als meinen Garten, und nach Belieben auch als Schreibe- oder Lesekabinett zu benutzen.

„Sie werden dort unten, an Bord, viel weniger durch Staubwinde und neugierige Neger belästigt werden, als hier oben!“ setzte er hinzu.

Er hatte recht. Nur meine Maultiere wurden an Land gebracht, ich selbst aber mit den Leuten blieb an Bord der Barke, welche in einer schattigen Bucht sich verankerte und durch einen bequemen Steg die Verbindung mit dem Lande herstellte. Nun hatte ich, was so viele Fremde in Ägypten aus Gesundheits- wie Schönheitsrücksichten lebhaft anstreben und teuer bezahlen, das ruhige Leben auf einem Nilschiffe! — Denn, die Luft über diesen Wassern ist von größter Reinheit und Weichheit!

Abends gegen 8 Uhr ritt ich auf meinem Maultiere längs jener Uferstraße zur Residenz des Generalgouverneurs hin, indem einer meiner Diener nebenherlief, um das Tier dort mir abzunehmen und zurückzuführen.

Ein weißes Schloß, zwei Stockwerke hoch, oben mit burgartigem Zinnenkranze, Fenster und Erker nach gotischem Schnitt; eine dem Norden entlehnte, strenge Bauform, von welcher man nicht recht weiß, wie sie in diesen weichen und sonnigen Süden hineingeraten ist. Erst die Gartenseite dieses Hauses, welche die schwere Steinwand in luftige Hallen auflöst, Balkone und Balustraden vorschiebt, wird den südlichen Anforderungen des Platzes gerecht. Hier wirken auch die beiden breiten, geschwungenen Marmor-Treppen, welche aus dem Gartenparterre zum oberen Stock hinaufführen, vornehm und leicht.

Man schritt im Erdgeschoß durch eine gewölbte Halle, wo neben aufgepflanzten Kanonen militärische Posten standen, welche vor den eintretenden Gästen präsentierten. An den Wänden erzählten gekreuzte Spieße und verblichene Fahnen von ehemaligen Waffenerfolgen. Oben standen auf überdeckten Balkonen Lesetische, umgeben von bequemen Ruhebetten und Sesseln, alles übergossen von dem abgedämpften Lichte elektrischer Kerzen, welche bis zu den nahen, im Nachtwinde rauschenden, Wipfeln der Palmen ihre Lichtstreifen sandten.

Im Salon fand ich eine Gesellschaft von neun Personen versammelt. Lady Wingate in einem Gewande von weißem Atlas, ihre jugendliche Nichte in blaßblauer Seide, der General und die übrigen Herren in goldgestickten Uniformen mit Ordensabzeichen. Vorsorglicher Weise führte ich für solche Fälle ein passendes Gesellschaftskleid bei mir; doch hatte ich nicht den Stern angelegt, welchen die heutige Post aus den Händen des Sultans mir beschert hatte, zum Dank für mein vor einigen Monaten in Stambul ihm überreichtes Buch über „Tripolitanien.“

Die Einrichtung des Salons, welche man an dieser Stelle gerne in

orientalischem Geschmack gesehen hätte, war, etwas fremdartig, im modernsten Rokoko gehalten.

Ich war der einzige Fremdling in diesem Kreise, der nur aus dem Generalgouverneur, seiner Familie und den Herren vom engeren Dienste bestand. Ein Kreis, welcher in dieser entlegenen Weltecke, und bei dem geringen Zufluß fremder Elemente, wo man doppelt aufeinander angewiesen ist, wohl täglich in diesen Räumen sich zusammenfindet. Und doch dieses steife Zeremoniell!

Wir betraten den Speisesaal, wo auf blumengeschmückter Tafel über hohen silbernen Kandelabern Wachskerzen flammten, die aber alsbald, nachdem wir uns gesetzt hatten, wieder gelöscht wurden, des Zugwindes wegen, welcher im Oriente stets künstlich unterhalten wird. Und es blieb uns nur der Dämmerchein übrig, welcher aus mattgeschliffenen Glasbirnen, hinter denen Glühlicht brannte, von der Decke herabfiel.

Die aufwartenden Diener trugen türkisches Kostüm; zu weiten, weißen Beinkleidern rote Jacken mit gelber Verschnürung, und auf dem Kopfe den roten Tarbûsch.

Ich saß zur Rechten des Generals, und die Unterhaltung zwischen uns beiden wurde in französischer Sprache geführt.

Nach Schluß des Diners standen die beiden Damen mit Geräusch auf, uns Herren noch auf eine Viertelstunde das Feld lassend, zu einem Glase Portwein und einer Zigarette.

Dann wurden im Salon zwei Spieltische aufgestellt, und nach einer kurzen Kartenpartie erfolgte der Aufbruch, zu welchem die Dame des Hauses ziemlich deutlich das Zeichen gab.

Nun stiegen die Herren in ihren knappen, goldgestickten Jacken und den breit in Gold galonierten Beinkleidern allesamt wieder die weißen Treppenstufen hinab. Ein jeder schwang sich in den Sattel seines Tieres, denn Wagen gibt es hier nicht; und wir zerstreuten uns, gefolgt ein jeder von seinem Läufer, in den mattbeleuchteten Straßen des bereits schlafenden Chartûms.

Als ich diesen Kreis gesicherten und behaglichen Wohllebens verließ, mußte ich zurückdenken an die tragischen Vorgänge, welche sich an eben dieser Stelle vor nur 18 Jahren vollzogen hatten. Auf weißen Steinstufen, gleich diesen, welche eben hier zu denselben Palmengärten hinabführten, brach General Charles George Gordon, welcher, geweckt durch den Lärm herandringender Haufen, im Nachtkleide von seinem Lager aufgesprungen war, unter den Lanzenstichen heraufstürmender Derwische zusammen. Sein Kopf aber wurde, abgetrennt, dem siegreichen Mahdi überbracht.

Erst vor elf Monaten war damals Gordon an dieser Stelle eingetroffen, um im Auftrage der ägyptischen Regierung deren Garnisonen und Zivilbeamte, sowie die eingewanderten Fremden, mit Kind und Kegel im Ganzen



wohl 40 bis 50000 Köpfe, sowie auch die Kassen und das Kriegsmaterial nilabwärts zu führen, um sie zu retten vor den anstürmenden Horden des Mahdi.

Das bedeutete eine Auflösung der bestehenden ägyptischen Regierung, und das Preisgeben einer 50jährigen Kulturarbeit.

Gordon, am 18. Februar 1884 in Chartûm angelangt, und, als ein alter wohlwollender Freund, von der Bürgerschaft enthusiastisch begrüßt, erkannte zweierlei; nämlich, daß die Wegführung jener 40 bis 50000 Seelen leichter befohlen, als ausgeführt sei, und, daß die Lage Chartûms nicht so verzweifelt stände, wie man sie in Kairo sich ausgemalt hatte.

Er beschloß zu bleiben, die bestehende Regierung nicht aufzulösen, und die Stadt um jeden Preis zu halten.

In London nahm man dem General diesen selbständig gefaßten Entschluß sehr übel. Man hatte dort dem ganz entgegengesetzte Pläne mit dem Sudân, welche an einer anderen Stelle dieses Buches ihre Erörterung finden werden.

Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung entschied man sich zwar dafür, ein Hilfs-Korps nilaufwärts zu senden, und den, so verdienten, wie beliebten, General aus seiner mit jedem Tage bedrängter und bedrängter werdenden Lage, in dem von den Heeren des Mahdi nun engumklammerten Chartûm, zu befreien; allein, das Vorschieben dieser Kolonnen geschah doch so auffallend zögernd, daß selbst Gordon, an den redlichen Willen seiner Landsleute, hier wirklich helfen zu wollen, den Glauben verlor. Die Äußerungen in seinen Tagebüchern<sup>1)</sup> geben an den verschiedensten Stellen dafür den beredtesten Ausdruck. Vergebens stieg er täglich, mit dem Teleskope in der Hand, auf das flache Dach seines Hauses, um sehnstüchtig nach Norden, und nach Hilfe, auszuschaun; vergebens ließ er auf diesem Dache jeden Abend seine schwarze Musikbande spielen, um den Bürgern eine hoffnungsfrohe Stimmung vorzutäuschen.

Die ersehnte englische Hilfe kam nicht zur rechten Zeit! —

Chartûm, und mit ihm der General, fielen am 26. Januar 1885 in die Hände der Feinde. — Achtundvierzig Stunden später aber kam die englische Vorhut, unter Oberst Wilson, auf zweien Dampfern, langsam und zögernd flußaufwärts heran.

Und, als der Oberst aus der Ferne bemerkte, daß des Generals Standarte auf seinem Schlosse nicht mehr wehte, also die Kunde, Chartûm sei genommen, wahr sei; da ließ er das Steuer wenden, und zog sich, ohne einen Kampf zu wagen, schleunigst zurück.

Gordons Kopf aber blieb unbestritten in den Händen des Mahdi.

Das war kein Tag des Ruhmes für England gewesen!

Was hilft es jetzt dem edlen General, daß englische Hände ihm eine

---

<sup>1)</sup> The Journals of Major-Gen. C. G. Gordon at Kartoum. Vol. I u. II. Leipzig 1885.

Bildsäule in Chartûm aufrichten und ein schloßartiges Gebäude am östlichen Flügel der Uferstraße nach seinem Namen als „Gordon-College“ bezeichnet wird? — Dieses Haus wurde im Dezember des verflossenen Jahres in Gegenwart des Chedive und des Lord Cromer feierlich eingeweiht. Doch steht zu seiner Größe in keinem Verhältnis die einstweilen noch sehr kleine Anzahl von Schülern.<sup>1)</sup> Es knüpft sich folgender Plan an dieses Haus. Man will hier Knaben, sudânischer Herkunft, eine solche Ausbildung geben, daß sie befähigt werden, die subalternen Stellen im Staatsdienste dereinst auszufüllen. Diese Idee, so gut sie auch sein mag, wurde mir von einem Kenner der Verhältnisse als ein um fünfzig Jahre verfrühter Plan dargestellt.

An jenem Tage, wo Gordon fiel und Schloß und Stadt in die Hände der Mahdisten kamen, wurde übrigens Chartûm nicht jener Trümmerhaufen, dessen unaufgeräumte Reste wir noch heute sehen können.

Furchtbar allerdings wütete das Gemetzel in den Straßen der Stadt. 10,000 Menschen sollen der Blutgier der Derwische unter den ausgesuchtesten Qualen zum Opfer gefallen sein. Doch die Häuser blieben meistens unbeschädigt. Die Paläste und die Gärten verteilten später, auf seiten der Sieger, die Edlen (aschrâf) unter sich, und Gordons Wohnhaus wurde dem Mahdi, Mohammed-Ahmed, zu seiner eigenen Benutzung vorbehalten. Hier gefiel es ihm auch, zeitweise seine Residenz zu nehmen.

Ganz anders wurde dieses aber, als Abdullahi, der Nachfolger des schon am 22. Juni 1885 verstorbenen Mahdi, in die Herrschaft eintrat. Dieser liebte Chartûm, als Rivalin von Omdurmân, durchaus nicht, und er war es, welcher dessen Zerstörung befahl. Im August 1886 bestimmte er, alle Einwohner Chartûms hätten binnen dreien Tagen den Ort zu verlassen. Die Häuser wurden nun, nach und nach, niedergerissen, und in kurzer Zeit standen nur noch Ruinen auf dem Platze.

So endete das erste Chartûm, nach einem Bestehen von 48 Jahren, wenn wir das Jahr 1838, in welchem der geniale Mohammed-Aly-Pâcha, Ägyptens damaliger Beherrscher, in persönlicher Anwesenheit, dieses bisherige kleine Fischerdorf zur Hauptstadt des Sudân erhob, als das Jahr seiner Gründung bezeichnen dürfen.

Das gegenwärtige Chartûm, durch dessen werdende Straßen wir heute wandern, hat ein Alter von nicht mehr als 6 Jahren; denn seine Neugründung erfolgte erst nach der Zersprengung der Mahdia durch den Sieg der Engländer bei Kêrreri, und nach der Einnahme von Omdurmân, am 2. September 1898.

---

<sup>1)</sup> Nach dem amtlichen Berichte, vom April 1904, den beiden Häusern des Parlamentes in London vorgelegt, hat sich inzwischen die Schülerzahl gehoben: „The Gordon College is now attended by 149 boys, of whom 91 are Arabs or Blacks, and the remaining 58 Egyptians and Syrians. pag. 94 of Reports by His Maj. Agent and Consul-General etc. —

## KAPITEL XX.

### In Omdurmân.

Chartûm und Omdurmân<sup>1)</sup>, durch einen Weg von nur vier Kilometern getrennt, sind noch heute Rivalen, gleich wie sie einander feindlichen Tendenzen ihren Ursprung verdanken. Ist der Name „Chartûm“ erklärbar (= Elefantenrüssel), so ist der Ursprung des Wortes „Omdurmân“ dunkel. „Umm“, oder auch „Omm“ heißt Mutter, und Durmân ist ein Eigenname. Wer und was dieser Durmân aber einmal gewesen ist, weiß niemand zu sagen. Während Chartûm als Stadt auf ein Alter von 65 Jahren zurückblickt (die zwölfjährige Zeit seiner Zertrümmerung von 1886—1898 mit eingerechnet), zählt Omdurmân nur ein Alter von 18 Jahren. Ursprünglich standen auf beiden Plätzen unbedeutende Fischerdörfer. Während Chartûm heute knapp 7—8000 Einwohner zählt, besitzt seine Nachbarstadt Omdurmân noch immer 50,000; zu den Zeiten der Derwischherrschaft aber hatte es oftmals 300,000 bis 350,000. Die Zahl wechselte in jenen Tagen; denn die zum größten Teil bewaffnete Bürgerschaft flutete, je nach den Schwankungen des Krieges, hier auf und ab.

Dieser großen Zahl entsprechend, zeigt sich denn auch das Stadtbild von Omdurmân noch heute in imposantester Ausdehnung, 11—12 Kilometer

---

<sup>1)</sup> Ich muß an dieser Schreibweise festhalten, im Widerspruch mit Herrn v. Tiedemann, der Omdermân zu schreiben empfiehlt. (Note auf pag. 3 des Beiheftes 1 u. 2 zum Militärwochenblatte 1904 zu seinem Aufsatz: „Meine Erlebnisse im Hauptquartier Lord Kitcheners“ etc.). Ich habe von keinem Eingeborenen, weder an Ort und Stelle, noch in anderen Teilen des Sudân, die Aussprache Omdermân, sondern stets nur Omdurmân gehört. Auch berufe ich mich, als für mich sprechend, auf das amtliche Verzeichnis der „Rules of Orthography for native names of places, persons etc. in Egypt and the Sudan, second edition, Cairo, War Office printing press. 1901“; auf pag. 21. —

lang, längs des Westufers des vereinigten Nils, sich hinstreckend, und gerade dort beginnend, wo der Weiße mit dem Blauen Flusse zusammenströmt. Der Querdurchschnitt aber dieser langhin am Flußufer gezogenen Häusermassen, landeinwärts gemessen, wird fünf Kilometer betragen.

Man kommt von Chartûm aus nach Omdurmân auf einem doppelten Wege. Entweder benutzen wir einen großen Passagierdampfer, der aber nur zweimal täglich vom Ufer des Postgebäudes in Chartûm abstoßend, nach 30 Minuten Fahrt in Omdurmân landet und ebenso oft wieder zurückkehrt; oder auch eine Dampfähre. Diese stößt ab, in einer erheblichen Entfernung westlich von der Stadt, bei dem kleinen Negerdorfe Mûgrin, und ist dann in 10 Minuten drüben in Omdurmân. Allstündlich geht sie hin und her, und die Frequenz auf ihr ist eine sehr starke. Nach dem Dorfe Mûgrin aber ist von Chartûm aus ein Reitweg von 20 Minuten.

Ich wählte stets dieses letztere Beförderungsmittel, weil jene Dampfähre auch Tiere mitnimmt, und ich von meinem guten, abessynischen Maultiere, das schnellfüßiger und besser gesattelt, als die Reitesel in Omdurmân war, in dieser weitläufigen Stadt Gebrauch machen wollte.

Kaum hat die Dampfähre dort vom hohen, mit Palmen besetzten Ufer abgestoßen, so kommt man an die Spitze jenes langegezogenen Dreiecks, Râs-el-Chartûm — (d. h. Stirn des Elefantenrüssels) —, wo die beiden Ströme zusammenfließen. Das tiefblaue Wasser des Bahr-el-Azrak behauptet an dieser Stelle noch lange sein Recht neben den trüben, weißgelben Fluten des Bahr-el-Abjad. Hier erscheint der Blaue Nil auch als der breitere Strom.

Die Landungsstelle ist in Omdurmân ebenso unbequem, als die Abfahrtsstelle in Mûgrin. Die Engländer haben durchaus nichts zu deren Verbesserung getan. Auch spotten die Unordnung und das Gedränge von Menschen und von Vieh beim Aus- und Einschiffen hier jeder Beschreibung, da eine durchgreifende Polizeiaufsicht fehlt.

An's Land gesetzt, wo viele Esel zum Vermieten bereitstehen, die aber sämtlich ohne Steigbügel gesattelt sind, reitet man wohl vier Kilometer längs des Nilufers hin, ohne in die Stadt einbiegen zu können; weil diese auf der Wasserseite nur durch 4 Tore zugänglich ist.

Hier zeigt sich am Strande ein bewegtes Leben. Getreide aller Art, als Durra, Duchon, Mais, Weizen, Gerste, ist auf reinlichen Matten in großen Haufen aufgeschüttet, ebenso die faustgroßen Stücke des rosenfarbenen Gummis, dieses Hauptproduktes des nahen Kordofan. Männer, Frauen, Kinder bewegen sich zahlreich zwischendurch; Käufer und Verkäufer gehen hin und her; Barken, befrachtet, stoßen vom Ufer ab, leere steuern auf dasselbe zu und landen, um von jenen Produkten aufzunehmen. Nackte Kinder plätschern im Wasser, Frauen tragen Wäsche herbei, um sie zu reinigen; Männer, welche Kühlung suchen, tauchen ihre braunen,



muskelkräftigen Körper in die frische Flut. Es ist ein sehr buntes und sehr fesselndes Bild! —

Durch das erste Tor in die Stadt einreitend, fällt uns zunächst die Farbe der Häuser auf. Es ist nicht jenes stumpfe Grau des getrockneten Nilschlammes, welches die daraus zusammengekneten Häuser der Fellachendörfer verunziert, sondern ein Ockergelb, hinübergehend zu einem gesättigten Braun, ja selbst zu einem lebhaften Rot. Denn diese Häuser sind aufgeführt aus Erdwürfeln, enthoben dem nahen, festen Boden, welcher, zur Tiefe hinabsteigend, verschieden gefärbte Tonschichten aufweist. Dieses solide Material gibt den durchgehend einstöckigen und viereckig angelegten Häusern, neben der lebhaften Farbe auch schärfere und gefälligere Umrisse.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß in Omdurmân ganze Stadtviertel heute leer stehen, wenn man die gegenwärtige Anzahl der Bewohner, von 50,000, mit der zu den Zeiten der Mahdia von 300,000 und darüber vergleicht. Doch, es sind in jenen verlassenen Vierteln die Häuser keineswegs Ruinen, sondern oft so gut erhalten, daß nur Fenster und Türen erneuert zu werden brauchten, um mit Behagen einzuziehen.

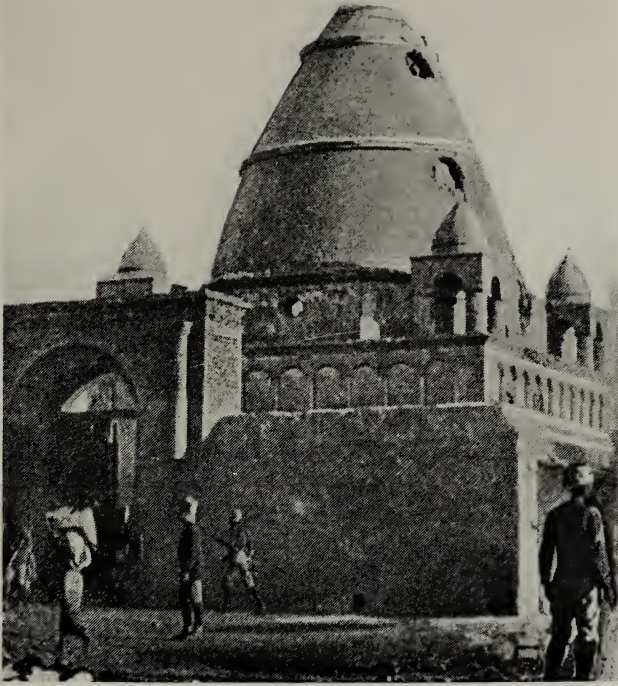
Mein Weg ging zunächst zu einem deutschen Herrn, Pater Josef Ohrwalder, bekannt durch sein Werk „Aufstand und Reich des Mahdi“, Innsbruck 1892. Es mußte für mich von höchstem Interesse sein, einen Landsmann und Augenzeugen jener bewegten Zeiten hier am Orte kennen zu lernen.

Pater Ohrwalder bewohnt eines jener aufgegebenen Häuser, und zwar in demjenigen Quartiere, wo die Christenfamilien während der Kampfesjahre, als Gefangene zusammenwohnend, festgehalten wurden. Dieses Viertel, von einer besonderen Mauer umschlossen, ist nur durch ein einziges, niedriges Tor zugänglich.

Unterstützt von dreien geistlichen Brüdern, leitet der Priester die römisch-katholische Mission unter den heidnischen Schilluks, welche den Distrikt von Fashoda bewohnen. Dagegen, in Omdurmân selbst, beschäftigt ihn nur die Seelsorge an den wenigen hier wohnenden katholischen Christen. Den Eingeborenen gegenüber sind ihm hier die Hände gebunden. Denn jede Missionierung an den Moslimim, im Bereich des ägyptischen Sudân, hat die englische Regierung strengstens untersagt.

Pater Ohrwalder, noch rüstig und frischen Geistes, hatte die Gefälligkeit, in längerem Gespräch, auf alle meine Fragen bezüglich der Regierung des Mahdi, sowie seines Nachfolgers Abdullahi mir ausführliche Antwort zu geben. Dann führte er mich zu einem Herrn deutscher Abkunft, aber geboren in Petersburg, welcher seit zweien Jahren in Omdurmân lebt, aus Neigung zu dem historisch interessanten Orte, zu dem guten Klima und der sudanischen Bevölkerung.

Es war eine originelle Wirtschaft, in welche ich hier eintrat. Eine



Zu Seite 191.



Zu Seite 123.

Oberes Bild: Das Grabmal des Mahdi, Mohammed-Ahmeds, zu Omdurmân, errichtet von Abdullahi, seinem Nachfolger. Die Zerstörungen in der Kuppel rühren her von Schüssen der Engländer, am 2. Sept. 1898. (Nach einer amtlichen Veröffentlichung.)

Unteres Bild: Trümmer der Grabkapelle des Mahdi, Mohammed-Ahmeds, zu Omdurmân, in ihrem gegenwärtigen Zustande.



Hausanlage, umschließend mehrere, von Weinreben überdeckte Höfe, jeder umschlossen von einer Reihe Gemächern, welche Affen, Hunde und Papageien beherbergten. Dazwischen ein Junggeselle, in seinen schlichten Bedürfnissen unterstützt von einigen schwarzen Dienern und Dienerinnen. Dieses geräumige Haus steht in dem entvölkerten Omdurmân für einen monatlichen Mietpreis von 60 Piastern, gleich 15 Franks, zur Verfügung.

Ein sehr geübter und fleißiger Photograph aus Liebhaberei, war Herr T. im Besitze von wohl 1000 verschiedenen Aufnahmen aus Stadt und Umgegend. Nicht bloß die Durchsicht dieser wertvollen Sammlung, sondern auch eine Auswahl derselben wurde mir von ihm gestattet. Um so dankenswerter war dieses, als kein Photograph von Beruf sich bisher mit Omdurmân beschäftigt hatte, und Darstellungen der Art nirgends käuflich waren.

In dieser Weise unterrichtet und bereichert, verabschiedete ich mich von den beiden Herren, um nun die historischen Stätten Omdurmâns aufzusuchen.

Den Kern der Stadt bildete einst die Residenz des Mahdi, ein großes, von mächtiger Mauer umschlossenes Viertel. Hier lag, untergebracht in bescheidenen Lehmhütten, zunächst seine Kerntruppe von 12 000 Mann, entnommen dem Stamme der Bâgara. Dann befand sich in diesem Viertel die große Moschee; allerdings kein Gebäude, sondern nur ein ummauerter, mit Matten belegter, weiter, quadratischer Hof, der aber 70,000 Menschen fassen konnte. Nichts weiter zeichnete ihn aus, als ein erhöhter, nach allen Seiten hin offener Pavillon, in welchem der Mahdi, im Angesichte alles Volkes, seine fünf Tagesgebete zu verrichten pflegte. Außerdem stand auf diesem Platze die Kanzel für den predigenden Imâm und die Nische, welche die Richtung nach Mekka hin anzeigt. Wenn zu Zeiten der Blüte der Mahdia hier 70,000 Beter in Reih und Glied standen, und dann voll Andacht vor Gott, auf eins, sich niederwarfen, so mußte dieses ein ganz imposanter, den Glauben im höchsten Grade entflammender, Anblick gewesen sein!

Heute ist bis auf die vollkommen erhaltenen Umfassungsmauern alles rasiert, und man reitet über den weiten Platz, durch die auf allen Seiten offenen Tore kreuz und quer herüber und hinüber, als wäre hier niemals ein geweihter Grund gewesen.

Dicht an diesen Platz stieß das Wohnhaus des zweiten Chalifen Abdullahi, welcher am 22. Juni 1885 die Herrschaft über das Reich der Derwische in Omdurmân antrat, und sie 13 Jahre lang behauptet hat. Dieses Haus war zu jener Zeit das einzige zweistöckige Gebäude der Stadt.

Abdullahi liebte es, von der Zinne seines, alle anderen Wohnungen überragenden, Hauses, des Abends dort lustwandelnd, über das Häusermeer seiner Residenz hinzublicken. Im Ganzen ist dieses umfangreiche Gebäude, welches fest und gefällig zusammengefügt ist, noch heute wohl erhalten und



dient zur Zeit als Quartier einem englischen Militärarzte, welcher bereitwillig die Besichtigung der Zimmer und Höfe mir gestattete. Interessant sind das Badezimmer mit seiner Wasserleitung, sowie der Saal, in welchem der Chalif seine Audienzen an Besucher und Bittsteller zu erteilen pflegte.

Aus der Pforte dieses seines Hauses tretend, befand sich der Mahdi unmittelbar auf jenem weiten Gebetsplatze, und hatte nur etwa zwanzig Schritte bis zu dem für seine Andachtsübungen reservierten Pavillon.

Etwas seitwärts, ebenfalls an diesen Gebetsplatz grenzend, befindet sich das Mausoleum des ersten Chalifen Mohammed-Ahmed-el-Mahdi (der Meister), Chalifat-er-Rasul (der Nachfolger des Propheten), wie sein Name und seine Titel vollständig lauten.

Er war der Schöpfer dieser für die neuere Geschichte des Islâm so wichtigen Bewegung und führte die Herrschaft über die Derwische vom Ramadhân-Monate des Jahres 1881 bis zum 22. Juni 1885, wo er, im Alter von erst 45 Jahren, nicht an Gift, oder an Herzverfettung, wie man anderwärts wohl lesen kann, sondern nach Slatin-Pâchas, welcher an seinem Sterbebette gestanden hat, mir gemachter persönlicher Mitteilung, am Typhus starb.

Der Sohn eines Schiffszimmermannes in Dongola, hatte er zunächst in Kêrreri eine niedere, dann in Berber eine höhere Qorânschule besucht. Zwanzig Jahre alt, legte er das Gelübde eines Derwisches ab, durchwanderte, als solcher, auf wiederholten Reisen den Sudân und erwarb sich eine eingehende Kenntniss von Land und Leuten.

Dreißig Jahre alt, läßt er sich auf der Insel Aba im Weißen Nil nieder. Hier führt er das Leben eines Anachoreten. Der Ruf seiner Frömmigkeit wächst. In Scharen beginnt das Volk zu ihm hinzupilgern.

Vierzig Jahre alt, gibt er das Signal zum Aufstande. In vollen Wogen bricht derselbe durch. Die politische Unterlage dieser Bewegung bilden die, durch Mißregierung hervorgerufenen, zerrütteten Zustände im Sudân und die soziale Umwälzung, welche das zu schnell ausgeführte Verbot des Sklavenhandels nach sich gezogen hatte.

Trotz seiner kurzen, knappe fünf Jahre dauernden Regierung hat Mohammed-Ahmed Großes geleistet. Er hatte sich das Vertrauen und den unbedingten Gehorsam von Millionen erworben und den ganzen ägyptischen Sudân sich zu Füßen gelegt. In seinen Händen befanden sich, als er starb, die Länder Dâr-Fôr, Kordofân, Sennaar, To-Kâr, Dongola, Berber, während die Engländer bis hinter Wâdi-Halfa sich zurückgezogen hatten. Omdurmân war aus einem unbedeutenden Fischerdorfe durch ihn zu einer Hauptstadt geworden, und die Rivalin Chartûm mit den bisher in ihr herrschenden fremden Gewalten lag am Erdboden, entkräftet und für den Untergang bestimmt.

Nun gruben seine nächsten Verwandten, unmittelbar unter dem

schlichten Angarêb, auf dem der Feldherr und Prophet gestorben war, ihm das Grab, sein Leib wurde mit Wohlgerüchen übergossen, und dann, nach arabischer Sitte nur in ein Leinentuch gewickelt, von seinen Familiengenossen in Gegenwart der „Aschrâf“, der Edlen des Volkes, hinabgèsenkt. Der Menge aber ward verkündigt: „Der Mahdi ist entrückt (intaghâl.) zu einer Wanderschaft durch die Himmel!“ —

Von den durch den Mahdi, nach dem Vorbilde des Stifters, des großen Mohammed, einst ernannten 4 Chalifen ergriff die Herrschaft der erste und begabteste unter ihnen, Abdullahi. Er nahm nun den Titel an: „El-Mahdi“, — Chalifat-er-Rasûl. — Dreiunddreißig Jahre alt, dunkelbraun von Hautfarbe und blatternarbig im Gesichte, von hoher Statur, hagerem, knochigem Körperbau und heller, weitreichender Stimme, ist er mäßig im Essen, und sein Lieblingstrank bleibt die Kamelsmilch. — Tätig und wachsam, verlangt er über alles Bericht, und fällt in allem persönlich die Entscheidung. Stolz und mißtrauisch etabliert er, abweichend von der Tendenz seines Vorgängers, ein Regiment der Furcht. Ein hartes Wort von seinen Lippen genügt, um Männer erzittern zu machen.

Er liebt es, nach dem Mittagsgebete auszureiten mit großem Gefolge und unter Vorantritt seiner Leibwache, von 500 Mann, welche Remington-Gewehre tragen. Er selbst ist dabei gekleidet, wie ein Ritter, in Panzerhemd und Helm.

Nach des Tages Last sucht er Erheiterung durch die Musik, an welcher er Freude findet. Zu diesem Zwecke hält er sich eine schwarze Musikbande.

Über dem Grabe des ersten Mahdi wurde alsbald, in bedeutsamen Formen, eine Kapelle errichtet. Auf quadratischem, festem Unterbau erhebt sich eine lang aufwärts gezogene Kuppel, steigend bis zu 80 Fuß Höhe. Es war die Absicht, man sollte weithin, drei volle Tagereisen, die Spitze dieses Bauwerkes, eines Wahrzeichens der Macht des Islâm, sehen können. Und diese Spitze bestand aus einer großen, vergoldeten Lanze, deren Schaft drei goldene Kugeln umschlossen.

Das Steinmaterial zu diesem stolzen Bau lieferte das Trümmerfeld von Chartûm.

Als die Arbeit beginnen sollte, schritt Abdullahi in eigener Person hinab zum Flußufer des Nils, hob einen Stein auf seine Schulter und trug ihn den weiten Weg hinauf bis zum Bauplatze. Die Aschrâf folgten seinem Beispiele, und das Volk schloß sich in langen Reihen an, Männer wie Weiber. So arbeiteten die Leute an diesem Baue fort und fort, lediglich um einen Gotteslohn (mischân-Allâh); einzig und allein der Werkmeister erhielt Bezahlung.

Der Katafalk, welcher unmittelbar über der Gruft unter der Kuppel aufgestellt wurde, bestand aus bemaltem Holze.

Der Pilgergang zu diesem Grabe hin wurde sehr bald für die Bewohner des Sudân ein verdienstvolles Werk, und ward höher eingeschätzt, als selbst eine Reise nach Mekka.

Die hier soeben beschriebene Kubba wurde am 2. September 1898, als nach dem gewonnenen Siege bei Kêreri die englischen Kanonenboote sich vor Omdurmân legten, das Ziel ihrer Schüsse. Doch erhielt sie an diesem Tage nur an zweien Stellen starke Durchlöcherungen, ohne zusammenzustürzen. Ihre gänzliche Zerstörung erfolgte erst später durch Lord Kitchener, welcher den Bau niederreißen, den Katafalk verbrennen, das Grab aufgraben, die Gebeine zerstreuen ließ, und den Schädel, wie man sagt, nach London sandte.

So sieht man heute zwischen den stehengebliebenen vier Umfassungswänden des wuchtigen Unterbaues, welcher dem Zerstörungswerke wohl trotzte, nur noch einen Schutthaufen.

Mögen es politische Gründe gewesen sein, welche die Engländer bestimmten, diese Wallfahrts-Stätte des Islâm ihres Glanzes zu berauben, immerhin bleibt es eine unedle, eines tapferen Mannes wenig würdige Tat, gegen die Toten Krieg zu führen.

Anders dachte Karl V., welcher, einst in Wittenberg am Grabe Luthers stehend, von seinem Gefolge zu einer ähnlichen Handlung angestachelt wurde. Er lehnte diese Zumutung ab mit der Erklärung: „Ich führe Krieg gegen die Lebenden, nicht gegen die Toten!“

Und der durch den edlen Lord beabsichtigte Zweck ist nicht einmal erreicht worden; vielleicht sogar das Gegenteil. — Denn man erzählte mir, daß die Eingeborenen des Nachts zu jenem Trümmerhaufen sich hin-schleichen, den Staub schöpfen, mit Wasser ihn mischen und alsdann trinken, als einen Trank zur Leibeskräftigung und zur Glaubensstärkung.

Am 2. September 1898 senkte sich die Fahne des Propheten über Omdurmân, und es stieg die englische Flagge neben der ägyptischen auf. Eine in der neueren Geschichte des Islâm einzigartige und hochbedeutsame Epoche, welche achtzehn Jahre lang Afrika bis in sein Herz hinein tief aufgewühlt hatte, hatte damit für jetzt ihre Endschaft erreicht.

Nicht weit von diesem zerstörten Mausoleum befindet sich das Arsenal — (bêt-el-mâl) — ein größerer quadratischer Bau von nur einem Stockwerke, wo zur Zeit der Derwischherrschaft, außer dem Waffenmaterial, auch der Staatsschatz aufbewahrt wurde. Herr von Tiedemann, welcher, attachiert an das Hauptquartier des Oberkommandierenden, Sir Herbert Kitchener, die Schlacht bei Kêreri, den 2. Sept. 1898, mitfocht, und in den Tagen nachher, wie Omdurmân, so auch dieses bêt-el-mâl genauer besichtigte, rühmt die darin von den Chalifen aufgespeicherten herrlichen Waffen indischer, saracenischer, mameluckischer Herkunft. Er sah dort Helme und Panzerhemden noch aus der Epoche der Kreuzzüge, die sich in

jenem trockenen Klima merkwürdig gut erhalten hatten; dann auch Waffen aus der bonapartistischen Zeit.<sup>1)</sup>

Auch heute noch dient das wohlerhaltene Gebäude dem gleichen Zwecke. Der Eintritt ist ohne weiteres, nach Meldung an der Pforte, gestattet. Man sieht hier aus der Derwischzeit, nachdem das Wertvollste in alle Winde zerstreut ist, noch einen kleinen Waffenrest, als Flinten, Pistolen, Lanzen, Pfeile, buntbenähte Röcke und kann, unter Umständen, auch Stücke davon käuflich erwerben. Ebenso wird die Staatskarosse des Mahdi hier aufbewahrt und gezeigt. Es ist ein halbverdeckter Wagen, ausgeschlagen mit orangefarbenem Tuche, an dem jetzt die Motten nagen.

Dieses sind die historischen Stätten Omdurmâns aus der Zeit der Mahdia!

Von dem heutigen Omdurmân wird den Fremden hoch interessieren der sehr belebte Markt im Mittelpunkte der Stadt. Wurden unten am Nilufer, welches wir am Morgen besuchten, Rohprodukte feilgeboten, so hier Industriewaren, darunter auch solche afrikanischen Ursprungs. Wir finden Spieße und Schilde, Bogen und Pfeile, Geräte aus Elfenbein und aus Ton neben feinen, farbigen Flechtarbeiten. Hervorragend sind aber die Filigrane aus Silber. Man findet in wohl 30 Werkstätten, welche nebeneinander eine Straße entlang laufen, reichste Auswahl an Armspangen, Ringen, Ketten, Quasten, Dosen, und zwar zu sehr mäßigen Preisen.

Nach dem hier Mitgeteilten wird man schließen können, daß der Besuch von Omdurmân ein in jeder Beziehung sehr lohnender ist, und daß man hier ein weit größeres und dankbareres Feld für seine Forschung findet, als in Chartûm. Weil indessen in Omdurmân jede Fremdenherberge fehlt, wird der Reisende, gleich mir, sich gezwungen sehen, dennoch Chartûm zum Ausgangspunkte seiner täglichen Besuche hier in Omdurmân zu wählen.

Um so bedauerlicher ist es, daß die Tage von Omdurmân gezählt zu sein scheinen. In zehn Jahren steht hier auf dieser Uferstelle des vereinigten Nils vielleicht kein Stein mehr auf dem anderen. Denn Englands Politik ist es, Omdurmân zu zerstören, um Chartûm zu heben, oder vielmehr Chartûms Vorstadt Halfaya, welches ihm gegenüber, zur Zeit noch in sehr bescheidenen Anfängen, auf dem nördlichen Ufer des Blauen Nils liegt.

Vom Januar dieses Jahres ab findet zum Beispiel die Verzollung der aus Kordofân, dem Hinterlande von Omdurmân, hierher zusammenströmenden Rohprodukte, als Gummi, Elfenbein, Straußenfedern, Getreide, welche, wie wir sahen, auf dem dortigen Markte lebhaft gehandelt wurden, nicht mehr in Omdurmân statt, sondern nur noch in Halfaya.

---

<sup>1)</sup> v. Tiedemann: „Meine Erlebnisse im Hauptquartier Lord Kitcheners“, Beiheft z. Mil.-Wochenblatt 1904. 1/2 Heft. — pag. 29. —



Das ist der Anfang einer dieses Ziel verfolgenden destruktiven Politik.

In Omdurmân kann man zur Zeit noch Geldstücke antreffen, welche der Chalif Abdullahi während seiner Regierungszeit ausprägen ließ. Es sind große, unseren Talerstücken gleichende, Münzen, bestehend aus Kupfer mit einem Zusatz von wenigem Silber. Sie unterlagen zu jener Zeit unter dem Namen „Magbûl“ einem Zwangskurse, und mußten zum Werte von 20 Piastern =  $5\frac{1}{4}$  Franks angenommen werden. Ich erwarb deren einige.

Die 50,000 Einwohner des heutigen Omdurmân setzen sich zusammen aus Angehörigen fast aller Stämme des inneren Afrikas, wie sie eben die Flutbewegung jener kriegerischen Derwischzeit hierher, in die Hauptstadt ihres Propheten, zusammenwarf. Sie sind es und ihre Nachkommen, ein buntes Völkergemisch, an welchem der Ethnograph seine helle Freude und eine Fundgrube für seine Studien haben würde.

Aber die innerste Gesinnung dieser Leute ist uns Europäern und Christen nicht freundlich. Das merkt man an ihren Mienen und, wenn man Arabisch versteht, auch an ihren, dem Fremdlinge nachgerufenen, wenig schmeichelhaften Worten.

Wie sollte das auch anders sein! —

Diese Leute leben mit ihren Vorstellungen und mit ihren Erinnerungen, noch immer in einer für sie großen Vergangenheit, wo alles hier am Orte, Wandel und Handel, Krieg und Sieg, jahrelang sich bewegte nur um den einen wichtigen Mittelpunkt, der die Achse ihres Fühlens und Denkens von Jugend auf ausgemacht hatte, den Islâm und dessen Hoffnungen auf eine ihm noch winkende große Zukunft.

Diese Zeit und diese Hoffnungen, sie fielen in Trümmer, trotz alle der aufgewandten persönlichen Tapferkeit und Todesverachtung, unter den aus der Ferne wirkenden Feuerschlünden, zugehörend einer ihnen feindlichen Rasse, als der Bekenner einer von ihnen tiefgehaßten Religion, und der Träger einer ihnen überlegenen Kultur.

Denn der Fanatismus des Islâm schlummert hier unter einer nur leichten Decke; er ist nicht tot; und es wird die Zeit seines Erwachens kommen. Um so gewisser wird diese Zeit kommen, als die Engländer mit ihrer scharfen, von Willkür nicht freien, Militärdiktatur, und mit ihrem reservierten, kalten, auf das Fühlen und Denken der Eingeborenen wenig eingehenden, Wesen zur Zeit, im Sudân, zwar stark gefürchtet, aber keineswegs geliebt sind; wie man das aller Orten beobachten kann!

---

## KAPITEL XXI.

### Von Chartûm über Wâdi-Halfa nach Assuân.

Um diese weite Strecke von 1296 Kilometern zurückzulegen, bedient man sich auf der ersten größeren Hälfte bis Wâdi-Halfa der Eisenbahn, auf der zweiten kleineren Hälfte zwischen Wâdi-Halfa und Assuân des Dampfschiffes, da hier ein Schienenweg zur Zeit noch fehlt.

Die Eisenbahnlinie folgt zwischen Chartûm und Abû-Hamed dem östlichen Nil-Ufer, verläßt dann aber den Fluß, weil derselbe hier eine starke Ausweichung nach Südwest macht, und durchquert in gerader Linie die Wüste Korosko, zusteuern auf das, am Nile gelegene, Dorf Wâdi-Halfa.

Dieser Schienenweg entstand erst in den Jahren 1896 und 97, und verdankt seinen Ursprung der Derwischzeit. Er wurde angelegt, um den englischen Truppen, welche nach einem Zaudern von 15 Jahren langsam und vorsichtig gegen das Hauptlager der Mahdisten, in Omdurmân, sich vorschoben, die Rückendeckung zu geben.

Die Bahn ist von der englischen Regierung zunächst nur aus strategischen Gründen gebaut, wirft aber heute, bei einem zwar geringen Personen- aber um so stärkeren Fracht-Verkehr, bereits eine kleine Rente ab.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Der Frachtverkehr steigerte sich im Jahre 1903 auf dieser Linie bis zu 25302 Tonnen. Um den Verkehr in der angegebenen Weise zu steigern, hat die Regierung, zur Zeit, die Frachtsätze stark herabgemindert. Es geschah dieses besonders auch in Rücksicht auf die im Bau begriffene, so wichtige, Zweigbahn Berber : Sauâkin, auf welche man später den gesamten Export des Sudân abzulenken wünscht. Ebenso wurde der Fahrpreis für die Personen der 3ten Klasse herabgesetzt, weil die eingeborenen Händler es lieben, ihre Waren persönlich zu begleiten. Diese Maßnahmen hatten die Wirkung, daß die Einnahmen dieser Bahn im Jahre 1903 von £ E 185 000 sanken auf £ E 113 000. — pag. 85 der Reports by His Majesty's Agent, etc., London 1904. —

£ E, Ägyptisches Pfund, ist um  $2\frac{1}{2}$  piaster = 50 Pfennigen mehr, als das Englische Pfund. —

Das Terrain, eine durchaus ebene Fläche mit festem Untergrunde, und wenigen Einschnitten von Flußbetten, erleichterte außerordentlich das Legen der Schienen; doch der Betrieb auf denselben wird dauernd erschwert durch das gänzliche Fehlen von Wasser, wenigstens in der Wüste Korosko, und dann durch den sehr hohen Preis der Steinkohle, welche, in Chartûm, die Tonne (= 1000 Kilogr.) — auf 62 $\frac{1}{2}$  Franks zu stehen kommt.

Auf dieser Eisenbahnstrecke mietet man, als Passagier, nicht mehr einen Gepäckwagen, in welchen man sein Feldbett und seinen Proviantkorb zur Selbstverpflegung stellt, wie das noch in Baedekers Ägypten, letzte Aufl. von 1902, pag. 382, zu lesen ist. Vielmehr das Mitfahren von Personen auf Güterzügen ist zur Zeit gänzlich untersagt. Mein zweiter Diener Mursi brauchte einen besonderen Erlaubnisschein, um meine Maultiere auf solch einem Zuge zum Zwecke ihrer Abfütterung und Tränkung begleiten zu dürfen.

Es gehen jetzt wöchentlich 2 Personenzüge, von Chartûm auslaufend, in der Richtung auf Wâdi-Halfa hinab, Mittwoch und Sonnabend, nachmittags 3 Uhr. Sie kosten in der Iten Wagenklasse, für die ganze Strecke, £ E 6, in der IIten £ E 4, in der IIIten £ E 2. — Jeder dieser Züge führt außerdem einen Speise- und einen Schlaf-Wagen mit sich. Will man letzteren benutzen, so erfordert das einen Zuschlag von noch £ E 4. Die Leistungen des Speisewagens sind nicht schlecht, aber recht teuer. Für die Passagiere Iter Klasse, welche in dem Schlafwagen keinen Platz belegten, ist es nun höchst unbequem, daß sie, um in den Speisewagen zu gelangen, gezwungen sind, durch den Küchenwagen, am siedenden Kochherde vorbei, und, was schlimmer ist, durch die Schlafkammern des männlichen Dienstpersonals hindurchzugehen. Für Damen ist das also kein gangbarer Weg! —

Man bringt auf diesem Zuge, bei mäßig schneller Fahrt, 36 Stunden zu. Dabei sind die Abteile, auch die der Iten Wagenklasse, recht unbequem. Zwei sich gegenübergestellte, mit dunklem Leder überzogene Bänke, zu je 3 Personen, und ohne Armlehnen, füllen den kleinen Raum. Wehe demjenigen, welcher den Mittelplatz bekommt. Er ist verurteilt, 36 Stunden lang, nur mit einer Stütze im Rücken sitzend, auszuhalten.

Die Wagenfenster, welche wohl, um Sonnenblendung und Staub abzuhalten, von oben her, zur Hälfte, mit Brettern verschalt sind, lassen ein Gesichtsfeld von etwa nur einem Quadrat-Fuß frei. Außerdem ist, bei der Einförmigkeit der Steppe, unter Weges wenig zu beobachten.

Das sind die so gerühmten Luxus-Züge zwischen Chartûm und Wâdi-Halfa! —

Man würde aber sehr irren, wollte man meinen, daß die Plätze in diesen Zügen so ohne weiteres jedem zahlungsfähigen Menschen zur Verfügung stehen! — Mit nichten! —





Zu Seite 124.



Zu Seite 212.

Oberes Bild: Strassenscene aus dem heutigen Omdurmân.  
 Unteres Bild: Omdurmân, gesehen vom Djebel Sûrgham aus.





Die Verwaltung des ägyptischen Sudân ist zur Zeit eine Militär-Diktatur<sup>1)</sup>, welche kein anderes Gesetz, als den eigenen Willen kennt. Es wurden mir von, in Chartûm ansässigen, Personen verschiedener Nationalität, deren Namen ich um ihrer selbst willen nicht nenne, Fälle mitgeteilt, in denen anderen Leuten, welche dazu in sehr dringenden Angelegenheiten zu reisen wünschten, dennoch Fahrscheine verweigert wurden, lediglich um deswillen, weil ein englischer General, oder sonstiger höherer Beamter, den ganzen Zug für sich zu belegen wünschte. Diese Herren reisen übrigens, wenn im Dienste, kostenlos, wenn in Privatangelegenheiten, für die Hälfte des Fahrpreises.

Es war daher sehr verständig von dem Vertreter des Reisebureaus Th<sup>s</sup>. Cook & Sohn in Chartûm, an welchen ich mich zum Zwecke der Beförderung meiner Person, meiner Leute und meines sehr umfangreichen Gepäcks gewandt hatte, daß derselbe mir empfahl, persönlich erst bei dem Bahnhofs-Inspektor anzufragen, ob am Sonnabend, den 7. März, mit dem Nachmittagszuge, um 3 Uhr, die Mitfahrt mir gestattet sein würde; und das um so mehr, als an eben demselben Tage der Sirdar, Sir Reginald Wingate, mit Gefolge ebenfalls nach Cairo abzureisen gedachte.

Der Bahnhof für Chartûm liegt höchst unbequem, jenseits des breiten Stromes, in der Vorstadt Halfaya.

Eine Fähre über den Fluß fehlt, auch sind Boote zum Vermieten nicht vorhanden. Man muß daher auf den Dampfer warten, welcher, von Omdurmân kommend, am Post-Platze anhält. Mit ihm setzt man, im weiten Bogen eine Sandbank umfahrend, über den Blauen Nil, welcher auf beiden Seiten etwa 50 Fuß hohe, steile Ufer hat. Hier gibt es aber, weder eine feste Landungsstelle, noch Treppenstufen. Man muß sehen, wie man vom Schiffe abspringt und dann hinaufklettert.

Der Bahnhofs-Inspektor gab mir den Bescheid, daß am Nachmittage für andere Personen die Mitreise frei stehe, weil der Sirdar diesen Morgen schon um 11 Uhr, mittelst Extra-Zuges, abreisen werde.

Da sein Eintreffen auf dem Bahnhofe nahe bevorstand, und die umfangreichen Zurüstungen meine Neugierde weckten, blieb ich, um die Abfahrt mit anzusehen.

---

<sup>1)</sup> Ich muß bei dieser Behauptung bleiben, wenn auch die derzeitige Regierung des Sudân eine solche Bezeichnung ablehnt. Wir lesen in den Reports by His Majesty's Agent für 1903, pag. 78, folgenden Satz; welcher schon durch seinen inneren Widerspruch merkwürdig ist.

„I have explained on former occasions that the Soudan cannot, with any „degree of correctness, be said to be under a military Government, in the ordinary „acception of that term. The Government, in all its more important features, is essentially civil, although the Governor-General and many of his principal „subordinates, are military officers.

Der Bericht vergißt hinzuzusetzen: Aktive Offiziere, welche, auf allen Stufen, die Militär- mit der Zivil-Gewalt in ein und derselben Hand vereinigen. —

Im eigenen Dampfer kamen die Herrschaften herüber, der Gen.-Gouverneur, seine Damen und das Gefolge. Das Ufer war für sie geebnet und mit Brettern belegt. Kommandierte Soldaten trugen die umfangreichen Gepäckstücke, wohl 100 Koffer, auf ihren Köpfen, einer hinter dem anderen schreitend, in den Zug. Andere Soldaten bildeten das Spalier auf dem Wege vom Nilufer bis zur Bahnhofstreppe hin. Auf den Stufen dieser Treppe stand das Offizier-Korps zur Verabschiedung. Nach diesen Vorbereitungen verließen die Herrschaften selbst den Dampfer, und schritten die so gebildete Straße entlang, die dargebrachten Huldigungen erwidern. Auf dem Bahnstege begrüßte sie eine Militär-Kapelle, welche Fanfaren blies. Es war ein Pomp entwickelt, wie bei der Abreise eines Fürsten! —

Am Nachmittage verließ ich selbst Chartûm in einem, wenigstens in der ersten Wagenklasse, nicht sehr stark besetzten Zuge.

Der Râs Ahmed und die anderen Schiffsleute, welche mein Gepäck trugen, gaben mir das Geleit. Wir hatten fast 2 Wochen lang auf dem Blauen Nile mit diesen treuen Burschen zusammen gelebt. Ich schenkte ihnen für ihre Treue und Ausdauer, zum Schlusse, noch 2 Pfund Strl.

Nach ziemlich einförmiger und heißer Fahrt kamen wir Sonntag abend spät, gegen 10 Uhr, in Wâdi-Halfa an. Für die Reisenden, welche gleich nach Assuân weiter befördert sein wollen, wartet hier am Nil-Ufer, einige 100 Schritte weit vom Bahnhofe, der ägyptische Postdampfer, welcher noch in derselben Nacht abfährt.

Ich beschloß in Wâdi-Halfa zu bleiben, um das Eintreffen meines zweiten Dieners, der in einem Güterzuge folgte, samt dem größeren Gepäck und den Maultieren, abzuwarten.

Das Grand Halfa Hôtel (Besitzer Loiso, ein Grieche) — nahm mich auf. Bei sehr mäßigen Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der Küche, berechnet dieses Haus als Tagespreis 80 piaster =  $20\frac{3}{4}$  Franks.

Ich war der einzige Gast.

Dieser Stadtteil von Wâdi-Halfa, welcher die Kopfstation des Schienenweges, den Landungsplatz der Dampfer, das Hôtel und ein sich daran schließendes kleines Viertel von europäischer Bauart mit einigen Kaffeeschenken, Läden, Speisewirtschaften enthält, führt den Sondernamen Terofikije. Dann folgt stromaufwärts, in etwa zwei Kilometern Abstand, Halfa-Camp mit Werkstätten, Kasernen, Bureaus der Verwaltung und namentlich mit den trümmerhaften Resten jenes einst befestigten englischen Lagers, von welchem aus im Jahre 1896, General Kitchener seinen Vorstoß gegen die Mahdisten organisierte. Südwärts, dem Flußufer folgend, schließt sich an, in langer Linie, das nubische Dorf Wâdi-Halfa, welches der ganzen Siedelung, von ca. 5000 Bewohnern, den Namen gegeben hat.

Den Reisenden kann, außer der freundlichen und gesunden Lage des Ortes, nichts weiter hier fesseln, als der Besuch des zweiten Nil-Kataraktes.

Er liegt stromaufwärts, von Wâdi-Halfa entfernt 12—14 Kilometer, also keineswegs in bequemer Lage. Wenn Baedekers Reisebuch vorschlägt: „Man lasse sich die Kamele, oder Esel, nach den Tempelruinen auf dem West-Ufer kommen, wohin man mit Boot fährt!“ (pag. 378, 5. Aufl. 1902.) — so ist ersteres unausführbar, weil es an Transportmitteln fehlt, um solche Tiere hier über den breiten Strom zu setzen. Sodann sind die zur Verfügung stehenden Reitesel in Wâdi-Halfa derartig schwach und schlecht ernährt, daß man von ihnen durchaus nicht einen Weg von 14 Kilometern hin, und dieselbe Strecke wiederum zurück, an ein und demselben Tage verlangen kann. Sie würden auf der Reise zusammenbrechen.

Es bleibt nur übrig die Bootfahrt! — Und für eine solche verlangte wenigstens Herr Loiso £ Stg. 1. In dem Wunsche nun, nähere Erkundigungen über diesen Gegenstand einzuziehen, ging ich abends in ein Kaffeehaus und lernte dort kennen zwei italienische, hier am Orte ansässige, Herren, welche in liebenswürdigster Weise mir eine gemeinsame Fahrt dorthin vorschlugen und zwar schon für den nächsten Morgen. Sie erboten sich, ein gut bemanntes Fahrzeug zu mieten, und versicherten, daß ein solches schon für 60 Piaster = 16,20 Franks zu haben sei.

Der eine der beiden Herren hatte als Artillerie-Offizier in Massâua gestanden, und wir besaßen demnach durch meine Kenntnis dieses Platzes, sowie des übrigen Kolonialgebietes eine Reihe von Anknüpfungspunkten.

Das Unternehmen verlief, wie geplant. Ich habe den zweiten Nil-Katarakt auf diese Weise kennen gelernt. Doch brauchten wir zur Fahrt hin und zurück, nebst einem nicht langen Aufenthalte daselbst, volle 10 Stunden.

Es ist möglich, mit dem Boote so dicht an die Strömung heranzukommen, daß man auf einem kurzen, nicht zu unbequemem, Fußwege einen Sandberg ersteigen kann, welcher auf dem Westufer den Katarakt, etwa um 300 Fuß, überragt.

Der Gipfel dieses Hügels, aus dem eine Sandsteinplatte hervorbricht, bildet ein Belvedere, von dem aus der weithinreichende Blick sich öffnet über die Klippen von schwarzem Syenit und die dazwischen sich schlängelnden, viel verzweigten, Wasseradern. Auffallende Strudel, oder Kaskaden dagegen zeigen sich nirgends. Kaum eine jener dunklen Klippen erreicht übrigens eine derartige Höhe, daß sie zur Zeit der Nilschwelle nicht sämtlich glatt vom Wasser überdeckt würden. Da jeder Baumwuchs, sowie jede menschliche Siedelung hier fehlen, so hat man vor sich ein Bild, welches lediglich durch seine Weite, seine Öde, sein Schweigen und sein krauses, dunkles Gestein, übergossen von dem blendenden Sonnenlichte, zu fesseln vermag.

Kennt man den ersten Katarakt zu Assuân, welchen ich für den ein-drucksvolleren halte, so wird man nichts entbehren, diesen zweiten nicht gesehen zu haben.

Um von Wâdi-Halfa nach Assuân weiter zu gelangen, ist man zur



Zeit ausschließlich auf den Wasserweg angewiesen. Hier, auf dem Nile, verkehren regelmäßig zweimal wöchentlich ägyptische Postdampfer, welche im Anschlusse an die aus Chartûm herabkommenden Personenzüge, Sonntag wie Donnerstag abends 10 Uhr von Terofikije aufbrechen. Ein besonderes Expeditionsbureau am Lande haben diese Dampfer leider nicht. Erst nach vielem Hin- und Herfragen gelang es mir, einen Offizier auffindig zu machen, bei welchem man eine Kajüte im voraus belegen konnte. In der Regel werden die Fahrscheine erst an Bord gelöst, wo dann der Fall denkbar ist, daß man schlecht plazierte, oder wegen Überfüllung auch abgewiesen wird.

Außer den genannten Postdampfern fahren auf dieser Strecke noch Touristen-Schiffe verschiedener Gesellschaften, deren Fahrpreise aber sehr hoch sind, und deren Abfahrtszeiten wechseln.

Die Preise auf dem Postdampfer sind mäßig. Man zahlt für den Weg von 363 Kilometern in den Kajüten Iter Klasse £ E 3, und außerdem für eine recht gute Verpflegung täglich noch 40 Piaster.

Aber diese Postdampfer haben zwei Übelstände. Zunächst nehmen sie zwei auch wohl drei große Barken, besetzt mit Passagieren IIIter Klasse, beurlaubten Soldaten und Frachtgütern im Schlepptau mit, wodurch ihre Fahrt sich sehr verlangsamt. Sodann gehören sie, nach einem abgeschlossenen Vertrage, wenn auch die Grenze des Sudân, gegen Ägypten hin, bereits einige Kilometer nördlich von Wâdi-Halfa, etwa bei der Tempelruine von Abû-Simbel, sich hinzieht, dennoch zu dem Machtbereiche jener im ägyptischen Sudân geltenden Militär-Diktatur. Befindet sich nun, selbst nur in der Eigenschaft als Passagier, ein englischer Offizier an Bord, so ist dieser, kraft seiner Charge, der Kommandant des Schiffes. Das Steuer des Fahrzeuges, sowie die Mitreisenden, sind seinem Willen unterstellt. Er könnte z. B. irgendwo anhalten lassen, um Privatgeschäfte zu erledigen. Und ein Dritten durch solchen Zeitverlust zugefügter Schade würde auf dem Wege der Reklamation keinen Ausgleich finden können, da die Militär-Diktatur im ägyptischen Sudân Konsuln, das heißt doch so viel, als den Einblick und den Einspruch einer fremden Macht, auf ihrem Gebiete, grundsätzlich nicht zuläßt.

Wer im ägyptischen Sudân Reisen unternimmt, muß sich von vorne herein darüber klar sein, daß er dieses lediglich auf seine eigene Verantwortung und seine eigene Gefahr hin tut, und daß, im Falle eines Konfliktes, die Macht seines Heimatlandes ihm kaum würde helfen können. Das Auftreten eines Fremden dort bedarf demnach eines ganz besonders sicheren Taktes! —

Unser Dampfer „Toski“, welcher am Donnerstage abends Wâdi-Halfa verlassen hatte, kam Sonnabend, den 14. März, nachmittags 3 Uhr, in Schellâl<sup>1)</sup> an. Dieses ist der Landungsplatz für Assuân.

---

<sup>1)</sup> „Schellâl“ so viel als „Stromschnelle“.

Hier bot sich uns zum Gruße gleich ein sehr niederschlagendes Bild. Die, allen Freunden Ober-Ägyptens bekannte, Insel Philae, welche Schelläl gerade gegenüberliegt, dieses Juwel unter den Altertümern, zeigte sich der Vernichtung preisgegeben. Die Säulen des zierlichen Kiosks standen bis nahe an ihre Kapitäle, und die Pylonen des Isistempels bis nahe an ihre Simse, und die Palmen, welche jene Heiligtümer umgeben, bis zu ihren Kronen im Wasser des Nils.

Es ist dieses die Wirkung jenes unterhalb der Insel gezogenen Sperrdammes, welcher jetzt fertig gestellt und geschlossen, den Strom oberhalb aufstaut bis zu einer Höhe von 20 Metern. Die Insel Philae aber liegt im Bereiche dieser Stauwasser.

Es ist sicher, daß, wenn nicht baldige Abhilfe geschafft wird, die Altertümer auf diesem Eilande nicht lange den zehrenden und zersetzenden Fluten werden Widerstand leisten können. Unterwaschen, wird es ihr Los sein, zusammenzustürzen! —<sup>1)</sup>

Um 3 Uhr in Schelläl angelangt, mußten wir 2½ Stunde warten, bis ein Zug nach dem etwa 8 Kilometer entfernten Assuân abging. Wir mußten warten, umgeben von unseren Koffern, und ohne Schutz gegen die Sonne, vor einem kleinen Bahnhofsgebäude, welches nichts mehr, als eine Bretterbude war. Da dieser Zustand nun auf die Dauer unerträglich wurde, so suchten wir Zuflucht in einer der arabischen Kaffeebuden, welche sich rings um diese Baracke, Bahnhof genannt, angesiedelt haben.

Solche Einrichtungen sind gerade an diesem Platze, wo ein so starker Verkehr stattfindet, mehr als dürftig.

Endlich rief die kleine Glocke zum Abgange des Zuges! — Mit untergehender Sonne gelangten wir dann an in dem schönen, am östlichen Nilufer unterhalb des ersten Kataraktes, so anmutig gelegenen Luftkurorte Assuân. Zu unserer Überraschung fanden wir die größeren Hôtels bereits geschlossen, nur die kleineren waren zugänglich, welche übrigens das ganze Jahr hindurch geöffnet bleiben. Die Saison gilt also, Mitte März, hier bereits für beendet! —

Ich mußte jedoch bleiben, um meine Leute und Zelte abzuwarten, welche mit einem Cookschen Frachtdampfer nachfolgten. Nicht ungern tat ich das, weil meine Tagebücher im Rückstande waren, der Ort von

---

<sup>1)</sup> Die ägyptische Regierung hat inzwischen, im Jahre 1903, £ E 22 000 ausgeworfen, um durch Arbeiten unter dem Wasser, die Fundamente dieser Tempel zu verstärken. Und der Archäologe M. Édouard Naville äußert sich (im Journal de Genève vom 17. Dezember 1903) durch den Erfolg dieser Ausbesserungsarbeiten für befriedigt. Er schreibt:

„Le monument est à l'abri de toute dégradation pour de longues années, „et il ne semble pas que l'eau ait un effet fâcheux sur la pierre, sauf peut-être „dans quelques chambres, qui, n'ayant d'autre ouverture qu'une porte basse, con- „servent nécessairement l'humidité et se couvrent de salpêtre.

reizender Lage ist, und mir die Wärme, gemessen an dem, was der Sudân an Sonnenstrahlen uns schon geschenkt hatte, hier sehr gemäßigt erschien.

Soll ich nun, aus dem Bereiche der eingesammelten Erfahrungen ein abschließendes Urteil fällen, so kann ich meinen Lesern, welche Ober-Agypten besuchen, kaum den Rat erteilen, ihre Reise über Assuân hinaus, gen Süden, fortzusetzen.

Für mich bildeten Chartûm und Omdurmân ja die abschließenden Stationen einer weiter angelegten Forschungsreise, und waren in diesem Sinne mir sehr willkommen. Aber, es ist doch ein Unterschied, ob man um der historischen Studien willen solche Plätze aufsucht, oder lediglich als Tourist, welcher nur allgemeine, aber neue und lohnende Eindrücke sucht. Als solcher würde ich den Weg von Assuân hinauf bis Chartûm, in einer Länge von 1296 Kilometern, und denselben Weg dann wiederum zurück, also in Summa 2592 Kilometern, niemals unternehmen, lediglich zu dem Zwecke, um nur Wâdi-Halfa, mit seinem zweiten Katarakte, dann Chartûm, und endlich Omdurmân kennen gelernt zu haben. Ich würde die Ausgaben von 1000—1500 Franks für die Hin- und Rückreise (denn so viel ist erforderlich); ich würde die ungezählten Schweißtropfen, in engen Schiffskajüten und auf staubigen Eisenbahnpolstern vergossen, nicht für hinreichend belohnt halten, durch die Eindrücke, welche die drei genannten Orte, mit der dazwischen liegenden Landschaft, zu bieten imstande sind. —

Und am allerwenigsten wird dieses dann der Fall sein, sollte Omdurmâns Schicksal sich in dem Sinne erfüllen, daß seine Tore fallen müßten, um die Pforten seiner Rivalin Chartûm zu erweitern. Denn ein lediglich modernes Chartûm, erfüllt mit europäischem Leben, hätte, wenn auch am Zusammenflusse des Blauen und Weißen Nils gelegen, doch zu wenig des Anziehenden für uns! —

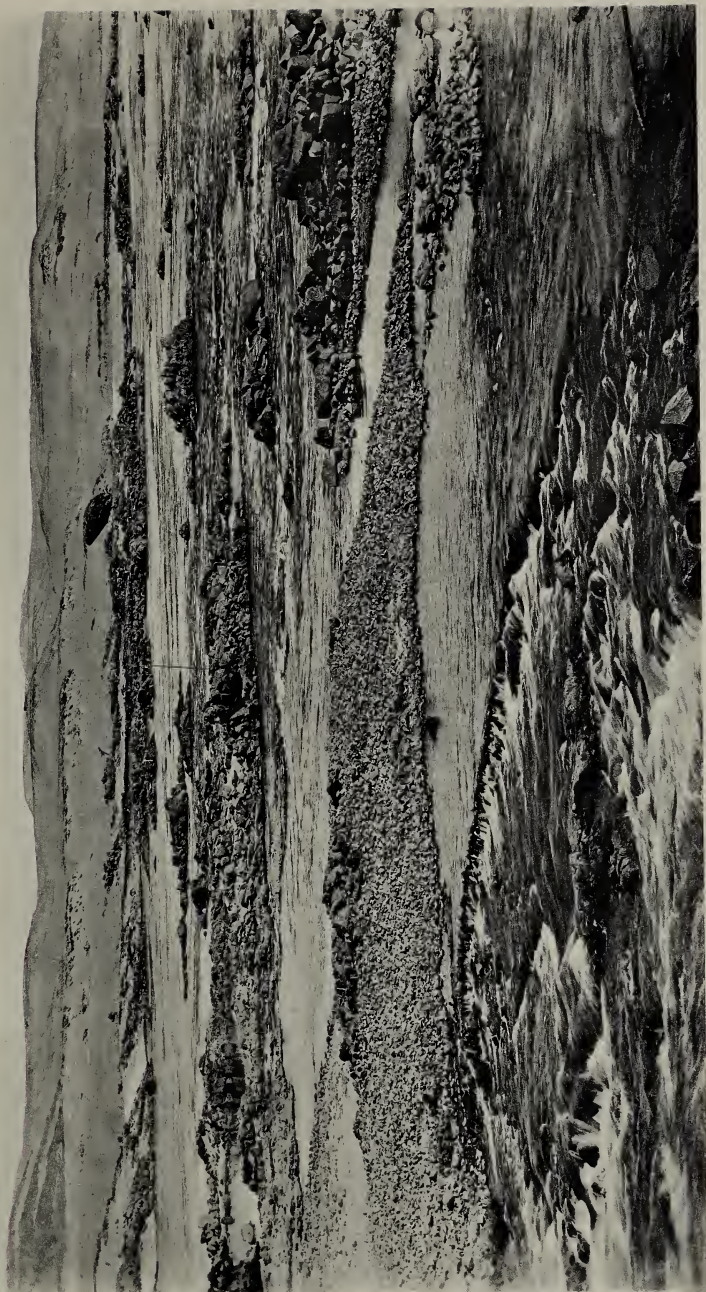
---

Zur Geschichte  
des ägyptischen Sudân.

---







Zu Seite 131.

Der 2. Katarakt, südlich von Wādi-Halfa



## KAPITEL XXII.

---

### Der Aufbau und das Geschick des ägyptischen Sudân, sowie der Äquatorial-Provinz, bis zum Jahr 1881.

Zwischen dem 2ten und 3ten Katarakte des Nilstromes, heute zwischen den Ortschaften Wâdi-Halfa und Hannik, lagert sich in einem Gürtel, von 290 Kilometern Breite, die Wüste Korosko. Das bedeutet, in gerader Richtung von Nord nach Süd gemessen, einen Marsch von 10 Tagen durch völlig wasserlose Sandflächen.

Diese Wüste bildete demnach im Altertume die selten überschrittene Grenze zwischen Ägypten und dem Sudân. Was südlich von jener Scheidewand lag, verschwand damals in nebelhafter Ferne. „Äthiopien“, oder auch „Insel Meroë“, waren dafür die gebrauchten Namen. Erst dem 19ten Jahrhundert war es beschieden, hier aufklärend zu wirken, und eine bleibende Verbindung zwischen Ägypten und dem Sudân zu schaffen.

Der kräftige Arm Mohammed-Alys, des so entschlossenen, wie klugen Begründers des gegenwärtigen vizeköniglichen Hauses, vollzog dieses Werk.

Ein doppelter Grund trieb jenen Herrscher zu solch einem Wagnis.

Zunächst wohl war es das Gerücht von dem Vorhandensein wertvoller Goldminen in jenen fernen Ländern. Dann zu zweit der Wunsch, mit den hier zu erbeutenden, zahlreichen Sklaven die Lücken seiner, in vielen Kriegen sich abnutzender, Regimenter auszufüllen.

Zum Gebrauch Dritter aber bekamen diese beiden Triebfedern eine Umhüllung. Sie lautete: „Beförderung der Zivilisation und des Handels im Sudân“! —

Ohne großen Widerstand, da den Bewohnern jener Striche die Feuer-



waffe noch unbekannt war<sup>1)</sup>, vollzog sich innerhalb 19 Jahren von 1819 bis 1838 die militärische Unterwerfung der heutigen Provinzen Dongola, Berber, Kassala, Sennaar, Kordofan, welche in dem neugegründeten Chartum ihr Regierungs-Zentrum fanden.

Die staatsrechtliche Stellung dieser neuen Erwerbung regelte der Ferman der Pforte von dem Jahre 1841, in welchem Sultan Abd-ul-Megd die Verwaltung dieses neugeschaffenen Reiches, dem man den Namen „Ägyptischer Sudân“ gab, den Vizekönigen von Ägypten übertrug, jedoch mit der Einschränkung, daß, während für Ägyptens Beherrschung, nach der Verordnung vom 13. Februar 1841, ihnen das Recht der Vererbung zustand, dieses Recht für den Sudân ausgeschlossen blieb.

Nach der militärischen Unterwerfung bot Mohammed-Aly nun auch zur wissenschaftlichen Erforschung seine Hand und seine Mittel dar.

Bisher war wenig geschehen zur Beantwortung der seit Alters aufgeworfenen Frage nach den Nil-Quellen.

Den Ursprung des Blauen Nils hatte bereits 1772 der Schotte James Bruce im Tsana-See gefunden, aber über den Weißen Nil wußte man nichts.

Um diese Lücke für das geographische Wissen auszufüllen, rüstete Mohammed-Aly in den Jahren 1839—1841 hintereinander 3 Expeditionen aus, welche von europäischen Gelehrten begleitet wurden, als Thibaut, d'Armand, Sabatier, Ferdinand Werne. Man drang vor bis zum 6ten Grade nördlicher Breite.

Auch in anderen Ländern regte sich der Sinn, an diesem Aufklärungsdienste teilzunehmen.

1857 drangen, entsandt von der Londoner geographischen Gesellschaft, Speke und Burton von Sansibar aus in's Innere vor, und entdeckten den Tanganjikasee.

Dann, 3 Jahre später, findet derselbe Speke, unterstützt von Grant, den Victoria-Nyansa, und kann, nilabwärts zurückgekehrt, 1863 nach London melden: „The Nile is settled.“

In Gondokoro stießen die Forscher auf den englischen Elefantenjäger Sir Samuel Baker, der, um sie zu suchen, ausgezogen war.

Baker, sodann seinerseits weiter vordringend, entdeckt den Albert-Nyansa.

Derselbe Forscher, 6 Jahre später, eintretend in den Dienst des

---

<sup>1)</sup> Über diese völlige Unbekanntschaft mit der Feuerwaffe erzählt Ferdinand Werne — (Im Innern von Afrika, pag. 110) — folgenden charakteristischen Zug: „Die Schwarzen im Sudân, im Kampfe mit den Türken, schickten einst Spione aus, welche erforschen sollten die Stärke und Bewaffnung des Feindes. Lachend kamen dieselben zurück mit der Meldung, daß jene keine andere Waffen trügen, als blanke Stöcke über den Schultern, sonst weder Lanzen noch Schilde. Die Ärmsten mußten nur zu bald die furchtbare Wirkung dieser „blanken Stöcke“ an sich erfahren.“

Chedive Ismael-pâcha, klärt das gesamte obere Nilbecken weiter auf und erwirbt für die ägyptische Regierung sämtliches, dazugehörendes Land bis zum 2ten Grade nördlicher Breite. In dieser 4jährigen, teils aufklärenden, teils administrativen Tätigkeit, von 1869—1872, wird Sir Samuel Baker der Schöpfer der Äquatorial-Provinz, welche fortan, als ein selbständiger Verwaltungsbezirk, dem ägyptischen Sudân zur Seite tritt.

Diese Expedition Bakers hatte indessen der ägyptischen Regierung 20 Millionen Franks gekostet.

Zählen wir dazu noch das im Jahre 1874 für die ägyptische Regierung eroberte Westland Dâr-Fôr, so haben wir die ganze Karte dieses weiten und verhältnismäßig rasch und leicht erworbenen Länder-Komplexes vor Augen.

Ägypten hatte durch diesen Zuwachs eine ungeahnte territoriale Ausdehnung, und, in der Wage der Politik, ein besonderes Gewicht gewonnen.

In Deutschland wurde das Verständnis, wie das Interesse, für diese Länder besonders gefördert durch die beiden Forschungsreisenden Professor Dr. Georg Schweinfurth und Dr. Wilhelm Junker. Schweinfurth<sup>1)</sup>, reisend in den Jahren 1868—71, klärte auf die Gegenden im Flußgebiete des Bahr-el-Ghasel, zwischen dem 3ten und 8ten Grade nördlicher Breite. Und Junker<sup>2)</sup>, reisend in den Jahren 1875/1878, sowie 1879—1885, erforschte die Länder in mehr südwestlicher Lage, im Quellengebiete der Zuflüsse des Congo, zwischen dem 2ten und 6ten Grade nördlicher Breite.

Und diese für Ägypten neuerworbenen Länder waren nicht etwa unfruchtbare Steppen, sondern reich an natürlichen Erzeugnissen. Ein fast jungfräulicher Boden, leicht zu bewässern und mit einer friedfertigen Bevölkerung. „Wenn diese Gegend in zivilisierte Hände kommt, wird sie die reichste des Kontinents sein. Darum, den Sudân opfern, hieße die Kornkammer der Welt verschleudern!“ so urteilt Sir Samuel Baker.

Man kann es dem so prachtliebenden, wie ehrgeizigen Chedive Ismael-pâcha nicht verdenken, wenn er, an die Spitze dieses glänzenden Besitzes gestellt, eine Zeitlang die Errichtung eines mittelafrikanischen Kaiserreiches plante.

Allein, mit der so raschen Eroberung hatte die Organisation der inneren Verwaltung keineswegs gleichen Schritt gehalten. Und es zeigte sich einmal wieder, wie viel leichter es ist, zu gewinnen, wie viel schwerer aber, das Gewonnene weise zu nützen und zu beherrschen.

Es mißglückte der ägyptischen Regierung völlig, die Verwaltung dieses Sudân auf einen befriedigenden Stand zu heben.

Zwei Hinderungsgründe traten ihr entgegen.

---

<sup>1)</sup> Dr. Georg Schweinfurth: „Im Herzen von Afrika“, 2 Teile, Leipzig 1874.

<sup>2)</sup> Dr. Wilh. Junker: „Im Sudân“, 1 Teil, Leipzig, ohne Jahreszahl. —

Zunächst, und vor allem, war es die schwerfällige Verbindung zwischen den beiden leitenden Zentren Chartûm und Kairo.

Nicht verband damals diese beiden Städte eine feste Linie ineinandergreifender Dampfschiffe und Schienenwege, welche heute es möglich macht, innerhalb 8 Tagen Personen, wie auch Güter, hinaufzuschaffen. Damals dauerte es ebensoviele Wochen.

Dieselbe lange Zeit liefen auch die Befehle; während es heute möglich ist, innerhalb eines Tages Frage und Antwort zwischen diesen beiden Hauptstationen durch das Mittel des Telegraphen auszutauschen.

Diese 2034 Kilometer Entfernung von Kairo nach Chartûm, welche man noch nicht für den Personen- wie Gedanken-Verkehr abzukürzen verstand, bildeten das schwerste Hindernis gegen die Organisation einer befriedigenden Verwaltung im Sudân und vor allem gegen deren laufende Kontrolle.

So hat, nach Gordons<sup>1)</sup> Bericht, selbst der Chedive, Ismael-pâcha, geurteilt, da er ihn sagen hörte:

„That the great difficulty of governing the Soudan was the want of means of easy access. The Government was bad, because of the immunity which Governors enjoyed, owing to his — the Khedive — being unable to control them.“

In diesem Ausspruche des Herrschers liegt schon die Betonung des zweiten Hindernisses für einen befriedigenden Stand der Verwaltung im Sudân.

Es fehlte dort durchaus an tüchtigen und zuverlässigen Beamten.

Nicht alle Ägypter, die dafür zur Verfügung standen, waren von dem Schlage eines Mohammed-Aly und Ibrahim-pâcha, welche Mut, Klugheit und ein redlicher Wille beseelten. Schon des Chedive eigener Sohn, welcher 1819 in diesen Ländern befehligte, Ismael, hatte das allerübelste Beispiel gegeben.

Zu Schendy stellte er an den Schêch Mohammed-el-Nimr, welcher über den weiten Bezirk zwischen Abû-Hamed und Abû-Harras gebot, die unsinnige Forderung, er solle Ismaels Barke, binnen 3 Tagen, mit Gold füllen und dazu ihm noch 2000 Sklaven stellen. Als der Schêch erwiderte, in so kurzer Zeit sei das nicht ausführbar, hatte der junge Prinz, im Zorne auffahrend, den Greis mit seinem Pfeifenrohr in's Gesicht geschlagen. Durch diese unerhörte Beleidigung aufgebracht, beschloß Mohammed-el-Nimr die Rache. Unter dem Vorwande, daß er schon im Voraus für die abzuliefernden Kamele Futter herbeischaffe, umgab er in Schendy das Wohnhaus des Paschas mit vielem Durra-Stroh, zündete dieses während der Nacht an, und verbrannte, in dem aufflammenden Hause, Ismael samt seinem Gefolge.

---

<sup>1)</sup> The Journals of C. G. Gordon, C. B. Vol. I, pag. 107. Leipzig 1885.

Das war auf beiden Seiten nicht der richtige Weg, um friedliche und erfreuliche Zustände in den neu erworbenen Ländern zu schaffen.

Wenn so des Herrschers eigner Sohn sich zeigte, was sollte man dann von den Fernerstehenden erwarten?

Der ägyptische Sudân und die Äquatorial-Provinz, für beide galt als sie scheidende Grenze der 10te Grad nördlicher Breite, wurden meistens getrennt verwaltet, jedes Gebiet durch einen eigenen General-Statthalter, welcher nur dem Chedive verantwortlich war. Diese Männer vereinigten in ihrer Hand die Militär- und Zivil-Gewalt. Sie hatten das Recht, ihre Untergouverneure selbst zu ernennen, und übten auch auf die Beförderung der ihnen unterstellten Offiziere der Armee einen entscheidenden Einfluß aus. Leute von solcher Machtfülle bedurften einer besonderen Auswahl. In gerechter Würdigung der bewährten Gewissenhaftigkeit europäischer Beamter, wurden diese für die leitenden Stellen im Sudân bevorzugt. Männer, wie Gordon, Emin, Slatin, finden wir als Generalstatthalter verwandt. Lupton, Gessi als Unter-Gouverneure. Doch scheiterte deren bestes Wollen meistens an der Unzuverlässigkeit der ägyptischen Unterbeamten. Diese hielten den Aufenthalt in dem Sudân in der Regel für eine Strafe und rächten sich für ihr gelangweiltes Dasein an der eingeborenen Bevölkerung. Jedenfalls wünschten sie mit möglichst gefüllten Taschen heimzukehren. Gordon schätzt die Summe des von den ägyptischen Paschas im Sudân zusammengestohlenen Geldes ab auf 600 000 Pf. Stl.<sup>1)</sup> Und Schweinfurth nennt jene Leute übertünchte Effendis, bei denen, nach Abstreifung des erborgten Flitters, ein Kern bliebe, roher, als der roheste Nubier. Er charakterisiert näher den einen von ihnen, namens „Ibrahim“, welcher nach den schwersten Betrügereien und Fälschungen, verübt zu Chartûm, zur Strafe nach dem Inneren des Sudân versetzt ward, um hier nur noch unangefochtener seine üble Rolle weiterzuspielen.<sup>2)</sup>

Die Steuern, der Bevölkerung aufgelegt, waren mannigfaltig: Kopf-, Grund-, Markt-, Verkaufs-, selbst Schöpftrad-Steuern. An sich schon drückend, wuchs diese Last durch deren ungerechte Verteilung. Großgrundbesitzer und Großkaufleute, denen es gelang die ägyptischen Beamten zu bestechen, kamen mit einem Minimum davon, indem sie die ihnen gebührende Last abwälzten auf den kleinen Grundbesitzer und den kleinen Kaufmann, welche sich dann, außer dieser Überbürdung, noch geplagt sahen durch die Roheiten, mit denen solche Steuerrückstände eingetrieben wurden. Dieses Eintreiben besorgten ägyptische Soldaten, oder auch Dongolaner, von denen ein arabisches Sprichwort sagt: „Es sind mit Menschenhaut überzogene Teufel.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> pag. 92, Vol. I., G. Gordons Journals. Leipzig 1885.

<sup>2)</sup> p. 381, Teil II. „Im Herzen von Afrika“ v. Dr. Georg Schweinfurth, Leipzig 1874.

<sup>3)</sup> pag. 120, Slatin, der einige Zeit, in Gordons Auftrage, Finanz-Inspektor im Sudân war.



Diese Peiniger hatten ihren Sitz in Militärstationen, welche durch den ganzen Sudân hin, zunächst längs der Nilufer, dann aber auch im Innern verteilt waren. Durch weite Distanzen voneinander getrennt, wagten es die Patrouillen nur in Stärke von 100 Mann von der einen zur anderen zu ziehen, aus Furcht vor den zu schärfster Erbitterung getriebenen Negerstämmen.

Den erobernden Heeren des Chedive war bald auch der Händler auf dem Fuße gefolgt. Wurde das erhoffte Gold nun auch nicht in dem Sudân gefunden, so fand man doch reiche Produkte der Natur, als Felle, Straußenfedern, Gummi und besonders das Elfenbein. Dieses, schon bei den alten Ägyptern und Römern hochgeschätzte Material war später zu den germanischen Völkern gelangt, und von Jahr zu Jahr hatte sein Verbrauch sich gesteigert. Heute werden jährlich 12 940 Zentner auf dem Weltmarkte beansprucht.<sup>1)</sup>

Das afrikanische Elfenbein hat dabei stets den Vorzug genossen vor dem asiatischen. Denn hier, in Asien, trägt ein ausgewachsener Elefant Zähne, jeden im Höchstgewicht von nur 60 Kilogramm, dort aber bis zu 75 Kilogramm.

Als der Sudân aufgeschlossen wurde, war Elfenbein im Innern so zahlreich vorhanden, daß es in den Negerdörfern als Einfassung für Gärten diente und zu Rammpfählen verwandt wurde, an welche man Kühe band. Sein Preis war zu Anfang so gering, daß ein vollwichtiger Zahn gegen einige Glasperlen, einige Ellen Schirting, oder einen eisernen Spaten ausgetauscht wurde.

Das lockte die Händler herbei. Und es waren nicht bloß die kleinen Hausierer, welche auf eigene Faust, und allein, mit einem Esel, der ein Dutzend Stücke Kaliko trug, in das Innere sich wagten, um diese Stoffe gegen das wertvolle Elfenbein umzusetzen. Ansehnliche europäische Firmen vor allem, welche sich in Chartûm zu diesem Zwecke etablierten, errichteten im Inneren des Sudân verschanzte Faktoreien (Seriba), auf welche sie Agenten setzten, die im Großen den Tauschhandel betrieben. Doch kräftiger noch blühte das Geschäft auf den volkreicheren Niederlassungen (Dem) landeingesessener, arabischer Kaufleute; Ortschaften, welche bald kleinen Städten glichen.

Diese Handelsstationen beherrschten, eine jede ihren Bezirk, in welche nun die Provinzen, wie in rechtlich anerkannte Unterabteilungen, zerfielen. Und eifersüchtig wachte jeder Händler, sogar mit dem Schwert in der Hand, über die von ihm selbstgezogenen Grenzen.

Eine der bedeutendsten Niederlassungen dieser Art war Dem-el-Zubêr in der Bahr-el-Ghasel-Provinz, wo der gleichnamige, reiche, arabische Groß-

---

<sup>1)</sup> Deutsche Export Revue (Verlag Hallberger) No. 17. 1902/3.

händler, Schèch-Zubêr-Râchama wohnte. Aus kleinen Anfängen hatte er sich zu königlichem Besitzstande emporgeschwungen, und unterhielt eine Leibwache von 1000 Bewaffneten.<sup>1)</sup>

Dieser Mann war bestimmt, ein politischer Märtyrer zu werden.

Von Chartûm aus wird er eingeladen, mit seinen Truppen Dâr-Fôr von Süden her anzugreifen, während von Osten her der ägyptische General-Gouverneur Ismael-Ajûb-pâcha dort eindringen soll.

Zubêr, rasch und kühn, bringt Dâr-Fôrs letzten König Ibrahim zu Falle, und dessen Hauptstadt El-Fasher samt großer Beute in seine Gewalt. Ismael kommt für solche Beute zu spät. Daher auf dessen Seite Eifersucht, Neid, Groll und die Bereitschaft, den glücklicheren Nebenbuhler in Kairo, als staatsgefährlich, zu verdächtigen.

Demnach, als Zubêr bei dem Chedîve darum einkommt, zum Vizekönige von Dâr-Fôr, unter Ägyptens Oberhoheit, ernannt zu werden, wird dieses abgeschlagen. Als er dann nach Kairo reist, um persönlich diesen Plan am Sitze der Regierung zu betreiben, wird er dort in ehrenvoller Haft zurückgehalten. Und, als Gordon später, eingeschlossen in Chartûm, diesen Zubêr zu seinem Beistande verlangt, ihn bezeichnend als den einzigen Manî, welcher noch imstande wäre, der anschwellenden Mahdia ein Halt zu gebieten — (Had Zubair-pâcha been sent up when I asked for him, one might have made a Soudân Government in opposition to the Mahdi<sup>2)</sup>) — wird dennoch dessen Entsendung abgeschlagen.

Von politischer Eifersucht verfolgt, muß dieser tüchtige Mann in Kairo untätig leben und sterben.

Der anfangs so sehr gewinnbringende Tauschhandel mit Elfenbein geht alsbald im Sudân zurück. Mit der Nachfrage steigert sich sein Preis. Der starke Export mindert das Angebot. Die Unkosten aber wachsen, verursacht durch die Pflicht, ein zahlreiches Arbeitspersonal und dazu auch Bewaffnete in den Serîben zu unterhalten. Der ganze Elfenbeinertrag fortlaufender Jahre deckte nicht mehr die aufgewandten Ausgaben. Es mußte ein anderes Landesprodukt für den kaufmännischen Betrieb hinzukommen, um diesen zu halten.

Und solches fand man in der schwarzen Menschenware.

Zubêr, dessen Geschäft ehemals das bedeutendste in Elfenbein gewesen war, hatte jetzt, zur Zeit des Niederganges, in einem Jahre an Elfenbein nicht mehr zusammenbringen können, als 120 Zentner, welche in Chartûm abgesetzt wurden für den Preis von 15 000 Maria Theresia-Talern. Dagegen an Sklaven konnte derselbe Zubêr in einem Jahre versenden 1800. Diese kaufte man ein, im Inneren des Sudân, für den Durchschnitts-

---

<sup>1)</sup> Dr. Georg Schweinfurth: „Im Herzen Afrikas“. Teil II, pag. 379, der sein Gast war und seinen fürstlichen Haushalt beschreibt. —

<sup>2)</sup> The Journals of G. Gordon, Vol. I, pag. 102. Leipzig 1885.

preis von 7—8 Maria Theresia-Talern,<sup>1)</sup> um sie dann in Chartûm für den sechsfachen Preis loszuschlagen. Das bedeutete eine Einnahme von 86 400 Maria Theresia-Talern, gegen eine Anlage von 14 400 Maria Theresia-Talern. Dazu kamen dann allerdings noch die Transportkosten vom Gazellen-Flusse bis nach Chartûm. Dieser Vergleich ergibt, wieviel größer der Gewinn in späterer Zeit bei diesem Ein- und Verkauf von schwarzen Menschen war, als bei weißem Elfenbein.

Der Menschenhandel ist fast so alt, als wie die Geschichte.

Schon Jakobs Söhne verkauften ihren Bruder Joseph an eine nach Ägypten ziehende Karawane arabischer Händler, für 20 Silberstücke. Sklavenmärkte fanden sich so gut bei unseren germanischen Vorfahren im Norden,<sup>2)</sup> wie im Oriente. Man raubte auf den Inseln der Nordmeere, zur Wikinger-Zeit, um das Jahr 900 n. Chr., das Menschenmaterial durch Überfälle ganz in derselben Weise zusammen, wie später hier in dem Sudân.

Es gehört bei den Orientalen zum guten Tone, das Haus voller Dienstleute zu halten. Sie sind dort eine Luxussache, und finden, ohne in ihrer Kraft ausgebeutet zu werden, wie dieses so oft unter christlichen Chefs geschehen ist, meistens eine nur zu gute Behandlung, indem sie zur Trägheit erzogen werden.

Afrika galt von jeher für den ganzen Orient als die ergiebigste Bezugsquelle von Sklaven. Und diese traten ein in die Stelle unfreier Dienstleute.

In Afrika aber war es Dâr-Fertît, dieses Wort genommen als ein Kollektivname der im Süden von Dâr-Fôr liegenden Negerländer, welches den stärksten Export an Menschenware hergab. Das zum Verkauf dort bereitgestellte Material wird mittelst Raub von den eigenen Häuptlingen zusammengebracht. Der Vertrieb geschieht dann nicht bloß auf dem Nile, sondern auch auf verschiedenen Landwegen, durch Dâr-Fôr und Kordofân, bis nach Ober-Ägypten, von wo aus die weitere Verteilung über den Orient erfolgt.

In Kordofân und Dâr-Fôr wurden nun die ursprünglich für den Elfenbeinumsatz angelegten Serîben, durch die veränderte Geschäftslage veranlaßt, die Zwischenstationen für solchen Menschenhandel. Und es beteiligten sich lebhaft an demselben nicht bloß Orientalen, sondern auch Europäer, wie z. B. Alfons de Malzac, ein früherer Attaché der französischen Gesandtschaft in Athen, und die Gebrüder Poncet.

Der Umsatz auf diesen Handelsstraßen betrug im Durchschnitt jährlich 25 000 Köpfe.

Es soll nun in keiner Weise in Abrede gestellt werden, daß auf

---

<sup>1)</sup> Schweinfurth: „Im Herzen Afrikas“ II, pag. 435.

<sup>2)</sup> Laxdoela Saga, Cap. XII, Halle 1896.

solchen Sklavenjagden, Märschen, Märkten sehr viel Unmenschlichkeit, Roheit und Grausamkeit vorgekommen sind, aber schon ein so gründlicher Kenner der Verhältnisse, wie Gordon, fällt das Urteil, man müsse hier zu unterscheiden wissen, zwischen slave-holding und slave-hunting.<sup>1)</sup> Allein im Sudân befanden sich 60 000<sup>2)</sup> im Privatdienste stehende Sklaven, deren Lage, als Dienstboten und als Plantagenarbeiter, um nichts schlechter und nichts besser war, als die der freien Knechte in den westlichen Kulturländern.<sup>3)</sup>

Über ihre Lage hätte kein Philanthrop Ursache gehabt, in derselben Weise sich aufzuregen, wie etwa über die Sklavenjagden und die Sklavenmärkte.

Zum mindesten aber hatte der Nationalökonom die Pflicht, mit diesem wirtschaftlichen Faktor zu rechnen.

Gleichwohl benutzte England sein in Kairo gewonnenes politisches Gewicht, um die ägyptische Regierung zu drängen, nicht bloß jene Auswüchse des Sklavenvertriebes zu beseitigen, sondern die Sklaverei im Sudân, als eine Institution, ohne alle vermittelnden Übergänge, zu beseitigen.

Die britische Regierung schloß, am 4. August 1877, mit Ägypten einen Vertrag, kraft dessen aller öffentlicher Handel mit Sklaven sofort aufzuhören habe, der privatim betriebene aber für Ägypten 1884, für den Sudân 1889 erlöschen soll.

Sodann wurde den Beamten im Sudân befohlen, eine Proklamation bekannt zu machen, welche die allgemeine Befreiung (— el hurrija —) auch der in einem privaten Dienst-Verhältnisse stehenden Sklaven aussprach. Es mußte jedem bisher unfreien Dienstboten und Arbeiter von Amts wegen eine Freiheitskarte ausgefertigt werden, welche der betreffende Knecht verpflichtet war, jeder Zeit, in einer Lederkapsel um den Hals gehängt, zum Ausweise, bei sich zu tragen.<sup>4)</sup> Doch war es den Leuten anheimgegeben, gegen Lohn, bei ihren bisherigen Herren freiwillig weiter zu dienen, oder auch, falls sie Grund zur Beschwerde hatten, diese Stellung zu verlassen.

Als Gesetzgeber hätte die Regierung von England begreifen müssen, daß eine alte Institution durch den Staatsmann, welcher das Lob der Weisheit beansprucht, nur dann abgeschafft werden darf, wenn er in der Lage ist, sie durch eine neue, bessere zu ersetzen.

Und als Philanthrop hätte sie alle Ursache gehabt, füglich zunächst bei sich selbst, daheim, die Haussuchung zu halten.

---

<sup>1)</sup> pag. 186, I. The Journals, etc.

<sup>2)</sup> pag. 438, II. Schweinfurth: „Im Herzen Afrikas“.

<sup>3)</sup> pag. 128, Slatin: „Feuer und Schwert“.

<sup>4)</sup> pag. 92 u. 128: Slatin: „Feuer u. Schwert“.

Schoenfeld, Erythräa.



Ihr eigener Landsmann, der Professor Huxley, fällt über den Grad der Zivilisation in London folgendes herbe Urteil:

„Ich habe die Barbarei in ihrer verkommensten und tierischsten Form in allen Weltteilen gesehen; aber wenn ich zu wählen hätte zwischen solchen Barbaren, oder als Armer in London zu leben, ich würde mich keinen Augenblick bedenken und für eine Gesittung danken, die solche Zustände ermöglicht, wie sie in London an der Tagesordnung sind!“ —

Diese sittliche Entrüstung, mit der England die umgehende Beseitigung der Sklaverei, als Institution, im Sudân forderte, hätte sich also mäßigen können.

In solcher Überstürzung dieser Angelegenheit, welche vielmehr eine wirtschaftliche, als eine ethische war, lag für das Land eine sehr schwere Gefahr.

Denn, es ist sicher, daß, neben dem Steuerdrucke, diese zu rasche und unvermittelte Aufhebung der Sklaverei die Hauptursache geworden ist, die ägyptische Regierung im Sudân zu sprengen, indem sie fast die gesamte Bewohnerschaft in die Arme der Mahdia trieb.

Die Sklavenbesitzer — (und das waren nahezu sämtliche Hausbesitzer und Familienväter) — wurden verstimmt; denn das Edikt, welches ihre Leute für frei erklärte, beschnitt nicht nur ihr Kapitalvermögen, ohne den Versuch irgendwelcher Entschädigung, sondern verwickelte sie auch, durch Entziehung der bisherigen Arbeitskräfte, in 1000 Verlegenheiten des wirtschaftlichen Betriebes.

Und bei den in Freiheit gesetzten Sklaven besaß man keine Antwort auf die Frage: „Wohin nun mit diesen Tausenden des los und locker gewordenen Volkes?“ — Indem man dieselben nicht sofort, als freie Glieder, in den vorhandenen Organismus der Gesellschaft einzuschalten verstand, schuf man nur Landstreicher, deren Armkraft später fast ausschließlich den Regimentern des Mahdi zu gute kam! —

Es ist falsch, die Neger, als wirtschaftlich gleichberechtigt mit weißen Leuten aufzufassen. Sie sind nun einmal große Kinder, mit allen guten, und auch allen üblen Eigenschaften solcher, und bedürfen der Bevormundung. Ja, der Neger selbst sehnt sich nach einer führenden Hand, und ist um so dankbarer, je freundlicher, aber auch je konsequenter diese ist.

Aus diesem Grunde haben auch selbständige Negerstaaten, bis zur Stunde, ihre Existenzberechtigung nicht erwiesen.

Und in den Vereinigten Staaten, wo man, unter Wagnis, die eigene Staatseinheit für die Befreiung dieser Rasse einst einsetzte; wo die befreiten Neger heute  $\frac{1}{9}$  der gesamten Bevölkerung bilden, — dort sieht man jetzt, nach einer 40jährigen Erfahrung mit ihnen sich dahin getrieben, auf neue Formen zu sinnen, um diese befreiten Schwarzen, welche eine

Kalamität des Landes geworden sind, wiederum in eine gewisse Abhängigkeit von der weißen Rasse zu bringen. Denn die dem Neger angeborenen Fehler, als Lüge, Lüsternheit, Trägheit, Verschmitztheit und Leichtsinn haben im Zustande seiner Befreiung sich nicht vermindert, sondern verstärkt. Wirtschaftlich diese Leute auf eigene Füße zu stellen, solche Versuche sind meistens gescheitert. Und die ihnen zuerkannte soziale und politische Gleichberechtigung ist so wenig von ihnen ausgenutzt worden, daß es lediglich bei der trockenen Formel verblieb. Selbst die ihnen geöffneten und zum Teil auch von ihnen benutzten Lehranstalten des Landes haben den Beweis erbracht, daß die früher dem Neger so sehr nachgerühmte Bildungsfähigkeit eingeschränkt werden muß auf einen nur ihm innewohnenden, zwar sehr lebhaften, Nachahmungstrieb. —

So stellt sich auch nach diesen 40 Jahren der Freiheit der Neger noch immer dar als das „große Kind“, welches der Strenge einer führenden Hand nicht entraten kann.

Bei der damaligen Kulturstufe, auf welcher der Sudân sich befand, war diese plötzliche Befreiung von 60 000 Menschen, ohne zuvor dieselben zu selbständiger Arbeit erzogen zu haben, ein Experiment, welches, neben den übrigen von uns aufgedeckten Übelständen, als seiner geographischen Isolierung und der nicht ausreichenden Qualität seiner Beamtenschaft, dem jungen, noch wenig bewährten Staate das Leben kostete.

Denn sehr bald, im Jahre 1881, sollte eine Bewegung ausbrechen, welche der Bürgerschaft des Sudân für längere Zeit hin ganz andere Lebensformen zu geben bestimmt war.

## KAPITEL XXIII.

---

### Mohammed-Ahmed-el-Mahdi.

Den Arabern, als Semiten, eignet von Natur eine sehr starke Beanlagung für Religion. Dieser ihrer Naturanlage kommt entgegen der Islâm, welcher die Lehre von der Einheit Gottes, als Weltenschöpfers und Weltenregierers, in schärfster Fassung und in denkbar einfachster Form ausspricht.

Mit welcher Kraft der Überzeugung jene Stämme diese Lehre einst ergriffen, beweist die Geschichte; mit welcher Herzenswärme sie noch heute an derselben festhalten, in fleißigster Übung der Kultusformen, welche an diese Lehre sich knüpfen, bestätigt jeder, der mit offenen Augen in ihrer Mitte gelebt hat.

Nirgendwo, als wie im Oriente, decken sich so sehr die politische und soziale Autorität mit der religiösen. Das Haupt einer Familie, der Schêch eines Stammes, genießen einen Gehorsam, eine Achtungsbezeugung, welche an religiöse Scheu streifen.

Wer diesen Stämmen sich naht im Gewande eines Gesandten Gottes, und solchen Anspruch zu beweisen vermag durch die überzeugende Kraft seiner Rede, sowie durch den Erfolg der von ihm erstrebten Tat, kann sicher sein, daß Millionen der Herzen ihm zufallen.

Mit solchem Anspruche trat auf Mohammed-Ahmed, der Mahdi, auf der Insel Aba im Weißen Nil, nach Schluß des Ramadhân-Monates im Jahre 1881. Und kaum waren 4 Jahre verflossen, da lag der ganze ägyptische Sudân zu seinen Füßen. Er gebot über ein Territorium von 2,700,000 □ Kilometern und über eine Bevölkerung von 18 Millionen Seelen, als ein unbeschränkter weltlicher und geistlicher Fürst.

Inwieweit eine göttliche Offenbarung tatsächlich an der Bildung seines

inneren Wesens und Strebens teil gehabt hat, läßt sich schwer bestimmen; ihn wenigstens beherrschte ganz die Überzeugung, bei seinen Unternehmungen, ein Organ Gottes zu sein, und dafür nahmen ihn auch seine Genossen.

War er kein Prophet, so war er zum mindesten ein bedeutender Mensch, ein geborenes Herrscher-genie und entzieht sich ebenso sehr einer Analyse seines Entstehens und Werdens, als wie die Persönlichkeit anderer Heroen der Weltgeschichte.

Große Menschen überraschen die Welt, und auf wen ihr erwärmender Glanz fällt, der zollt ihnen seine Bewunderung gleichwie einem Engel, auf wen aber ihr erkältender Schatten sich niedersenkt, der verdammt sie gleich einem Teufel.

Gerecht zu wägen, ist aber die Aufgabe der Geschichte.

Mohammed-Ahmed, der Sohn des Abdullah, eines armen, aber wackeren Schiffszimmermannes zu Dongola, wußte, wie die meisten, aus einfachen Verhältnissen hervorgegangenen Araber, selber nicht genau den Tag und das Jahr seiner Geburt. Vermutlich geschah sie 1848. Den Unterricht in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens der arabischen Sprache erteilte ihm zu Hause sein Vater selbst. Dieser starb jedoch früh, und zwar auf einer Reise von Dongola nach Chartûm, in dem, später durch die Schlacht vom 2. September 1898, berühmt gewordenen Orte Kêreri.

Der verwaiste kleine Mohammed begab sich nach der Bestattung seines Vaters, aus uns unbekannten Gründen, nicht nach Dongola zurück, sondern blieb zu Kêreri, wo er aus eigenem Triebe als Schüler in eine niedere Quorân-Schule eintrat. Wer das Leben im Oriente kennt, weiß, daß sehr oft elternlose Kinder mit großer Selbständigkeit und, ohne Not zu leiden, ihr Leben dort zu fristen imstande sind. Sie schlafen, bei dem milden Klima, unbedeckt, in der Säulenhalle irgend einer Moschee und nähren sich bei ihrer Bedürfnislosigkeit unschwer von den Brosamen, welche von milder Herren Tische fallen; — zumal es religiöse Vorschrift für jeden mohammedanischen Haushalt ist, Speisereste nie bis zum nächsten Tage aufzuheben, sondern stets an die Armen zu verteilen. Ein Hemde, welches lange vorhält und eine alte Schechîa, beides ausreichend zur Bekleidung, spendet hier und da eine freundliche Hand.

Durch Fleiß und Frömmigkeit zeichnete sich der kleine, obdachlose Quorân-Schüler in Kêreri aus, und erwarb die Liebe seiner Lehrer.

Als er hier so weit gekommen war, daß er den Text der 114 Sûren des Quorân auswendig konnte — (was bei sehr vielen Mohammedanern der Fall ist, ohne daß sie darum für Gelehrte sich halten) — begab er sich nach der Stadt Berber, um dort bei dem weisen Mohammed-el-Cherr die Auslegung jener Sûren zum Zwecke der theologischen, wie juridischen Durchbildung, sich anzueignen. Auch hier zeichnete ihn aus ein be-



scheidener, gottesfürchtiger Wandel neben großem Studieneifer. Nach Abschluß seiner theoretischen Bildung in Berber begab er sich nach Chartûm, welches seit 1828 Verwaltungs-Zentrum des Sudân und eine aufblühende Stadt geworden war. Hier fügte er zur erworbenen Gelehrsamkeit die Askese. Er wurde ein Derwisch, und verpflichtete sich zu dem „tarik“, d. h. einem erheblichen plus neben den, allen Moslimim auferlegten 5 Tagesgebeten. Es war derjenige „tarik“, welcher die Ordensregel bildete der „samania“, einer besonders hochgeschätzten mohammedanischen Sekte, deren Haupt zu jener Zeit der Schêch Mohammed-Cherîf war.

Da indessen die mohammedanischen Mönchsorden ein Zusammenwohnen ihrer Glieder, wie bei den Christen, nicht fordern, vielmehr ihre Genossen, sonderlich die begabten, gerne als Pilger und Prediger, in die Weite senden, so wurde der bewährte und gelehrte Mohammed-Ahmed zunächst ein Wander-Prediger. Als solcher durchzog er fast sämtliche Provinzen des Sudân und erwarb sich eine ausgebreitete Kenntnis von Land und Leuten.

Gleich Luther, der als Mönch gen Rom zog und dort vieles schaute, was ihn innerlich scharf anfaßte und für seine künftige Weltstellung erzog, so wurde auch für Mohammed-Ahmed dieses Reisen, dieses Beobachten, dieses Erfahren, dieses Verkehren mit allen Schichten der Bevölkerung ein treibendes Glied für seine reformatorische Tätigkeit.

Er selbst, der Sohn des Volkes, verstand sein Volk; sah an vielen Orten religiöse Verkümmern, sittliche Erschlaffung und fast allenthalben das wirtschaftliche Darben und Seufzen unter dem Joche der Fremden. Denn der Ägypter oder, was ihm gleichbedeutend ist, der Türke, gilt dem Sudâner als ein fremder Eindringling, obwohl dieselbe Religion des Islâm beiden eignet. Wie ein arabisches Sprichwort sagt: „Araberblut kocht nicht mit Türkenblut zusammen.“

Nach mehrjährigem Wanderleben läßt sich Mohammed-Ahmed als Anachoret nieder auf Aba, einer geräumigen und gutbewaldeten Insel, umschlossen von den Armen des Weißen Nils, in der Nähe von Kaua, auf der Grenze der beiden Provinzen Sennaar und Kordofân, etwa unter dem 13ten Grade nördlicher Breite. Hier beschäftigte er sich mit Ackerbau, und seine beiden Brüder, die sich zu ihm gefunden hatten, betrieben das Handwerk ihres Vaters. Sie zimmerten aus Akazienholz Nilbarken. Das sah nun alles ganz schlicht und einfach aus, und hatte nichts gemein, weder mit angestrebtem Schlachtenruhm, noch mit beabsichtigter Staatslenkung.

Aber der Ruf Mohammed-Ahmeds als eines religiös erleuchteten Mannes, wuchs. Es begann sich der Heiligenschein um seine Schläfe zu flechten. Pilger in großer Zahl kamen zu ihm, um ihn zu sehen und zu hören. Gefesselt von seiner Erscheinung, entschlossen sich nicht wenige,

ganz bei ihm zu bleiben. Es bildete sich um ihn eine Gemeinde. Geschenke flossen dieser Gemeinde zu, und, da Mohammed-Ahmed nichts davon für sich behielt, sondern alle diese Opfergaben an seine Anhänger verteilte, so erhielt er auch den Ruf eines „Sâhed“, eines „Dem Himmel Geweihten und der Welt Entsagenden“! Unter den aus weiter Ferne ihm zuströmenden Pilgern befand sich nun auch sein später so einflußreicher Ratgeber und berühmter Amtsnachfolger, Abdullahi.

Selbst die Dampfer der Regierung, welche an der Insel vorbeipassierten, versäumten es niemals, dort anzuhalten. Die Besatzung stieg dann aus, um knieend den Segen des frommen Derwisch sich zu erbitten.

Außer der erwähnten Handtätigkeit und der Wortverkündigung war Mohammeds Beschäftigung die religiöse Kontemplation. Diese schwärmerische Versenkung des Gemüts in die Vorstellung Gottes und seines erhabenen Wesens, zu welcher der Orientale von Natur so geneigt ist.

Wieviel in solchen gehobenen Momenten der Berührung menschlicher Seelen mit einer himmlischen Macht, von der alle Propheten, und auch Apostel, wie z. B. Paulus<sup>1)</sup>, behaupten, daß sie ihnen zu teil geworden sind, auf Rechnung subjektiver Vorstellung zu schreiben ist, wieviel auf reale göttliche Mitteilung, kann niemand entscheiden. Es sind das Geheimnisse des Seelenlebens.

Mohammed-Ahmed versichert, daß ihm in solchen Momenten Mitteilungen zukamen von Gott selber, von dem Propheten Mohammed und vom Engel Gabriel; daß er deutlich den Zuruf vernommen habe: „Ziehe dein Schwert aus der Scheide, reformiere die Moslimim, und gründe das Reich, dem der ewige Friede folgen wird!“<sup>2)</sup> Wer kann ihm nachweisen, daß er in solchen Beteuerungen log?“

Die Hoffnung, daß gegen Ende der Weltentwicklung ein von Gott gesandter Reformator aufstehen, die Anhänger des Islâm läutern und zu neuen, unvergleichlichen Siegen führen werde, dieser Gedanke ist eine lebendige, allgemein verbreitete Überlieferung im Orient.

Mohammed-Ahmed begann, sich als diesen gesandten Mahdi (= Meister) zu fühlen, und tat nun einen entscheidenden Schritt zum Antritt seiner Sendung.

Er löste zunächst das noch bestehende untergeordnete Verhältnis zu seinem bisherigen Ordens-Chef: Mohammed-Cherif in Chartûm. Es bot sich dazu eine passende Gelegenheit. Mohammed-Cherif bereitete das Fest der Beschneidung seiner Söhne vor, und lud dazu alle seine Ordensgenossen, so auch den Einsiedler von Aba. Der Einladung war beigegeben die Aufforderung zu Gesang, Tanz und Glücksspiel in dem beabsichtigten Festesrahmen. Diese Dinge, und namentlich das letzte, durch den quorân streng

---

<sup>1)</sup> Paulus, II. Brief an die Korinther XII, 4.

<sup>2)</sup> pag. 238, I, pag. 246, II. Gordon „The Journals“; Leipzig 1885. —

verboten, sollten an jenen Festtagen unter Dispens stehen, mit zugesichertem Ablasse der dadurch verwirkten Sünde; und zwar aus religiöser Vollmacht des einladenden Schêchs, Mohammed-Cherif. —

Der Einsiedler von Aba lehnte, betroffen über die Laxheit jener moralischen Auffassung, diese Einladung ab; ja, er erklärte seinen Austritt aus dem Orden der samania. „Ein Schêch dürfe weder zur Sünde reizen, noch die dadurch verwirkte Schuld vergeben wollen!“ — Hob ihn, den Absagenden, die Kühnheit jener Worte, in den Augen seiner Anhänger, so noch mehr die Lauterkeit seines Beweggrundes. Der Araber, erzogen in Sachen der Religion streng zu denken, besitzt ein Organ zur Bewunderung namentlich für religiöse Helden. Das ganze Gezire, das weite fruchtbare Gebiet zwischen dem Blauen und dem Weißen Nile, fiel infolge dieser scharfen Absage dem Mohammed zu. Die dort wohnenden Stämme wallfahrteten nun nach Aba, um dem frommen Mohammed-Ahmed persönlich zu huldigen. Die Bewegung begann, durch diese häufigen Anschwellungen starker Menschenmassen dort auf der Insel, einen politischen Charakter anzunehmen.

Aufmerksam geworden, entsendet Reuf-pâcha, der damalige General-Gouverneur des Sudân, einen Bevollmächtigten nach Aba an Mohammed-Ahmed, mit dem Befehle, er solle zur Aufklärung und Rechtfertigung seines Verhaltens vor dem Gebieter des Landes in Chartûm erscheinen.

Charakteristisch ist die Antwort, welche der Abgesandte des General-Gouverneurs aus dem Munde des Propheten erhielt: „Ich bin durch Gottes und des Propheten Gnade der Herr des Landes! Nie werde ich Chartûm betreten, um mich zu verantworten!“ —

Ein bereits in's Bewußtsein getretener Gegensatz zu den herrschenden, weltlichen Gewalten, und zwar gestützt auf einen religiösen Ruf, spricht sich hierin aus.

Reuf entsendet nun 300 Soldaten, auf 2 Dampfern, um Mohammed-Ahmed in Ketten nach Chartûm führen zu lassen. Ungeschickt gelandet, schlecht geführt, werden diese Leute von Mohammeds Schülern überfallen und niedergemacht. — Damit war der Streit, durch die Regierung selbst, dem Katheder entrückt und auf das Schlachtfeld verlegt.

Der Einsiedler von Aba gab die, nicht mehr der Sachlage entsprechende, einseitige Rolle der untätigen Kontemplation, sowie die strategisch unhaltbare Lage auf einer Insel nunmehr auf, und betrat das Westufer des Weißen Nils, in Kordofân, um die Bevölkerung auf dieser Stromseite, welche sich noch nicht für ihn erklärt hatte, zu gewinnen.

Ihm folgten im langen Zuge seine Schüler, sowie der größte Teil des Dedjem-Stammes aus dem Gezire.

Es ließ sich an, wie der Auszug der Kinder Israel aus Ägyptenland. Und Mohammed-Ahmed versäumte es nicht, seine gegenwärtige Zwangs-



lage zu vergleichen mit des Stifters Flucht (hûgra) aus Mekka nach Medîna, um durch solch einen Vergleich seine eigene Würde, wie den Mut seiner Anhänger zu stärken.

Uns seßhafte Nordländer mutet seltsam an das Hinrollen solch eines Menschenstromes, nicht aber den an Karawanenzüge und an Nomadenleben gewöhnten Orientalen.

Ziel ihrer Wanderung war das südlich von der Hauptstadt El-Obeïd — nahe bei Masât — gelegene Bergland Djebel Gedîr, ein Terrain, sehr geeignet zur Defensive. Ein Beobachtungs-Korps der Regierung, in Stärke von 4 Kompagnien, welches dem Wanderzuge folgte, ohne ihn anzugreifen, ließ die Derwische ihren Schutzort erreichen. Als von Gott in die Herzen gesenkte Furcht, deutete man im Lager Mohammeds dieses fehlerhafte Zaudern.

Wie Israel, flüchtend aus Ägypten, und gestellt vor die Aufgabe, ein Land sich zu erobern, zunächst und vor allem den Schutz der Klüfte des Sinai-Gebirges aufsuchte, um dort in längerem Verweilen, auf der Feirân-Oase, am Fuße des Serbâl, und dann in der Râha-Ebene, am Fuße des Chorêb, sich ungestört zu organisieren und zu stärken; so auch die Derwische unter ihrem Führer Mohammed-Ahmed. —

Hier, in Djebel Gedîr, haben wir uns zu denken den Ort ihrer Konsolidierung, ihrer militärischen Ausrüstung, ihrer Vorbereitung auf die kommenden Kämpfe, welche eine Kette von Siegen für sie werden sollten.

Der Mahdi war eine fesselnde Persönlichkeit, hoch und breitschultrig von Gestalt, sowie lichtbraun an Hautfarbe. Der edel geformte Kopf zeigte sich umrahmt von dunklem Barte. Das Auge war leuchtend. Beide Wangen hatten die im Sudân üblichen 3 Hauteinschnitte, außerdem trug die rechte ein Muttermal. Sein Antlitz leuchtete meist in dem Glanze eines freundlichen Ausdruckes. Und wenn er lächelte, dann legte sich eine Reihe blendendweißer Zähne bloß. Zwischen den beiden oberen Mittelzähnen bemerkte man eine starke Lücke, im Sudân ein Schönheitsmal und außerdem ein Glück verkündendes Zeichen. Er trug sich ausschließlich weiß und hielt auf tadellos saubere Gewandung. Von ihm ging aus ein leichter Duft von Rosen, deren Wasser er sehr liebte. Man sprach darum, namentlich unter den Frauen, von einem „riha-el-Mahdi“ „dem Weihrauch des Mahdi“. —

Den Wert seiner militärischen Vorbereitung fand der Mahdi die Gelegenheit zu zeigen, als Raschid-bey, der Gouverneur von Fashoda, im Dezember 1881, denselben in ihrem Bergterrain Gedîr angriff. Bis auf den letzten Mann wurde der angreifende Feind niedergemacht.

Nun konnte die Regierung den Ernst der Lage nicht mehr verkennen. Von der Hauptstadt des Sudân aus wurde ein starkes Heer nach Kordofân entsandt, 4000 Mann, unter dem Befehle Justîf-pâchas, der einst, unter



Gessi, in den Kämpfen um Dâr-Fôr sich Lorbeeren verdient hatte. Nilaufwärts gingen sie nach Kaua, wo noch der Kommandant der Provinzial-Hauptstadt El-Obeïd, der schneidige Reitergeneral Abdullahi, mit 2000 Mann zu ihnen stieß.

Dieses vereinigte Heer, in Stärke von 6000 Mann, marschierte dann, im Mai 1882, von Kaua aus in südwestlicher Richtung auf Gedir zu.

Waren die bisherigen Kämpfe nur Scharmützel gewesen, hier galt es eine Schlacht. Und wohl niemand zweifelte damals an dem Siege der Regierungstruppen über die, in den Bergen hausenden, Rebellen; doch im Grunde alles nur kleine Leute, loses Volk, welches nicht viel zu verlieren hatte, während die Bemittelten, die Einflußreichen, von der Bewegung sich noch vorsichtig zurück hielten. Dazu welch eine ungenügende Bewaffnung! In der rechten Hand einen langen Speer zum Nahkampfe, und zwei kurze Speere zum Werfen, am linken Arme einen Schild. Keine Feuergewehre, keine Artillerie; während die Regierungstruppen mit alledem auf das Beste versehen waren. Gewiß, es galt hier, die Kopffzahl abgerechnet, einen sehr ungleichen Kampf! —

Und doch, das Überraschende trat ein; der Sieg fiel den Rebellen zu. Das schlecht angelegte und schlecht bewachte Lager der schlafenden Feinde wurde, nach einer finsternen Nacht, im ersten Morgengrauen von den Derwischen überfallen. Die überraschten, aus ihren Zelten im Nachtgewande stürzenden, Führer wurden niedergestochen, die zersprengten Haufen einzeln überwältigt. Auch der schneidige Reitergeneral Abdullahi verlor hier sein Leben.

Groß waren die Folgen dieses Sieges. Geld und Pferde, Schuß- und Hieb Waffen, Kanonen und Munition, Proviant und Transportmittel, alles fiel den Rebellen in die Hände. — Nun kamen nach und nach auch die Reichen, die Grund- und Heerdenbesitzer, die Großkaufleute und die Schêchs herbei, und suchten die Anknüpfung mit Mohammed-Ahmed. Und dann, welch ein politischer Erfolg dieses! Seit 60 Jahren der unerhörtesten Knechtschaft hier der erste Mann aus dem Sudân, der es wagte, an diesem verhaßten Regimente der gelben Eindringlinge zu rütteln. Vollends ein Mann, der behauptete, er sei von Gott dazu gesandt! Denn nun sprach Mohammed dieses nicht bloß selber aus; es begannen auch die Erfolge auf das Stärkste für ihn zu zeugen! —

Dieser Sieg über Jusûf-pâcha war für den Besitz von Kordofân im Grunde schon entscheidend.

Die kleineren, durch das Land hin detachierten Militärposten, die Bureaus ihrer Verwaltung wurden von einzelnen Haufen der Derwische, die, bald beauftragt, bald auf eigene Verantwortung hin, ausschwärmten, nach und nach mit Leichtigkeit genommen. So blieb denn nur noch das Zentrum des Landes, die Hauptstadt El-Obeïd übrig. Sie war gut befestigt, auf

lange verproviantiert, und ward befehligt von dem Gouverneur der Provinz, Mohammed-pâcha-Saïd. Im Mai 1882 war Jusûf-pâcha bei Djebel Gedir vernichtet, im September desselben Jahres langten die Heerhaufen des Mahdi vor El-Obeïd an.

Da ein versuchter Sturm, der selbst bis zu einem erbitterten Straßenkampfe geführt wurde, von der tapferen Besatzung zurückgewiesen war, so besaß der Mahdi die Klugheit des Abwartens. Er schloß El-Obeïd von allen Seiten ein, um die Zufuhr ihm abzuschneiden. Ein Hilfs-Korps von 2000 Mann, welches der im Mai in Chartûm angelangte, neue General-Gouverneur, Abd-el-Kadr, zum Entsatz der bedrohten Stadt entsandt hatte, wurde aufgefangen und bis auf 200 zerrieben.

Nun war es klar, daß in absehbarer Zeit eine nennenswerte Macht von dort her nicht mehr zu erwarten stand. Mochte also der Hunger El-Obeïd bezwingen. Und er tat sein Werk! Drei Monate, 10 Tage dauerte die Einschließung. Die Preise der Lebensmittel stiegen in's Ungemessene. Altes Schuhwerk und die Lederriemen der Angarêb wurden zur Speise. Leichen verhungelter Menschen überdeckten die Straßen.

Da bot der Kommandant, am 18. Januar 1883, dem Mahdi seine Unterwerfung an.

Und Mohammed-Ahmed, bei dem Weisheit und Mäßigung zwei hervorragende Herrscher-Tugenden waren, verzieh, obwohl seine zwei, am 5. September 1882 nach El-Obeïd geschickten, Gesandten durch eben diesen Pascha aufgehängt waren.

„Weder Du, noch Deine Offiziere, noch Deine Leute haben etwas von mir zu fürchten, vorausgesetzt, daß ihr mir Treue schwört und sie haltet! —“

Groß war die hier gemachte Beute. Neben reichem Kriegsmaterial und vielen Warenbeständen befand sich auch eine Kiste gefüllt mit 7000 Goldstücken. Aber Mohammed-Ahmed behielt von solchen Schätzen nie etwas für sich. Er ließ alles unter seine Leute verteilen. Neben Mäßigung und Weisheit zeichnete ihn aus eine große Uneigennützigkeit.

El-Obeïd wurde besetzt und für eine Zeitlang das Hauptquartier daselbst aufgeschlagen, bis dieses später, aus Gesundheitsrücksichten, nach dem, eine Tagereise weit entfernten, Râhât verlegt wurde.

Nun strömten hierher, in Haufen, die Leute aus allen Teilen Kordofâns zusammen, waffenfähige Männer, vornehmlich befreite Sklaven; dann auch Weiber und Kinder, um den heiligen Mann zu sehen, für welchen Gott so vernehmlich sprach, und ein Wort aus seinem Munde zu erlauschen.

Mohammed-Ahmed sprach mehrmals am Tage zu dem versammelten Volke auf dem großen Gebetsplatze, wo ungezählt die Menge Kopf an Kopf vor ihm stand, mit weithin schallender, wohl lautender Stimme. Er sagte es jetzt offen heraus, was bisher nur ein Geheimnis seiner nächsten Um-

gebung geblieben war, daß er der erwartete Prophet der letzten Tage, daß er der Mahdi sei. Welch eine Wirkung mußte das hervorbringen auf diese religiös tief angelegten, an Phantasie so reichen Orientalen. —

Wir können den Inhalt dieser Ansprachen des Mahdi uns vorstellen nach den schriftlichen Manifesten, welche er, durch seine Boten, in allen Teilen des Sudân damals verbreiten ließ. Wir besitzen solch ein Manifest, mitgeteilt in den Tagebüchern Gordons.<sup>1)</sup> Darin heißt es:

„Mich erweisen, als den ächten Mahdi, zunächst äußere Merkmale, besonders meine Blutsverwandtschaft mit der Familie des Propheten. Denn in meinen Adern fließt das Blut Huseins, des zweiten Sohnes von Aly. Ich bin ein Abbasside! Sodann mein innerer Beruf. Ich habe göttliche Offenbarungen empfangen. — Nicht im Zustande der Extase, oder des Träumens empfing ich sie, sondern wachend und mit abgeklärter Seele. Mir nahte Gott selber, indem er sprach: „Du bist geboren aus dem Lichtstrahle meines innersten Herzens!“ Dann trat zu mir der Prophet, legte ein Schwert in meine Hand, und sprach: „Mit diesem Schwerte wirst Du siegen; denn Azraël, der Engel des Todes, sein leuchtendes Banner in der Hand, wird Dir voranschreiten, und der Schrecken wird fallen über alle Deine Feinde!“

„So folgt mir denn, ohne Zweifel zu hegen an meiner Person. Ich bin der Mahdi. Tretet ein in den heiligen Krieg und empfanget, statt des Gefängnisses dieser Welt, den vollkommenen Besitz der zukünftigen!“ —! —

Solche Sätze etwa bildeten den Inhalt auch seiner Ansprachen. —

Das erbeutete Kriegsmaterial, die Krupps, die Remingtons mit dazu gehöriger starker Munition, die besseren Hieb- und Stichwaffen, alles dieses hob das Heer des Mahdi auf eine höhere Stufe. Und es fehlten keineswegs in demselben die Hände, welche das hätten zu nützen verstanden. Ehemalige Sklavenhändler, Elefanten- und Straußenjäger fanden sich dort genug ein. Außerdem traten zu den Reihen des Mahdi über sehr bald Tausende von regulären und irregulären Soldaten, welche früher für die Regierung gekämpft hatten, also zum Teil von europäischen Instruktoren eingeübt waren. Ebenso erhoben sich, wie die Folgezeit das lehren wird, talentvolle und vom Glück begünstigte Führer aus dieser von Glaubenseifer und Tatendrang beseelten Masse.

Zwei wertvolle Provinzen, das an Gummi reiche Kordofân und die Kornkammer des Sudân, das Gezire, waren die Frucht dieser erst so kurzen Erhebung. Mit dem gewonnenen Staate traten an den Mahdi nun auch staatsmännische Pflichten. Er ernannte nach dem Vorbilde des großen

---

<sup>1)</sup> pag. 246 ff. Vol. II. The Journals of Gordon, Leipzig 1885.

Propheten, seines Vorgängers, zu Helfern in der Regierung mit dem Titel „Chalifa“ folgende Männer, welche zugleich bestimmt waren, in einer festen Reihe, sollte der Tod ihn abfordern, ihm zu sukzedieren.

Das war an erster Stelle Abdullahi-ben-Mohammed aus Dâr-Fôr. Sodann, an zweiter Stelle, Mohammed-Scharîf, das heißt der Edelmann, weil er stammte aus dem Blute des Mahdi. Und an dritter Stelle Aly-walad-Helu.

Der zum vierten Chalifa ernannte Mohammed, Schêch des Ordens der Senussi, das einflußreichste religiöse Oberhaupt in den Oasen der libyschen Wüste, hat diese Würde tatsächlich niemals angetreten.

Die drei Ersten waren, außer Räten des Mahdi, zugleich im Felde seine kommandierenden Generäle, und führten ein jeder sein eigenes Banner, unterschieden durch folgende Grundfarben: schwarz für Abdullahi, rot für Mohammed, grün für Aly.

Für alle in das neu zu gründende Reich eintretenden Bürger aber wurde eine Gelöbnisformel aufgestellt (die „baia“), welche jeden verpflichtete zur Treue gegen den Mahdi, zum Vertrauen auf Gott, zu sittlichem Wohlverhalten und zur Teilnahme am Glaubenskriege.

Folgendes ist ihr Wortlaut: <sup>1)</sup>

„Im Namen Gottes des Barmherzigen, des Gütigen! Wir „versprechen Gott und dem Propheten und unserem Mahdi, auf „Gott zu vertrauen, nie an ihm zu zweifeln, weder zu stehlen, noch „Ehebruch zu treiben; weder Falschheit zu üben, noch Gottes „Wohltaten mit Undank zu lohnen. Wir versprechen Dir, der „Welt zu entsagen und auf sie Verzicht zu leisten. Wir werden „den Glaubenskrieg niemals fliehen!“ —

Für die ägyptische Regierung war, nach dem Falle El-Obeïds, die Lage im Sudân eine sehr kritische geworden. Man dachte in Kairo vor allem daran, das verloren gegangene Prestige durch einen eklatanten Sieg wieder herzustellen, und traf die umfassendsten Vorbereitungen zur Gewinnung eines solchen.

Der Chedive selbst arbeitete, zur Zeit, hier nur mit gebundenen Händen. Die Militärrevolte des Ahmed-pâcha-el-Arabi, im Jahre 1882, hatte England den willkommenen Anlaß gegeben, sich in die inneren Angelegenheiten Ägyptens zu mischen.

Das Bombardement von Alexandrien, der Sieg bei Tel-el-kebir, die Besetzung der Zitadelle von Kairo machten sie in diesem Augenblicke zu Herren des durch Finanznot und innere Unruhen geschwächten Landes. Und lediglich politische Rücksichten, für deren Erörterung hier kein Raum ist, verhinderten sie, zur Zeit, die Konsequenzen ihrer Überlegenheit über das erschöpfte Volk zu ziehen. Doch war immerhin die Wirkung diese,

---

<sup>1)</sup> pag. 172, Note, Slatin: „Feuer und Schwert im Sudân“.



daß fortan in den Operationen, auch im Sudân, England stets an der Seite Ägyptens, und zwar in der Dignität eines widerspruchslosen Führers auftrat.

Auch zu diesem eklatanten Siege, den man jetzt in Kairo für unumgänglich nötig hielt, sollte ein englischer General, als Führer der Regierestruppen, den Weg suchen und finden.

Es ward dazu auserwählt Hicks-pächa, der sich in Indien seine Sporen verdient hatte. Ihm trat zur Seite der Ägypter Allah-ed-Din, als neu-ernannter General-Gouverneur für den Sudân. Es war der Wunsch in der Hauptstadt, daß beide Männer auf dem Wege zur Züchtigung des Mahdi Hand in Hand gehen sollten. Die Armee, welche zu diesem Feldzuge nach Chartûm geschafft wurde, bestand aus 10 000 Mann, darunter 2000 Kavalleristen. Zum Troß gehörten 7000 Kamele. Nicht von der besten inneren Beschaffenheit war diese Truppe. Es fanden sich unter ihr viele Soldaten Arabis, die unwillig zum Sudân hinaufzogen, noch unwilliger aber einem englischen Kommandeur folgten. Auch der Einigkeit entbehrte das Offiziers-Korps. Um Hicks scharten sich die europäischen Offiziere, und auf seiten Allah-ed-Dins standen die ägyptischen. Friktionen in wichtigen Fragen der Leitung, wie in den Nebendingen der Etikette, traten nur zu oft ein.

Unter solchen Verhältnissen schoben sich die Heersäulen vor nach El-Duëm, am Weißen Nil. Von hier aus drang man in südwestlicher Richtung in das Innere vor. Die Gegend ist Steppe, bestanden mit oft 2 Meter hohem, dichtem Grase, welches Baumgruppen durchsetzen. Brunnen sind selten, und ihre Lage keinesweges jedermann bekannt. In der Hauptsache war man angewiesen auf das stehende Wasser in den Regenteichen, und auf das Grundwasser in den, während der regenlosen Monate meist trockenen, Flußbetten. Beides war für diese Masse von Menschen und für das Vieh ganz unzulänglich. Es trat quälender Durst ein. Die des Landes kundigen Führer, welche man angeworben, schlichen sich fort, und von den Offizieren kannte niemand das Terrain, am wenigsten der völlige Neuling im Sudân, General Hicks. Die Folge dieses Zustandes war Auflösung der Disziplin und körperliche Schwächung. Um den quälenden Durst zu mildern, nahmen die Leute Bleikugeln in den Mund, welche den trockenen Gaumen wenigstens kühlen sollten.

Der Mahdi war über die Lage des Heeres genau unterrichtet. Seine Spione, gedeckt durch das hohe Gras, umschlichen seit Tagen das Heer, dessen Marsch und seine Notlage scharf beobachtend.

Da, 60 Kilometer südwestlich von El-Obeïd, erfolgte der Angriff. Es muß nach dem aufgefundenen Tagebuche des Obersten Farquhar am 4. November gewesen sein. Zwei Offiziere, welche entkamen, erzählten später Gordon: „Kaum kam es zu einem rechten Gefechte. Die Armee samt den meisten ihrer Führer starb ebenso sehr an Durst, wie unter den Lanzenstichen der Derwische.“

Groß war die dem Mahdi an diesem Tage zugefallene Beute: 1700 Flinten nebst einer Million Patronen, 7 Krupps, 6 Nordenfelds, 29 Bergkanonen, zu jedem Geschütze 500 Kugeln. Dann sehr viel Geld.

Aber weit größer war der dadurch gewonnene Zuwachs seines persönlichen Ansehens. Als er vom Schlachtfelde nach El-Obeid zurückritt, warfen die Leute sich vor ihm auf die Knie, und huldigten ihm, wie einem überirdischen Wesen.

Als politische Folge dieses Sieges über Hicks ergab sich die Gewinnung zweier neuer Provinzen. Slatin mußte das bisher von ihm gehaltene Dâr-Fôr, und der Gouverneur Lupton seine Bahr-el-Gahzal-Provinz übergeben.

Nach Chartûm brachte der, auf dem Dampfer Bordeen entflohene, englische Oberst Coetlogon, aber erst nach drei Wochen, diese Hiobs-Post: „Hicks is finished.“

Hier brach eine unbeschreibliche Panik aus. Und in Kairo war man so niedergeschmettert, daß der Beschluß gefaßt wurde, den Sudân nun völlig aufzugeben.

General Gordon, dem ein besonderes Kapitel gewidmet werden soll, wurde auf dringenden Wunsch der englischen Regierung, durch den Chedive nach Chartûm gesandt, um die bestehende Regierung dort aufzulösen, die ägyptischen Truppen und Zivilbeamten nebst den Kassen und dem Kriegsmaterial über Berber und Wâdi-Halfa nach Ober-Ägypten zu retten. Vom 26. Januar 1884 datierte dieser sein Auftrag, und am 13. Februar 1884 traf der General in Chartûm ein. —

Es war der Ramadhân-Monat des Jahres 1884 soeben beendet, währenddessen das mahdistische Heer, um die vorgeschriebenen Fasten einzuhalten, gerastet hatte; es war dann das fröhliche Bairam-Fest gefeiert worden, an welchem der Mahdi, mit besonders starken Worten vor dem Volke gepredigt und die höchste Begeisterung bei allen erweckt hatte. In hoher Kampfesbegier drangen die Kolonnen nun vor, und bereits hatte man sich bis auf einen Tagesmarsch Chartûm genähert; da ließ der Mahdi eines Tages den gefangenen Slatin, den früheren Gouverneur von Dâr-Fôr, zu sich rufen. Er trug demselben auf, ein Schreiben an den General Gordon abzufassen, dessen Inhalt er ihm in folgenden Sätzen genau bezeichnete. „Um überflüssiges Blutvergießen zu vermeiden, solle Gordon aufgefordert werden, da die Umzingelung von Chartûm nun bald eine vollständige sein werde, und ein Ersatz ganz aussichtslos sei, freiwillig die Stadt zu übergeben!“ —

Nicht der Umstand allein, daß Slatin, wohl als der Einzige in der Umgebung des Mahdi, der europäischen Sprachen mächtig war, hatte diese Wahl des Schreibers entschieden. Denn der beabsichtigte Brief durfte recht gut in arabischer Sprache abgefaßt werden, für welche es in der

Umgebung Gordons an kundigen Übersetzern durchaus nicht gebrach. Nein, diese Wahl beruhte auf einem persönlichen Vertrauen des Mahdi gegenüber Slatin. („By submission and obedient behaviour I have attained a certain degree of confidence amongst the local magnates.“) — So äußerte sich Slatin selber über die Sachlage in einer Stelle seines Briefes an Gordon.<sup>1)</sup>

Slatin, nach Übernahme dieses Auftrages, zu seinem Zelte zurückgekehrt, schrieb, auf dem Angarêb sitzend, bei Laternenschein, seine Briefe. Es waren deren drei.

Wir besitzen von diesen Briefen nur zwei, welche in dem Nachlasse Gordons sich gefunden haben, einen in französischer und einen in englischer Sprache. Der dritte, in deutscher Sprache geschriebene, ist verloren gegangen.

In jenen, uns vorliegenden, Briefen ist zunächst der Versuch gemacht, die einst von Slatin bewirkte Auslieferung der Provinz Dâr-Fôr an den Mahdi zu rechtfertigen. Dann wird sein geschehener Übertritt zum Islâm einer Zwangslage zugeschrieben. Schließlich bietet der Schreiber Gordon seine Dienste an, falls dieser ihm zur Flucht aus dem Lager des Mahdi verhelfen wollte.

Um diese Flucht einzuleiten, erbittet er sich von Gordon, als Antwort, zwei Briefe. Den einen, geeignet zur Vorlage an den Mahdi, in arabischer Sprache, etwa folgenden Inhaltes:<sup>2)</sup>

„Suchen Sie nach, bei dem Herrn Mohammed (dem Mahdi) die Erlaubnis, nach — (dem Fort) — Omdurmân zu kommen, zu dem Zwecke, um über die Möglichkeit und die Bedingungen einer Übergabe (von Chartûm) mit mir zu verhandeln.“

Und dann einen zweiten in französischer Sprache, zum vertraulichen Gebrauche, mit der einfachen Zusicherung der Wiederaufnahme Slatins in Gordons Dienste.

Diesem an Gordon gerichteten Briefe war beigelegt ein zweiter an die Adresse des österreichischen Konsuls Hansall in Chartûm. Derselbe hatte folgenden Inhalt: „Die militärische Stärke des Mahdi ist nicht so bedeutend. Übergebt euch nicht! — Mit Mut und Ausdauer werdet ihr siegen. Unterstützen Sie aber bei Gordon meine Rückberufung in seinen Dienst!“<sup>3)</sup>

Man sieht, der Schreiber dieser Briefe besorgt darin vor allem seine

---

<sup>1)</sup> pag. 166, ff. Th. II. The Journals of C. G. Gordon. Leipzig 1885.

<sup>2)</sup> pag. 166, Vol. II, The Journals etc.; wo es wörtlich heißt:

„Seek to obtain the permission of Seid Mohamed Ebn Seid Abdullah  
(Slatin's new name) to come to Omdurman in ordre to discuss with you the  
possibility and conditions of surrender.“ —

<sup>3)</sup> pag. 167 der oben genannten Quelle, wo das Schreiben ungekürzt mitgeteilt ist. —

eigenen Geschäfte. Der im vollen Vertrauen gegebene Auftrag des Mahdi war darin nicht mit einer Silbe ausgesprochen, im Gegenteil, ihm ward entgegengearbeitet.

Auf diese Briefe bekam Slatin von Gordon keine Antwort. Den Grund dieses Schweigens gibt an eine Notiz in Gordons Tagebuch vom 17. Oktober. Er schreibt:

„I shall have nothing to do with Slatin's coming in here to stay, unless he has the Mahdi's positive leave, which he is not likely to get: his doing so would be the breaking of his parole, which should be as sacred when given to the Mahdi as to any other power.“<sup>1)</sup>

Abgesehen von der Lauterkeit seines persönlichen Charakters hielten Gordon auch praktische Erwägungen ab, Slatins Fluchtplan zu fördern. Denn mit Recht stellte er sich vor, wie solch ein Verrat, am Mahdi geübt, das Leben sämtlicher in des Propheten Gewalt sich befindender Europäer schwer gefährden würde.

„It would jeopardise the safety of all those Europeans, prisoners with Mahdi.“<sup>2)</sup>

Das waren unter anderen auch die Mitglieder der römisch-katholischen Mission, welche in Kordofân zu Gefangenen gemacht waren, darunter der bekannte Pater Joseph Ohrwalder.

In eben diesen Tagen geschah es, daß eine erhebliche Verschlechterung in Gordons Lage eintrat durch die Wegnahme des von ihm nilabwärts entsandten Dampfers „Abbas“. Derselbe wurde in der Nähe von Dar-Djumna<sup>3)</sup> von den Arabern genommen, die gesamte Besatzung niedergemacht, und, was am übelsten war, es wurden wertvolle Aktenstücke von dem Feinde erbeutet. Mit Recht nahm der Mahdi an, dieser schwere Verlust dürfte Gordon nun geneigter zur Übergabe machen, und er befahl deshalb Slatin, den schon einmal gestellten Antrag auf Übergabe nochmals zu wiederholen.

Auch in diesem zweiten Schreiben verfolgt Slatin lediglich sein Privatinteresse, ohne des Mahdi Auftrag selbst nur mit einem Worte zu berühren.

Dieser Brief, welcher vor allem darauf hindeutet, daß die ersten Schreiben Slatins ohne Beantwortung geblieben seien, dient lediglich der persönlichen Selbstrechtfertigung des Schreibers, und es findet sich darin folgende Wendung:

„I have done nothing dishonourable, nothing which should hinder your Excellency from writing me an answer.“

Demnach blieb die von Gordon begehrte Antwort auch diesmal aus.

Es widerstrebte dem geraden Sinne des Feldherrn, den angebotenen, krummen Weg zu gehen, selbst um den Preis, sich einen so erprobten

<sup>1)</sup> pag. 243, 244, Teil I, The Journals etc.

<sup>2)</sup> an derselben Stelle.

<sup>3)</sup> zwischen Abû-Hamed und Merawi, pag. 14, Teil II, The Journals.

Schönfeld, Erythräa.



europäischen Offizier zu verschaffen, wie Slatin es war, einen Offizier, welcher dem in Chartûm nun völlig Isolierten und dort nur von unzuverlässigen einheimischen Kräften Umgebenen als von doppeltem Werte erscheinen mußte! —

Indessen der Konsul Hansall benutzte den zurückkehrenden Boten, um ihm zwei gleichlautende Schreiben in deutscher und in arabischer Sprache an Slatin mitzugeben, des kurzen Inhaltes, er möge zu einer Zwiesprach mit ihm, dem Konsul, in dem Fort Omdurmân zusammentreffen.

Diese Schriftstücke wurden seitens Slatins dem Mahdi vorgelegt. Indessen die Erlaubnis zur Reise nach Omdurmân erfolgte nicht! Vielmehr es wurde Slatin in der darauf folgenden Nacht verhaftet, und in Eisen gelegt.

Der Grund dieser Verhaftung war gewiß nicht allein auf seiten des Mahdi die Empfindlichkeit darüber, daß Gordon ihm die Antwort auf 2 Anschreiben schuldig geblieben war; sondern vielmehr der Verdacht der Untreue. Es muß etwas von dem wahren Inhalte jener Briefe durchgesickert und in die Ohren der Machthaber gefallen sein. Darauf deutet hin eine Äußerung des Chalifa Abdullahi, welcher den gefangenen Slatin am Morgen nach seiner Einkerkierung im Gefängnisse aufsuchte.

„Warst du gezwungen auch zu dem Inhalte deiner Briefe?“<sup>1)</sup>

Dieser Verdacht fand eine für Slatin im höchsten Grade belastende Bestätigung nach der Erstürmung von Chartûm. Unter den hier erbeuteten Schriftstücken entdeckte man einen Parolebefehl Gordons an seine Offiziere, in welchem es hieß:

„Slatin schreibt mir, die Macht des gegen Chartûm anrückenden Mahdi sei nicht allzu stark, der bewaffnete Teil seiner Anhänger sei unzufrieden, und Mangel an Munition sei dort vorhanden! — Slatin rät zum äußersten Widerstande!“ —

Dieser verhängnisvolle Papierstreifen, welcher Slatins Doppelspiel allerdings widerspruchslos aufdeckte, hatte zur Wirkung, daß demselben nun dreifache Fußseisen angelegt wurden, welche eine 18  $\mathcal{T}$  schwere Eisenstange verband; außerdem trat eine Verkürzung seiner Rationen ein.

Die Nachsicht indessen, daß nach Auffindung eines so schwerlastenden Beweismaterials man ihm den Kopf nicht vor die Füße legte, hatte Slatin lediglich dem Umstande zu danken, daß er ein Europäer war.

„Weil du ein Fremdling bist, habe ich dir verziehen, sonst

„wärest du nicht mehr!“<sup>2)</sup> sagte zu ihm Abdullahi.

Nach achtmonatlicher, peinlicher Haft fand Slatin seine Begnadigung, indem ihm gestattet wurde, mit der Hand auf dem Quorân, dem Mahdi von neuem den Treueid zu leisten.

---

<sup>1)</sup> pag. 310, Slatin: „Feuer und Schwert im Sudân.“ Leipzig 1896.

<sup>2)</sup> pag. 338, Slatin: „Feuer und Schwert im Sudân.“ Leipzig 1896.

Inzwischen waren die Dinge ihren Gang weiter geschritten.

Der Belagerungszirkel um das am westlichen Ufer des vereinigten Nils gelegene Fort Omdurmân, und auch um Chartûm, zog sich immer enger zusammen.

Am 5. Januar 1885 hatte sich Omdurmân ergeben müssen. Dieses Fort war mit Mut und Ausdauer verteidigt worden von seinem Kommandanten, Ferrag-Ullug-pâcha, einem sudânischen Offizier, welchem Gordon das Zeugnis gibt, daß er ein „gentleman“ sei. Er hatte bis auf das Äußerste widerstanden. Die Nahrungsmittel waren bis auf den letzten Rest im Fort aufgezehrt. Der ganzen Besatzung wurde übrigens vom Mahdi volle Verzeihung gewährt, was von hohem Edelmute und großer politischer Klugheit zeugt. —

Dann wurde auch Chartûm am 26. Januar 1885 erstürmt.

Am Abend zuvor, es war der eines Sonntags, tönten lustige Weisen herab von dem Dache des Regierungs-Palastes, auf welchem, nach Gordons Befehle, eine Musikbande oftmals spielte, um den Bürgern Mut zu machen; unter den Klängen stiegen auch Raketen in die Luft. Diese Abende am Nile sind von so tiefer, das Gemüt erfassender Friedensstimmung! —

Da, in derselben Abendstunde, setzte der Mahdi beim Dämmerlichte über den Weißen Nil und begab sich zu seinen Belagerungstruppen, welche auf der Landseite, in einer Linie von ca. 12 Kilometern, Chartûm umfaßten. Er sprach ihnen, in begeisternden Worten, Mut zu, und erteilte ihnen seinen Segen zur bevorstehenden Tat. Dann kehrte er, noch vor Tagesanbruch, auf die Westseite des Weißen Nils, in sein Lager, zurück.

Die Bürger von Chartûm schliefen ahnungslos der Katastrophe entgegen. Und die ägyptischen Offiziere, über deren Schlaffheit und Unzuverlässigkeit Gordon so oft in seinen Tagebuchsnotizen sich beklagt, versahen ihren Wachtdienst in gewohnter sorgloser Art.

Die Verteidigungswerke waren von Gordon, der selbst Ingenieur-Offizier war, in sachkundigster Weise angelegt und durch unterirdische Minen verstärkt. Sie hätten auch einem militärisch mehr geübten Gegner schwere Arbeit gemacht. Doch diese Linie besaß einen überaus schwachen Punkt. Er lag am äußersten Westende der Verteidigungswerke, dort, wo der Verhack mit dem Flußbette des Weißen Nils zusammenstößt. Der Weiße Nil, welcher abweichend von dem Blauen nur flache Ufer besitzt, legte jetzt im Januar, wo sein Sinken anhebt, an dieser Stelle, mit jedem Tage einen breiter und breiter werdenden Streifen des Landes trocken. Gordon, von keinem europäischen Offizier unterstützt, konnte nicht überall zu gleicher Zeit sein, und, was er befahl, fand nicht immer die korrekte Ausführung. So waren auch an dieser Stelle die flüchtigen Ausbesserungsarbeiten nicht unter fachmännischer Leitung erfolgt.

Dem Feinde indessen war dieser schwache Punkt durchaus nicht ent-

gangen. Er konzentrierte hierher seinen Angriff. Es war beim ersten Morgengrauen, daß die Derwische, die gezückten Schwerter in ihren Händen, hier die Verteidigungswerke umgingen. Das Wasser des durchwateten Flusses reichte ihnen kaum bis zum Knie. Nach einigen gewechselten Schüssen flohen die Verteidiger dieses gefährdeten Postens.<sup>1)</sup> Die Soldaten der gesamten Verteidigungslinie, welche sich nun von den eingedrungenen Haufen im Rücken angegriffen sahen, übergaben sich dem Feinde, welcher ihnen Pardon versprach, meist ohne Kampf.

So fiel Chartûm in die Hände des Mahdi, beinahe ohne Schwertstreich.

Die aufgestellte Behauptung, daß der ägyptische Divisions-General Ferratch-pâcha, welcher an dieser schwächsten Stelle der Umwallung in jener Nacht das Kommando hatte, den Mahdisten das Tor Musalemmia geöffnet habe, muß als eine Verdächtigung zurückgewiesen werden. Ferratch war allerdings ein habgieriger Mann. So war er noch im Oktober 1884, in der Zeit gesteigerter Bedrängnisse, dem Gordon beschwerlich gefallen durch seine wiederholten Anträge auf Gehaltserhöhung. Seine bisherigen Monatsbezüge von 100 Pfd. Stg. wünschte er gesteigert zu sehen auf 150 Pfd. Stg. Außerdem verlangte er Verpflegungsrationen für 8 Pferde und 10 Diener.<sup>2)</sup>

Allein Ferratch-pâcha starb in jener Nacht der Erstürmung Chartûms einen ehrlichen Soldatentod. Wäre er ein Verräter gewesen, so hätte er ohne Zweifel die Neigung gehabt, und auch die Mittel gefunden, diesem Tode zu entgehen.

Furchtbar war das Gemetzel in den Straßen, welchem vor allem die in der Stadt wohnenden 51 Europäer, dann die Türken und die Ägypter zum Opfer fielen. Es sollten die Einwohner gestraft werden dafür, daß, trotz mehrfacher Aufforderungen, sie sich nicht freiwillig ergeben hätten, und besonders auch, weil seitens der Bürgerschaft erlassene Proklamationen Zweifel an der göttlichen Sendung des Mahdi ausgesprochen hätten. Man gibt an, daß 10 000 Menschen, auf beiden Seiten zusammengenommen, in jenen Tagen ihr Leben dort ließen. —

Es hatten die Szenen entfesselter Wut den ganzen Montag noch angefüllt. Dann aber, am Dienstagmorgen, wurde durch den Mahdi eine allgemeine Amnestie verkündigt.

Das Haupt Gordons, von einigen Derwischen sofort nach der Erstürmung überbracht, hatte man ihm zu Füßen gelegt.<sup>3)</sup>

Jenes edle Haupt des bedeutendsten und gefährlichsten unter allen seinen Feinden. 'Die Gesichtszüge noch im Tode von jener stillen Ruhe,

---

<sup>1)</sup> Slatin, pag. 323.

<sup>2)</sup> Gordon, Journ: I, pag. 282.

<sup>3)</sup> Die Szene, welche Gordons Sterben zeigen wird, kommt im nächstfolgenden Kapitel zur Darstellung.

wie sie ausgereiften Charakteren eigen ist; die blauen Augen halb geöffnet Das Kopfhaar, und der kleine Backenbart, in all diesen Tagen der Not, fast weiß geworden! —

Unter den Beutestücken befand sich auch der Dampfer „Ismailia“, welcher zu Gordons persönlichem Gebrauche, stets vor seinem Palaste geankert hatte. Auf diesem setzten am Dienstage der Mahdi und Abdullahi über den Fluß, um die eroberte Stadt Chartûm in Augenschein zu nehmen.

Trotz jener Mordszenen waren die Häuser wenig beschädigt. — Unter den ansehnlicheren Gebäuden und Gärten trafen zunächst die „Aschrâf“ (die Edlen) zu ihrem Nutzen die Wahl. Auf Gordons Schloß aber legte der Mahdi seine Hand. —

Bisher hatten sie alle ein Wanderleben in Zelten geführt, jetzt öffneten sich ihnen feste Tore.

Chartûm, die Hauptstadt des ägyptischen Sudân, sollte auch ferner die Hauptstadt für das Reich des Mahdi bleiben.

Doch noch war nicht alle Gefahr vorüber. Das englische Ersatz-Korps stand in erheblicher Stärke, am 21. Januar, bereits in El-Metämmeh, nur 100 Kilometer nördlich von Chartûm. Sein Vorstoß war von dort aus stündlich zu erwarten. Und, galt noch das ursprüngliche Programm dieser Unternehmung, nämlich die Zurückführung der ägyptischen Garnisonen, des vorhandenen Kriegsmaterials und der zugewanderten Europäer, aus dem Sudân, so mußte, selbst nach dem Falle Chartûms, doch noch der Entsatz von Sennaar, Kassala und der Äquatorial-Provinz wenigstens versucht werden.

In der Tat, am 28. Januar morgens 10 Uhr, ertönten Kanonendonner und Gewehrfeuer von der Nordspitze der Insel Tuti her.

Zwei von Gordon, in wachsendem Verlangen nach Hilfe, gen Norden entsandte Dampfer, nämlich der „Talataween“ und der „Bordeen“, kamen dort in Sicht, besetzt mit englischen Soldaten, unter dem Kommando des Generals Wilson.

Die Schiffe wurden von heftigen Salven der Mahdisten empfangen, abgefeuert aus Kruppschen Kanonen, welche sie Hicks einst abgenommen, und nun, nördlich von dem Fort Omdurmân, auf dem Westufer des vereinigten Nils aufgestellt hatten.

Und die Derwische schossen nicht schlecht. Gordon rechnet in seinen Tagebuchnotizen auf, daß sein Dampfer „Ismailia“ 2000 Kugeleindrücke zeige. Er vergleicht dessen Bug dem Antlitze eines Pockennarbigen. Und Löcher waren zuweilen durch die Schiffswand geschlagen, so groß, daß ein Kopf sich durchschieben konnte.<sup>1)</sup>

Auf diesem Punkte, gegenüber dem früheren Fort Omdurmân, wo der Kampf nun hätte beginnen müssen, wenden die beiden Dampfer mit

---

<sup>1)</sup> Gordon, Journ. I, pag. 158.



der englischen Besatzung plötzlich um, und nehmen den Kurs wieder nach Norden zu, ohne einen Angriff auf die feindliche Stellung der Mahdisten auch nur versucht zu haben.

Für diesen Rückzug sind doch nur zwei Gründe denkbar. Entweder hielten die Engländer sich nicht für stark genug, um jetzt schon den Kampf mit den Derwischen aufzunehmen, oder der General Wilson wollte, von diesem Punkte aus, nur mit eigenen Augen sich überzeugen, daß Gordons Flagge auf der Zinne seines Palastes zu Chartûm nicht mehr wehe; die Nachricht, er sei tot und die Stadt gefallen, also eine Wahrheit sei. Gilt dieser letztere Grund, so entschleierte sich der Zweck der englischen Sendung als ein solcher, daß er lediglich der Person Gordons gegolten habe, und von vorneherein es feststand, die Garnisonen von Sennaar, von Kassala und der Äquatorial-Provinz, sowie die eingewanderten Europäer, ihrem Schicksale preiszugeben.

Dieser schleunige Rückzug der englischen Avantgarde gab jedoch dem Mahdi die Gewißheit, daß nunmehr der Sudân, ohne weiteren Kampf, ihm überlassen sei.

Und, in der Tat, es hat ja fast volle 14 Jahre gedauert, ehe die Engländer es wagten, wiederum an dieser Stelle zu erscheinen, um für den Tod ihres Landsmannes Gordon von den Mahdisten die Vergeltung sich einzufordern.

Doch nicht lange sollte Mohammed-Ahmed der Frucht seiner beispiellosen Erfolge sich erfreuen. Bereits nach 5 Monaten erkrankte er am Typhus. Die Körperfülle des Mannes hatte in der letzten Zeit so außerordentlich zugenommen, daß Slatin, aus 8 monatlicher Haft ihm vorgeführt, Mühe fand, denselben wiederzuerkennen. Diese Belebtheit verminderte die Widerstandsfähigkeit seiner sonst so zähen Natur. Schon am 6ten Tage nach der Erkrankung wurden öffentliche Gebete für die Rettung seines schwer bedrohten Lebens angeordnet. Und am 7ten Tage mußten alle Hoffnungen schwinden.

Der Sterbende lag auf seinem Angarêb, in einem von roten Backsteinen aufgeführten Zimmer. Das Lager umstanden seine drei Chalifas und die nächsten männlichen Verwandten. Seine Haupt-Gemahlin, Sidinnâ Aïscha (unsere Herrin Aïscha), kauerte tiefverschleiert in einer Ecke des Gemachs auf der Erde.

Da kreuzte der Kranke seine Arme über der Brust und sagte mit schwacher Stimme:

„Chalifa Abdullahi, Chalifet-es-sadîk, ist durch den Propheten  
„zu meinem Nachfolger bestimmt. Er ist von mir, ich bin von  
„ihm. Wie ihr mir gefolgt seid und meine Befehle ausgeführt habt,  
„so haltet es auch mit ihm! Gott erbarme sich meiner!“<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> pag. 346. Slatin: „Feuer und Schwert im Sudân“.

Dann streckte er seine Glieder und verschied.

Dem Chalifa Abdullahi nunmehr Chalifa-el-Mahdi leisteten die Umstehenden sofort den Treueid. Dann wurde der draußen harrenden Menge das Ableben des Propheten mitgeteilt, und zwar in folgender Form: „Der Mahdi sei entrückt zu einer Wanderschaft durch die Himmel, aus großer Sehnsucht nach Gott!“ —

Darum wurde auch alles Weinen und Wehklagen über seinen Tod verboten.

Nun gruben die nächsten Verwandten in dem Sterbezimmer, direkt unter dem Angarêb, auf dem er verschieden war, das Grab, übergossen des Abgeschiedenen Leib mit Wohlgerüchen, wickelten ihn, nach arabischer Sitte, nur in ein Leinentuch und senkten ihn in die Gruft, welche vorläufig mit Ziegelsteinen und Erde überdeckt wurde; dann beteten sie mit aufgehobenen Händen die Fâtiha, die erste Sûre des Quorân.

So schloß das Leben eines bedeutenden Mannes, der es verstanden hatte, in weniger als 5 Jahren, sich vom Einsiedler auf der kleinen Nilinsel Aba zum Haupte der Mohammedaner in Afrika, vom mittellosen Mönche zum unbestrittenen Beherrscher des Sudân emporzuschwingen.

Millionen hatten, in schwärmerischer Andacht, zu seinen Füßen gelegen, bereit, Gut und Leben für ihn einzusetzen.

Wenn etwas, so sollte doch diese einfache Tatsache es beweisen, welche Kräfte in der Welt des Islâm schlummern, und daß es nur des geeigneten Führers bedarf, um diese Kräfte zu wecken, zu sammeln und auf ein bestimmtes Ziel hinzulenken.

Die ägyptische Autorität im Sudân; eine 60jährige, mühsame Kulturarbeit, an deren Aufbau heimische und europäische Kräfte unter großen Opfern an Geld und Fleiß gewirkt hatten, wurden in knapp 5 Jahren durch den Ansturm einer riesigen Volkserhebung wie hinweggefegt.

Und doch starb dieser Mann, zum Frieden Europas, vielleicht gerade zur rechten Zeit! Wenn der Mahdi nun, nach Zurückwerfung der christlich-europäischen Einflüsse im Sudân, sich aufgemacht, und über Sauâkin nach Mecca gegangen wäre (und das war seine Absicht)<sup>1)</sup> um dort, im Zentrum des Islâm, sich als Prophet zu proklamieren, was dann? Mecca, kaum gedeckt von 2000 Mann türkischer Truppen, hätte sich widerstandslos ihm ergeben, ein Ausbruch der mahdistischen Bewegung, für welche bereits Anzeichen genug in Palaestina, in Syrien, und in Klein-Asien sich regten, wäre nun gefolgt, und die Türkei, in solche krieglerische Aktion hineingezogen, hätte sich gezwungen gesehen, die osmanische Frage, für ganz Europa, in voller Schärfe aufzurollen! — —

---

<sup>1)</sup> Slatin, pag. 524 und The Journals of Gordon, Vol. I. pag. 100, Note, und Vol. II. pag. 24. —

Nun lag der kühne Mann in seiner stillen Gruft und es fragte sich, ob sein Nachfolger Talent und Mut genug besitzen würde, um das begonnene Programm weiterzuführen.

### Reformen des Mahdi.

Seine reformatorische Arbeit bestand zunächst darin, daß er die verschiedenen Sekten, in welche der Islâm gespalten war, untereinander zu vereinigen suchte.

Dann ließ er, zum Ausdruck dieser anzustrebenden Einheit, eine kleine Agende (kitâb) zusammenstellen aus klassischen Qorân-Versen, unter Zufügung von Gebeten und Lobpreisungen Gottes, zum Zweck der Verwendung im Gottesdienste, im Anschluß an das tägliche Morgengebet. Die vorgeschriebenen religiösen Waschungen vereinfachte er, ebenso die vorschriftsmäßigen, sehr wechselnden Körperhaltungen beim Gebete. Diesem Zeremoniell, bei den verschiedenen mohammedanischen Sekten sehr abweichend, gab er eine einheitliche und vereinfachte Gestalt.

Unter Hinweis auf die Vergänglichkeit aller irdischen Güter und die Nichtigkeit aller Erdenfreuden, verlangte er, unter Hinweis auf die Gleichheit aller Menschen vor Gott, auch eine Ausgleicheung des Unterschiedes im Besitzstande. Er ließ alle seine Anhänger, mit ihm, die gleiche Haartracht tragen, einen glattrasierten Kopf, unter Abschaffung des im Sudân bei vielen Stämmen üblichen Lockenbaues. Ebenso forderte er für alle das gleiche Kleid, nämlich, eine einfache, weiße Igippa, welche die Derrische aber mit bunten Flecken zu benähen liebten. Das Tragen von Gold- und Silberschmuck war selbst den Frauen strengstens untersagt. Man behalf sich mit Perlmutterknöpfen und Korallenschnüren. Auch zahlte er weder seinen Offizieren, noch seinen Soldaten einen wirklichen Sold, sondern gewährte allen nur Wohnung, Kleidung, Verpflegung, zu denen bei den höheren Chargen, selbst auch bei den Chalifen, nur eine mäßige Geldunterstützung kam. Diese Mittel wurden entnommen dem allgemeinen Vorratshause, in welches die Beute floß, sowie eine Abgabe des 10 ten, erhoben von allen denjenigen Leuten, welche nicht die Waffe im Felde trugen.

Um die Sittlichkeit zu fördern, begünstigte er frühe Heiraten; setzte die vom Manne zu zahlende Morgengabe für Jungfrauen auf 10, für Witwen auf 5 Maria Theresia-Taler hinab, und gestattete, bei strengem Verbote rauschender und kostspieliger Hochzeitsfestlichkeiten, nur ein einfaches Mahl, bestehend aus Datteln und Milch. Schmausereien aus Anlaß von Todesfällen wurden dagegen gänzlich untersagt, sowie auch die übliche Totenklage.

Die im Sudân hier und da genossenen alkoholischen Getränke, als Mrissa, ein Bier aus Durra — (sorghum vulgare) — bereitet, sowie Dattel-

und Palmen-Wein wurden strengstens untersagt; desgleichen auch das Tabakrauchen und das Tabakschnupfen, für welches der Araber eine un-gemeine Vorliebe hat. Mit diesem Verbote hörte auch der Anbau von Tabak im Sudân auf.

Ein ausgesprochenes Schimpfwort wurde mit 80 Peitschenhieben, ein begangener Diebstahl mit dem Verlust der rechten Hand, bei Rückfälligen auch mit dem des linken Fußes bestraft.

Da unter dem Waffenklange die Studien schweigen müssen, so unter-sagte er die Beschäftigung mit den auf die Auslegung des Quorân sich gründenden Wissenschaften der Theologie, der Philosophie und der Gesetzes-kunde.

Und, um die Seinigen bei den Fahnen zusammenzuhalten, sowie deren Berührung mit dem Auslande tunlichst abzuschneiden, entband er dieselben von der religiösen Pflicht der Pilgerfahrt nach Mecca.

Diese hier ausgesprochenen Grundsätze und Vorschriften bildeten auch den Inhalt der Kanzelvorträge, welche der Mahdi persönlich und un-ermüdlich seiner gläubigen Gemeinde gehalten hatte. Dieselben wurden stets mit der größten Andacht angehört, und oft mit begeistertem Zurufe unterbrochen. „Wir trinken aus dem Flusse deiner Beredsamkeit!“ das war ein beliebter Ausdruck des Lobes. Seiner Person wurde fast gött-liche Verehrung gezollt. Man fiel vor ihm auf die Knie; man sammelte die Erde, welche seine Sohlen getreten hatten; man stritt sich um das Waschwasser, welches er benutzte. Denn allen diesen Dingen, mit denen er in Berührung gestanden hatte, schrieb man heilende Kräfte zu.

Es ist keine Frage, daß lediglich das feste Vertrauen in die Per-sönlichkeit dieses Mohammed-Ahmed der ganzen Bewegung den Impuls gab; und dieses Vertrauen war um so stärker, als es an die mächtigsten Empfindungen in der Menschenbrust, die religiösen, anknüpfte.

Ein Mann aber, der solche starke Anziehungskraft auf die Massen auszuüben, beständig zu steigern, und bis zu seinem Tode sich zu erhalten verstanden hat, konnte kein gewöhnlicher Mensch sein. Und der Menge wiederum, welche solcher Leitung sich willenlos übergab, dieser moham-medanischen Welt, muß man eine Eindrucksfähigkeit besonders für religiöse Impulse im höchsten Grade zusprechen; Impulse, welche von politischen Bestrebungen und Hoffnungen gerade im Oriente sich niemals werden trennen lassen.

---



## KAPITEL XXIV.

---

### Gordons Sendung.

Als Charles George Gordon am 13. Februar 1884 Chartûm betrat, um die bestehende ägyptische Regierung, im Namen des Chedive dort aufzulösen, war er im Sudân kein Neuling. Er hatte als Nachfolger Sir Samuel Bakers vom Februar 1874 bis zum Oktober 1876, mit dem Range eines General-Gouverneurs, von Gondokoro aus, lediglich die Äquatorial-Provinz verwaltet, und sodann, vom Februar 1877 bis zum Juni 1879, in der Eigenschaft als General-Statthalter des gesamten Sudân, von Chartûm aus, nun auch das Ganze geleitet.

Ein seltener Mann, von starkem Glauben, höchstem Streben, bestem Willen, hatte er während jener 6 Jahre mit einem Feuereifer, wie er nur Glaubenshelden eigen ist, sich der Aufgabe der Zivilisation des Sudân hingegeben. Aber beide Male war er freiwillig zurückgetreten, verzweifelnd an dem Erfolge, weil er einsah, daß mit dem ihm zur Verfügung stehenden Personale ägyptischer Unterbeamten etwas Ersprießliches nicht zu erreichen wäre.

Auch jetzt, am 13. Februar 1884, betrat er Chartûm, nicht in der Absicht, hier irgendwie länger zu verweilen. Sein Kommen war lediglich eine Gefälligkeit gegen den Chedive und die englische Regierung. Feste Versprechungen banden ihn bereits für die Zukunft an den König der Belgier, welcher die Regierung des neugeschaffenen Congo-Staates Gordon zu übergeben wünschte. Er betrachtete sich aus jenem Verhältnisse lediglich als ein Beurlaubter, für dieses letzte Eingreifen in die Angelegenheiten des Sudân, und hatte sich in Brüssel verpflichtet, spätestens den 20. Januar 1885 dort wiederum zurück zu sein.

Indessen für die vorliegende Aufgabe schien niemand so geeignet zu

sein, wie er, durch Autorität, durch Charakter und durch die Beherrschung der einschlägigen Verhältnisse. Aus diesen Gründen erbat ihn sich der Chedive; und die englische Regierung stimmte freudig zu. War Gordon doch Engländer. Und diese Eigenschaft erschien seinen Landsleuten als hinreichende Bürgschaft dafür, daß bei der Neubildung der Dinge im Sudân das englische Interesse, unter den Händen dieses Generals, nicht zu kurz kommen würde.

Maßgebend für Gordons zukünftiges Handeln war der Brief des Chedive, an ihn gerichtet, und datiert vom 26. Januar 1884.<sup>1)</sup> Er ist zu betrachten als die amtliche Quelle für Gordons Instruktion. In diesem Briefe wird die Aufgabe des Generals, als eine doppelte, in folgender Weise, ausgesprochen. Die eine ist negativer, die andere positiver Art. Jene wurde zusammengefaßt unter dem Begriffe: „evacuation of the Sudân“, und im einzelnen ausgeführt als die Pflicht, nach Kairo zurückzuschaffen aus Chartûm, Sennaar, Kassala, Bahr-el-Ghazal, der Äquatorial-Provinz und den übrigen Militärstationen des Sudân die weißen Soldaten, die ägyptischen Zivilbeamten und solche zugewanderten Nicht-Sudâner, samt deren Anhänge, welche unter den obwaltenden Umständen den Sudân zu verlassen wünschten. Es waren das, nach Gordons Schätzung, ca. 40—50 000 Seelen.

Diese, die positive Aufgabe, bestand darin, Gordon solle zum Zwecke der Aufrichtung eines Dammes gegen die vordringende Mahdia neue Regierungsgewalten in den einzelnen Provinzen des Sudân einsetzen, entnommen den Eingeborenen — („to organize country with Soudanese employés“<sup>2)</sup>) —. Und man dachte dabei vor allem an die Mitglieder der alteingesessenen Herrscherfamilien, denen einst Ägypten das Szepter entwendet hatte. — („by restoring the ancient families, whose territories had been seized by the Egyptian authorities, to their former power“.<sup>3)</sup>) — Es handelte sich also um eine Restauration, um die Rückbildung in den status quo ante 1819.

Sir Evelyn Baring, der damalige englische General-Konsul in Kairo, hatte wohl recht, wenn er diese Aufgabe Gordons als eine schwierige — („difficult task“<sup>4)</sup>) — bezeichnete.

Ihre Durchführung war nur möglich, wenn die weitesten Vollmachten an Gordon gegeben wurden, um nach Prüfung der Lage an Ort und Stelle, die geeignetsten Mittel zur Durchführung nach seinem freien Ermessen zu wählen.

Der Chedive besaß solchen politischen Weitblick und die dafür offene Hand. Er gab Gordon „full powers to take whatever steps he may judge

<sup>1)</sup> pag. 28, Vol. I. }

<sup>2)</sup> pag. 128, Vol. I. }

<sup>3)</sup> pag. 50, Vol. I. }

<sup>4)</sup> pag. 60, Vol. II. }

The Journals of C. G. Gordon, Leipzig 1885.

best“.<sup>1)</sup> Und in einem Gespräche mit Baron Malortie äußert er sich hierüber: „I could not do more than delegate to Gordon my own power and make him irresponsible arbiter of the situation“.<sup>1)</sup>

Aber außer diesem vollen Vertrauen der ägyptischen Regierung begleiteten den General sonst keine äußeren Machtmittel hinauf nach Chartûm. Er brachte weder ein Heer mit, noch auch Geldmittel. In seiner Begleitung befand sich lediglich ein einziger englischer Offizier, der Oberst Stewart. Gordon bezog den Gouvernements-Palast wie ein Diplomat mit seiner Instruktion und mit seinem Koffer.

Aber ein großes Gut, und bei der aufgeregten religiösen Stimmung im Sudân von doppelter Wichtigkeit war für ihn das Vertrauen, mit dem die Bürgerschaft von Chartûm, und zwar neben dem christlichen auch der mohammedanische Teil, Gordons Ankunft begrüßte. Vereint schickten sie ein Dankestelegramm für diese Sendung an den Chedive, in welchem es lautet:

„Geschwächt und auf das Äußerste entmutigt, wie wir sind,  
„sandte uns Gott in seiner Gnade Gordon-pâcha“.<sup>2)</sup>

Als Gordon in Chartûm angekommen war und die Zügel der Regierung ergriffen hatte, fing er an die Dinge zu übersehen.

Er fand die Lage durch die ausgebrochene religiöse Bewegung doch sehr verändert. „Ohne meinen Willen durfte niemand im Sudân Hand oder Fuß regen, als ich 1879 von den Geschäften hier zurücktrat,“ so sagte er. „Und nun können wir nicht auf 24 Stunden voraus unser Schicksal bestimmen!“ — Alles huldigte dem neuen Propheten. Da gab es keine alte Familie im Sudân, welche auf 500 Jahre ihren Stammbaum zurückrechnen konnte, welche nicht dem Mahdi zugefallen wäre. Wie hoch Gordon dessen rasch gewachsene Macht einschätzte, spricht er aus in dem Worte: „Wäre ich der Mahdi, so würde ich ganz Europa auslachen!“ — („I wish I was the Mahdi and I would laugh at all Europe“<sup>3)</sup>) —

Galt es nun, unter den so veränderten Umständen, an die Lösung der ihm gestellten Doppelaufgabe heranzutreten, so war es Gordon klar, die Schaffung von neuen, gesicherten Regierungen in den Einzelprovinzen des Sudân, das mußte das Erste sein. Bevor diese Aufgabe nicht gelöst war, konnte an eine Wegführung der Garnisonen mit nichts gedacht werden. Denn, es war ja klar, nach Evakuierung eines jeden Platzes würden sofort die Rebellen eindringen, den Platz besetzen und jede spätere Einrichtung einer neuen Verwaltung dort unmöglich machen.

Wo aber die geeigneten Männer aus dem Kreise der eingeborenen Fürsten für diese neue Regierung hernehmen? — Es war ja leicht in Kairo,

---

<sup>1)</sup> pag. 31, Vol. I, The Journals of C. G. Gordon, Leipzig 1885.

<sup>2)</sup> Telegr. v. 19. August 1884, pag. 65, Vol. I. The Journals etc.

<sup>3)</sup> pag. 101, Vol. I, The Journals etc.

am grünen Tische, es auszusprechen: „Zurückberufung der alten Herrscherfamilien!“ — Ja, wo waren sie denn bei diesem hohen Wellenschlage der Zeit geblieben? — Wenn Sprossen von ihnen überhaupt noch lebten! —

Gordon bot, um sich diesem Zwecke zu nähern, einzelnen Generalen im Heere des Mahdi Machtstellen, als Sultane, in den verschiedenen Provinzen des Sudân an. Solche Aufforderungen ergingen z. B. an Abd-er-Rachmân-ibn-Negûmi, dann an Abd-el-Kâdr-Ibrahîm und an Abd-Allâh-en-Nûr. Allein sämtliche drei lehnten dieses Anerbieten ab, unter dem spöttischen Hinweis darauf, daß jene ägyptische Regierung, welche als „General-Gouverneur“ Gordon entsandt habe, nicht mehr über einen Fuß breit Landes im Sudân verfüge, während alles dem Mahdi zueile.<sup>1)</sup> Ihn vergleichen sie in ihren Schreiben mit der Arche Noahs. Wer zu dieser komme, finde Rettung, wer nicht, versinke in der Flut.<sup>2)</sup>

Da verfielen Gordons Gedanken auf einen Mann, der wie geschaffen erschien, bei dieser eingebrochenen Verlegenheit zu helfen.

Es war Zubêr-pâcha-Râchama! — In dem 22ten Kapitel dieses Buches geschah bereits seiner Erwähnung. Er hatte in der Bahr-el-Ghasel-Provinz aus kleinen Anfängen zu königlichem Besitzstande sich aufgeschwungen; er hatte wesentlichen Anteil gehabt an der Eroberung der Provinz Dâr-Fôr und damals den Ehrgeiz besessen, der Vizekönig dieses Landes, unter Ägyptens Oberhoheit, zu werden. Gereist nach Kairo, wo er durch sein persönliches Gewicht diesen Plan durchzusetzen hoffte, hatten ihn Neid, Eifersucht und politische Verdächtigung dort zurückgehalten, in zwar ehrenvoller, aber doch unfreiwilliger Haft, in welcher er zu dieser Zeit noch in Heluân bei Kairo lebte, in einem ihm zur Verfügung gestellten Palaste und bei einer ihm überwiesenen jährlichen Apanage von 30 000 Frks. —

Diesen Mann, dessen Name im Sudân einen vollwichtigen Klang besaß, der im Besitze der weitreichendsten Verbindungen stand, klug, entschlossen und ein erprobter Feldherr war, ihn hielt Gordon für die geeignetste Persönlichkeit, um, im Gegensatze zum Mahdi, alle konservativen Elemente im Sudân noch einmal, in einer Hand, zusammenzufassen. Und das war um so mehr seine Meinung, als der Araber und Mohammedaner Zubêr, von vornehmster Abstammung, sich rühmen durfte, ein direkter Nachkomme der Abbâsiden zu sein, entstammend also dem Blute von des Propheten Oheim Abbâs; ein Umstand, welcher bei dem religiösen Charakter der hoch angeschwellenen Bewegung von einem ganz besonderen Gewichte war. Denn, Gordon erkannte seine Schwäche, bei der gegenwärtigen Lage, ganz richtig darin, daß er selbst, weil er ein Christ und ein Ausländer war, den ihm an-

<sup>1)</sup> pag. 146 ff. Vol. II, Appendix L, The Journals etc.

<sup>2)</sup> pag. 161, Vol. II, Appendix Q, The Journals, wo es heißt:

„Let it be known to you that our Emir is like the ark of Noah — whoever „comes to it will be saved, and who refuses will perish in deluge“. —



vertrauten Leuten keinen festen Sammelpunkt auf die Dauer zu bieten vermochte, weil er eben nicht ihres Blutes und ihres Glaubens war.

Schon im März stellte Gordon den Antrag in Kairo, diesen Zubêr ihm zur Hilfe zu senden, unter der Ernennung als General-Gouverneur für den Sudân.

Doch dieser wiederholt eingebrachte Vorschlag wurde zu Gordons schmerzlicher Bekümmernis seitens der ägyptischen Regierung ebensooft abgelehnt.

Es geschah dieses unter dem Drucke Englands, welches mit dem positiven Teile von Gordons Instruktion, im Grunde seiner Seele doch nicht einverstanden war. Es wünschte zur Zeit kein neues, festes Regiment im Sudân, am wenigsten ein solches, welches Ägypten verpflichtet und von ihm abhängig wäre. Das Chaos sollte jetzt dort einbrechen! — Darum drängte England vor allem auf die Durchführung nur des negativen Teils von Gordons Instruktion, nämlich auf die Auflösung der im Sudân etablierten ägyptischen Regierung und auf die Entfernung der Garnisonen. „The only obstacle to this were those horrid garrisons; once we could get them out, then chaos might reign, for all we cared.“<sup>1)</sup>

Was Gordon hier als den geheimen Wunsch seiner Regierung so frank aufdeckt, durfte man selbstverständlich in Downing Street so offen nicht sagen. Darum gab England, nur unter der Hand, dem Chedive den dringenden Rat, die Entsendung Zubêrs zu unterlassen, dessen feste, ordnende Hand für den Sudân zur Zeit in London durchaus nicht erwünscht war, und Sir E. Baring beantwortete darum Gordons wiederholte Telegramme in dieser Sache durchaus dilatorisch. Man gab sich den Anschein seine, doch so positiven, Vorschläge nicht zu verstehen. „I find it very difficult to understand exactly what you want.“<sup>2)</sup>

Zubêrs Entsendung unterblieb, und Gordon konnte sich nicht enthalten, in bitterer Erinnerung daran, mitten in seiner gesteigerten Bedrängnis, am 15. November 1884, den auf der Werft zu Chartûm damals fertig gestellten Dampfer „Zubêr“ zu benennen.

Doch mit alledem war eine kostbare Zeit verstrichen. Die Rückzugslinie nach Ober-Ägypten war nun ihm verlegt. Die Mahdisten hatten Berber, diesen Schlüssel zum Wege sowohl nach Wâdi-Halfa, wie auch nach Sauâkin, Ende März, erobert und besetzt.

Gordon hatte es nicht unterlassen, schon gleich nach seinem Kommen, auf die Notwendigkeit hinzuweisen, gerade diesen strategisch so überaus wichtigen Punkt unter allen Umständen zu halten. Ohne Chartûm zu entblößen, konnte er selber aber ein ausreichendes Korps dorthin nicht ab-

---

<sup>1)</sup> pag. 110, Vol. I, The Journals etc.

<sup>2)</sup> pag. 210, Vol. I, The Journals etc.

geben. Darum fordert er die schnelle Entsendung ausreichender Mannschaften von Kairo aus über Sauâkin nach Berber. Eine Militärkommission hatte auch festgestellt, daß die Brunnen auf dieser Linie ausreichten, um Rotten von je 500 Mann, in geschlossenen Abteilungen, dort ziehen zu lassen. Täglich hatten die englischen Offiziere in Kairo von ihrer Regierung den Befehl zum Aufbruch erwartet. Doch dieser Befehl unterblieb.

„On n'arrivait qu'à une seule conclusion, c'était que la position „du Général Gordon était telle, qu'il n'avait pas besoin d'aide de „troupes britanniques venant de Sauâkin.“<sup>1)</sup>

Über diesem Zaudern fiel Berber, und nun war es zu spät.

„Nous nous apercevons tous trop tard, que cette simple expédition eût sauvé Berber, Chartûm et Gordon au vrai coeur.“<sup>2)</sup>

Nun, da Berber gefallen war, steckte Gordon wie in einem Sack. An eine Rückführung der gesamten Garnisonen und Beamten aus den Breiten des Sudân, ja, selbst an die der ägyptischen Soldaten und Beamten aus Chartûm war jetzt in keiner Weise mehr zu denken. Die mahdistischen Heere umschwärmten Chartûm auf allen Seiten und rückten täglich näher und näher. Und auf die, per Draht, an ihn gerichtete Anfrage: „Gib an deine Gründe, warum du in Chartûm bleibst“? konnte er nur trocken antworten: „The reasons are those horridly plucky Arabs.“<sup>3)</sup>

Ihm persönlich blieb ja der Rückzug noch frei. Er besaß neun Dampfer. Auf diesen konnte er für sich und vielleicht auch für ein Bataillon, nilabwärts, selbst bei Berber vorbei, den Durchbruch wohl erzwingen. Indessen solch einen Gedanken wies er weit von sich ab! „Die Leute hier haben mich mit Zutrauen empfangen, und ich habe mich ihnen angelobt. Was soll aus ihnen werden, wenn ich gehe“? — „What is to be the future of all I leave behind“!<sup>4)</sup> — „How could I look the world in the face, if I abandoned them and fled“?<sup>5)</sup> Ja, nachdrücklich erklärt er: „Würde man mir von England aus strikten Befehl geben: „Komm herab“! — ich würde nicht gehorchen. Ich würde dann alle meine Ämter hier niederlegen, und als ein Privatmann mit der Stadt untergehen“!<sup>6)</sup> —

So schloß Gordon in ritterlicher Gesinnung sein persönliches Schicksal mit dem der Bürgerschaft von Chartûm fest zusammen, und suchte in der engumschlossenen Stadt, unter weiser Zusammenfassung aller noch vorhandener Kräfte und Vorräte, sowie unter beständiger Aufmunterung der sinkenden Lebensgeister so lange, als möglich, sich zu halten. Die Be-

<sup>1)</sup> pag. 267, Vol. I.

<sup>2)</sup> pag. 267, Vol. I.

<sup>3)</sup> pag. 113, Vol. I.

<sup>4)</sup> pag. 49, Vol. I.

<sup>5)</sup> pag. 163, Vol. I.

<sup>6)</sup> pag. 34, Vol. II.

} The Journals, etc.

lagerung von Sevastopol hatte 326 Tage gedauert, so rechnet Gordon, der an jenem Feldzuge als junger Leutnant teilgenommen hatte, es nach, als er am 14. Dezemb. 1884 die letzte Eintragung in seine Tagebücher machte, um diese dann nilabwärts in Sicherheit zu bringen; er aber hatte 276 Tage lang die Belagerung in Chartûm ausgehalten.

Doch, welch ein Unterschied! „Die Russen hatten Geld, wir hier nicht! — Sie hatten geübte Offiziere, wir hier nicht! — Sie hatten keine Zivil-Bevölkerung in der Festung, wir 40 000 Seelen!) — Sie hatten Verbindung mit der Außenwelt, wir keine!“<sup>2)</sup>

In der Tat, es war Gordon ohne alle Geldmittel nach Chartûm gekommen, und die Regierungskassen dort, zumal vom Inneren her die Steuerzahlungen, durch die mahdistische Bewegung unterbrochen, knapper und knapper flossen, zeigten keine nennenswerten Bestände. Doch hatte Sir E. Baring ihn autorisiert, seinen Bedarf durch eine Anleihe zu decken. „Remember that Baring authorised me to draw „Such sum as you need.“<sup>3)</sup> — So nahm denn Gordon in Chartûm, zumeist bei den griechischen Kaufleuten, deren loyale Gesinnung er an vielen Stellen seiner Aufzeichnungen rühmt, gegen eine Vergütung von nur 1 pro cent ein Darlehen auf, in der Höhe von 100 000 Pfd. stg. Er gab dagegen Papiergeld hin, in Scheinen zu 5, 10, 20, 50 und 100 Piastern. Die letzteren 3 Gruppen waren versehen mit seiner eigenen Namensunterschrift. Anfangs versuchten es die arabischen Händler, auf dem Bazar zu Chartûm, den Kurs dieser Scheine hinabzudrücken, selbst bis auf die Hälfte des Nennwertes. Als Gordon durch seine Diener davon hörte, ließ er 9 der Anstifter verhaften und in einer Prozession, 3 Soldaten voran, 3 hinterher, 2 berittene Kawassen in den Flanken sie über den Markt führen, und so dann zur Stadt hinaus, mit der Ordre, sie nach dem benachbarten Fort Waled-a-Goun zu bringen. In den Verschanzungen angelangt, zeigten die Leute Reue. Sie flehten um Gnade und unterzeichneten ein Schriftstück des Inhaltes, daß sie Gordons Bestimmungen sich künftig fügen wollten. Dieses Beispiel wirkte. Die Noten zirkulierten fortan zum vollen Kurse. Ja, sie wurden schließlich lieber in Zahlung genommen, als Wechsel auf Kairo.

Später, nach der Schlacht bei Kêrreri, hat die englische Regierung dieses von Gordon ausgegebene, und mit seiner Namensunterschrift versehene, Papiergeld zwar gegen Gold eingelöst, indessen nur mit 25 pro cent seines Wertes! —! —<sup>4)</sup>

---

<sup>1)</sup> Unter ihnen befanden sich nur 51 Europäer, nämlich 3 Engländer, 2 Österreicher, 1 Preuße, 1 Franzose, 4 Italiener und 40 Griechen.

<sup>2)</sup> pag. 107, Vol. II. }  
<sup>3)</sup> pag. 281, Vol. I. } The Journals, etc.

<sup>4)</sup> Mir sind solche, nicht eingelösten, Noten mit Gordons Unterschrift in Chartûm gezeigt worden. Sie werden jetzt, als eine Kostbarkeit, von ihren Besitzern gehütet.

Von europäischen Offizieren besaß Gordon an seiner Seite nur den Obersten Stewart. Und diesen sah er sich gezwungen, im September 1884, auf dem Dampfer Abbas mit einer später zu besprechenden Botschaft nilabwärts zu entsenden. Von dem gegebenen Augenblicke an steht er in Chartûm völlig allein da. Auf seinen Schultern lastet, ohne eine nennenswerte Hilfe, die gesamte Leitung der Verteidigungsmaßregeln, wie auch die Überwachung der Bürgerschaft. Oft wünscht er zu seiner Unterstützung sich Leute herbei gleich Zubêr, Gessi, Slatin. Nur ägyptische und sudäner Offiziere umgeben ihn. Letzteren erteilt er aber unbedingt den Vorzug vor jenen. Jener Männer Unzuverlässigkeit, ja selbst Verlogenheit klagt er bitter an. Alle Befehle müssen, in Intervallen, stets wieder eingeschärft werden. „Es mache wohl die heiße Luft“, meint er spottend, „daß Worte und Befehle so schnell hier verdunsten“! — Aufgestellte Wachen findet er nicht auf ihrem Posten und muß 40 Peitschenhiebe ihnen zudiktieren. Offiziere, welche du jour haben, werden in ihren Betten angetroffen. Sie unterlassen wichtige Meldungen; ja, selbst Unterschlagungen werden ihnen nachgewiesen, und zwar an den Rationen, welche den Soldaten zuzumessen waren. „The worst of the matter is, that you cannot believe one word the officers say“. <sup>1)</sup>

Die Zivilbevölkerung in dem eingeschlossenen Chartûm betrug 40 000 Seelen, darunter viele Kinder und Weiber, auch solche, deren Männer in den Regimentern des Mahdi fochten. Es war Gordons Gutmütigkeit, welche ihn abhielt, diese auszuweisen, um auf solche Art unnütze Esser zu entfernen. Ja, was das Üblere war, ebensoviele Spione hatte er in seiner Stadt. Auch bei den Vornehmen war die Treue im Wanken. Die arabischen Geistlichen (Ulema) hatten in einem offenen Briefe, <sup>2)</sup> gerichtet an den Mahdi, dessen göttliche Sendung bestritten, jedoch heimlich in einem zweiten Schreiben hinzugefügt, daß nur, gezwungen von Gordon, sie jenes ausgesprochen hätten. Den Schêch-el-Islâm, den Kâdi, den Mudîr und andere Würdenträger, im ganzen 16 Personen, <sup>3)</sup> mußte er gefangen setzen, weil sie verdächtig waren, mit dem Mahdi in geheimer Verbindung zu stehen. Selbst seinen Sekretär Awaan bezichtigt er, den Mahdi verständigt zu haben über die Entsendung des Dampfers Abbas, mit Oberst Stewart und wichtigen Papieren an Bord, was zur Wegnahme jenes Schiffes führte.

Das zwang nun ihn, diesen von Herzen so gütigen Mann, zu großer Strenge. „Die Sporen sind ihnen stets in den Flanken“, so bekennt er selbst; „sie führen ein Hundeleben; sie können, wenn sie mir Auge in Auge gegenüberstehen, nicht ein Schwefelholz festhalten, so zittern ihnen die Hände!“ —

<sup>1)</sup> pag. 62, Vol. II, The Journals, etc.

<sup>2)</sup> pag. 125, Vol. II, Appendix D, The Journals, etc.

<sup>3)</sup> pag. 239, Vol. I, The Journals, etc.

Schoenfeld, Erythräa.



Die Verproviantierung der Stadt gestaltete sich um so schwieriger, je enger der Gürtel der Einschließung wurde. An Wasser fehlte es ja nicht, dank des vorbeiströmenden Blauen Nils. Aber das Getreide wurde knapp und auch das Fleisch. Da verdrießt es ihn denn ganz besonders, daß die wenig überlegenden Araber am Beiramfeste, im Oktober, es sich nicht versagen können, Haus für Haus, ihr übliches Opferlamm zu schlachten. So springen denn 1000 Hämmel in diesen Tagen, auf eins, über die Klinge, und das Fleisch auf dem Markte steigert sich durch diese Nachfrage bis zu einem Preise von 10 Schillingen das Pfund. Dazu, nachdem das Fort El-fün, oberhalb an dem rechten Ufer des Blauen Nils gelegen, von den Derwischen genommen war, konnte Sennaar, die bisherige Kornkammer für Chartûm, seine Getreidevorräte diesem nicht mehr zusenden. Es war darum ein Glück, daß am 2. November 1884 ein unerwarteter Fund in der Stadt gemacht wurde. Eine Viertel Million Oka (= 2½ Millionen Pfund) Zwiebäcke, welche offenbar von einem Diebstahle herrührten, entdeckte man dort in einem Versteck. Dieses Quantum hatte einen Kaufwert von 9000 Pfd. Sterl.; aber in jenen Tagen des Darbens auch wohl das Dreifache. In diesen unerhörten Diebstahl waren verwickelt mehr denn 30 der ersten Kaufleute der Stadt, gegen welche nun ein Prozeß angestrengt wurde.

Ein solcher Fund setzte Gordon in die Lage, bis in den Januar hinein sich zu halten; wäre nur das sehnlich erwartete englische Hilfs-Korps eingetroffen!“

Seit jenen Telegrammen Sir E. Barings aus dem Monat März, welche es als so absolut schwierig hinstellten, Gordons Absichten zu verstehen, hatte der Meinungs Austausch zwischen den beiden leitenden Männern ganz aufgehört. Man war in London durchaus abgeneigt, die feinfühligte Auffassung in Gordons Pflichtbewußtsein sich anzueignen. Mr. Gladstone gab das deutlich zu verstehen, als er am 3. April 1884 vor dem Hause der Gemeinen in London die Erklärung abgab: „General Gordon was under no orders and under no restraint to stay at Kartum“. <sup>1)</sup> — Und Gordon wiederum konnte aus seinem Herzen nicht bannen das Gefühl: „Evidently I am in disgrace“! —

Vom März bis zum 17. September 1884 blieb er tatsächlich ohne alle Nachricht seitens der Regierung.

Dennoch entschloß man sich in London, ein Hilfs-Korps zum Entsatze Chartûms hinaufzusenden. Es geschah dieses unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, welche den verdienten General, der durch die Niederwerfung des Taiping-Aufstandes in China, im Jahre 1862, um sein Vaterland sich wohl verdient gemacht hatte, nicht im Stiche gelassen sehen wollte. — Doch die ganze Unternehmung hatte von Anfang an das Gepräge

---

<sup>1)</sup> pag. 163, Vol. I, The Journals, etc. —

des matten Willens. Es ist, als wollte man sagen: „Du, Gordon, hast dich mutwillig in diese Patsche hineingelegt; und, obwohl Du es eigentlich nicht verdienst, wollen wir doch nun ein Übriges tun, und Dir helfen!“)

Den 15. August 1884 verließen 15 000 Mann Kairo unter dem Oberbefehl von Lord Wolseley. Indessen, nach vollen 4 Wochen, am 26. September, finden wir dieselben erst am 2ten Katarakte, bei Wädi-Halfa! —

Gordon wird über diesen Ausmarsch im Dunklen gelassen. Eine ihm verständliche Nachricht über dieses so wichtige Ereignis empfängt er erst, auf einem weiten Umwege, über Abessynien, durch eine ganz gelegentliche Notiz in einem amtlichen Schreiben des griechischen Konsuls Mitzakis<sup>2)</sup> aus Adua, datiert vom 17. August 1884. Der Konsul erkundigt sich nach dem Befinden der in Chartûm mit eingeschlossenen Griechen bei dem General Gordon.

Der Träger dieses Briefes war indessen 57 Tage unterwegs gewesen. Während der Konsul einer fremden Macht es für angezeigt hält, 2 Tage nach diesem geschehenen Ausmarsche, am 17. August, den englischen General, unter Hinzufügung ermutigender Worte, hierüber zu unterrichten, findet erst am 31. August „an officer in Her Majesty's service“ (Die Vermutung ist, es sei Kitchener gewesen) die Zeit, in einem kurzen Briefe, Gordon über diesen Ausmarsch der Truppen zu unterrichten. Die in diesem Briefe niedergelegte Nachricht war aber so kurz, daß Gordon versichert, sie wäre ihm, ohne jenen Passus in des griechischen Konsuls Briefe, völlig unverständlich geblieben.<sup>3)</sup>

Der nach Norden führende Telegraph war ja, wie leicht begreiflich, von den Derwischen durchschnitten; aber für auszusendende Spione stand die Straße jeder Zeit offen. Und gleichwie Mitzakis es gelang, einen Brief in Gordons Hände zu spielen, so hätte das auch dem englischen Kommandeur gelingen müssen, wäre der Wille dazu vorhanden gewesen. Darum hat Gordon wohl Grund zu folgenden herben Worten: „Weder Ihrer Majestaet Minister in Kairo, noch auch jene Offiziere da draußen sorgen sich, wie es scheint, ein jota darum, mich zu benachrichtigen! — Sie haben nicht einen Sou übrig, um einen Spion für mich zu bezahlen. — Mich zu benachrichtigen, das erscheint ihnen als eine Sache von der höchsten Gleichgültigkeit“! —<sup>4)</sup>

In der Tat, eine wie frivole Gesinnung damals im Kreise der nach

---

1) pag. 98 u. 99, Vol. I, The Journals, etc.

2) Der Brief des Konsuls, mit dieser Notiz, ist abgedruckt auf pag. 225/26, Vol. II, The Journals. Es standen darin folgende Worte:

„In England they have prepared an expedition of 15 000 men for the Nile, commanded by Lord Wolseley. Take courage, then.

3) pag. 257 — Note — Vol. I. } The Journals, Leipzig 1885. —

4) pag. 143, Vol. I.

Chartûm hinaufrückenden englischen Offiziere, Gordon und seiner ersten Notlage gegenüber, geherrscht haben muß, das bezeugt wohl unzweideutig ein Telegramm, welches in jenen Tagen von Kitchener gesandt wurde an den Obersten Chermiside, welcher in Sauâkin kommandierte. Es stehen in demselben folgende Worte: „Er (Gordon) hat nun den Mahdi in der Flanke und kann seine üble Laune an ihm auslassen“. — (He has the Mahdi alongside now, and can vent his spleen on him.) —<sup>1)</sup>

In der Zeit jenes peinvollen Wartens, da nicht die geringste Kunde von Kairo aus zu ihm kommt, am 10. September 1884, entsendet er seinen Oberst Stewart auf dem Dampfer „Abbas“ nilabwärts.

„Denn“, so meint er, „wenn Europa durch Stewart den wahren Stand der Dinge im Sudân erfährt, so würde die englische Regierung aus Scham zur Tat getrieben werden.“<sup>2)</sup>

Stewart führte in seinem Gepäck mit sich alle auf Chartûm bezüglichen, wichtigen Dokumente, so wie auch den Schlüssel zu den, zum Teil chiffrierten, Schriftstücken. Er war begleitet von dem englischen Konsul Power, dem französischen Konsul Herbin und 19 Griechen. Der Dampfer war gepanzert, trug eine Bergkanone, wurde eskortiert von 2 Segelbarken und hatte zum Führer einen sehr zuverlässigen arabischen Râs — (Steuermann) —, welcher das Fahrwasser genau kannte. Außer der Schiffsbemannung befanden sich an Bord noch 50 Soldaten.

Genug, es war keine Vorsichtsmaßregel unterlassen! — Das Auslaufen dieser Expedition war, wie schon gesagt, durch Gordons Sekretär Awaan an den Mahdi verraten.

Die Derwische besaßen damals noch keine Mittel, den Verkehr auf dem Strome zu hindern. Gegen die an dem Ufer hier und da errichteten Batterien schützten die Breite des Fahrwassers, sowie auch die auf dem Bug der Fahrzeuge angebrachten Panzerplatten. Eine Flottille besaßen die Derwische damals noch nicht, um angriffsweise auf dem Wasser vorgehen zu können. Später, nach dem Falle Chartûms, fielen ihnen alsdann sämtliche 9 Dampfer Gordons in die Hände.

Gordon hatte Stewart dringend gewarnt, nicht in der Nähe des Ufers zu ankern, oder gar an's Land zu gehen. Allein der Oberst war ein sorgloser, nicht weit schauender Mann, und besaß den Fehler, daß er, im Gegensatz zu Gordon, die Sudân-Bevölkerung, in ihrer Tapferkeit und in ihrer Verschlagenheit, weit unterschätzte. Angelangt unterhalb Berber, bei Dar Djumna, fährt der „Abbas“ sich fest. Anstatt nun sein Flottwerden abzuwarten, und das Schiff nicht zu verlassen, beschließt Stewart, in unbesonnener Weise, an's Land zu gehen und Kamele zu requirieren, um die Wüste, in

---

<sup>1)</sup> pag. 257, Vol. I, The Journals, Leipzig 1885. —

<sup>2)</sup> pag. 16, Vol. II, The Journals etc.

der Richtung auf Merawi hin, zu durchqueren. Die beiden Schêchs Soliman und Abû-Noaman übernehmen die Besorgung der Reittiere, wie der Führer. Sie laden Stewart und seine Begleiter ein, bis diese angekommen sein werden, in einem Hause zu rasten. Dieses lag völlig einsam. Hier werden nun Stewart und seine Begleiter überfallen und sämtlich niedergemacht. Dann wird auch der Dampfer „Abbas“ von den Mahdisten genommen.

Seit dem Auslaufen dieser Expedition hatte Gordon, obwohl er alles wohl überlegt und sorgfältigst eingerichtet hatte, keine Ruhe mehr gefunden.<sup>1)</sup> Nun traf ihn der Schlag! — Und besonders Stewart, der einzige Landsmann und Kamerad, dem er einst sein gequältes Herz hatte ausschütten können, fehlte ihm jetzt, zumal der Schmerz über dessen elendes Ende noch hinzutrat, doppelt.

Überdies alle jene wichtigen Papiere, nebst dem Schlüssel zu den chiffrierten Dokumenten, waren in die Hände des Mahdi gefallen. Slatin empfing sie von demselben zur Sichtung und zum Vortrage.<sup>2)</sup>

Inzwischen hatte das englische Hilfs-Korps mit großer Langsamkeit nilaufwärts sich vorgeschoben. Gordon hatte, nachdem ihm der Termin des Ausmarsches bekannt geworden war, sich ausgerechnet, daß am 15. November 1884 die Vorhut in Chartûm anlangen mußte. Indessen, nach 5 Monaten, im Januar 1885, standen jene Truppen erst in El-Metämmeh, 100 Kilometer nördlich von Chartûm. Das bedeutete für sie eine Marschleistung von fünf Kilometern den Tag! —

Gordon besaß ein gutes Teleskop, gefertigt von Chevalier in Paris. Das hatte er aufgestellt auf dem flachen Dache seines Hauses. Mit diesem konnte er meilenweit in's Land hinein sehen. Von seinem Dache aus prüfte er jeden Morgen scharf die Verteidigungslinien und beobachtete an ihnen jegliche Veränderung. Er konnte hinüberblicken bis zum Nord-Fort und zu dem Fort Omdurmân. Mit diesem letzteren mußte er, da es bereits von den Mahdisten zerniert war, Flaggensignale austauschen.

Und oft genug richtete er das Glas auf die Nillinie, gen Norden hin, um zu sehen, ob die ersehnte Hilfe von dort her endlich sich zeige?

Indessen verstärkte sich von Tag zu Tage der Kugelwechsel zwischen der städtischen Besatzung und den belagernden Truppen, welche jetzt, verteilt in 5 befestigten Lagern, jedes zu einer Stärke von 3—6000 Mann, auf beiden Seiten des Blauen Nils, rings um die Stadt Chartûm einschlossen.

Den ganzen Tag über hörte das Knallen nicht auf. „Rund drei Millionen Schüsse haben wir bisher auf die Araber abgefeuert“, schreibt Gordon am 29. Oktober 1884 in sein Tagebuch. Denn es hatten die

---

<sup>1)</sup> I am very anxious about the Abbas; it would be terrible, if it is true, that she is captured. — pag. 257, Vol. I; The Journals.

<sup>2)</sup> pag. 305, Slatin: Feuer und Schwert etc.



vielen Niederlagen der Regierungstruppen dafür gesorgt, daß die Derwische im Besitze guter Krupps, sowie reichlicher Munition waren.

Besonders Gordons Palast, welcher die anderen Gebäude hoch überragte, war das Ziel der feindlichen Artillerie. Sein westlicher Flügel zum meist, in welchem des Generals Wohnzimmer lagen! Und trotz der Entfernung von 3000 Metern, von jenseits des Blauen Nils herkommend, schlugen die Kugeln noch mit solcher Kraft ein, daß sie töten können. Angenehm war dieses Gefühl nicht, jeden Augenblick eine Granate auf seinem Schreibtische haben zu können. „Doch, es ist ein Glück“, sagt er, „die Leute zielen meist zu hoch.“ —

Während so die Kugeln über Gordons Kopf hinpiffen, stehen unter seinem Fenster die Weiber, in Trupps zu 40 bis 50 Köpfen, und schreien nach Brot.

So geht es den Tag über, und des Nachts raubt die Sorge um die Nachlässigkeit der Wachen ihm den Schlaf. Mit Recht sagt er: „I am sacrificing myself for my country. Well, you are right, I am a martyr, if ever there was one.<sup>1)</sup>“

Dennoch tut er alles, um den Mut der Belagerten aufrecht zu erhalten. Er läßt oftmals des Abends auf dem flachen Dache seines Hauses die Musikbande lustige Weisen spielen. Raketen steigen dann auf in die linde und klare Abendluft. Wenn er ausgeht, ruft er, im Vorbeigehen, den Jammernden tröstende Worte zu: „Wartet nur, die Engländer kommen!“ — Den 11. Dezember gibt er eine Extra-Monats-Zahlung an die gesamte Garnison, um ihren guten Willen zu schärfen. „So nährten wir uns“, sagt er, „von eiteln Hoffnungen, Monat für Monat!“ „So we kept feeding on delusions for so many months“!<sup>2)</sup>

Von entscheidender Wichtigkeit<sup>3)</sup> für das Schicksal Chartûms war das Fort Omdurmân, auf dem Westufer des vereinigten Nils, etwa 6 Kilometer nordwärts von der Stadt gelegen. Nach seinem Namen hat die spätere Residenz Abdullahis sich benannt. Kommandant war dort Ferrag-Ullug-pâcha, ein Sudâner, welcher unter Gordons Führung, innerhalb eines Jahres, vom Hauptmann zum General aufgestiegen war.

Durch persönliche Eigenschaften, wie soldatische Tugenden, überragten überhaupt die Sudâner-Offiziere weit die der Ägypter.

Ferrag wird von Gordon für einen „gentleman“ erklärt, dessen Zuverlässigkeit und Tapferkeit ihn überrascht hätten.

Der Mahdi hatte richtig erkannt, daß dieses Fort zuerst fallen müsse, bevor man es unternehmen dürfe, Chartûm zu berennen. So begann denn mit dem 12. November 1884 dessen scharfe Beschießung, welche bis

---

<sup>1)</sup> pag. 215, Vol. I. }  
<sup>2)</sup> pag. 37, Vol. II. } The Journals, etc.

zum 5. Januar 1885 dauerte. Gordon taxiert den täglichen Verbrauch an Kugeln in der kleinen Festung auf 2000 Stück. Die gleiche Anzahl mag auch der Feind dort verschossen haben. Außerdem findet häufig eine Berennung durch die Derwische statt. In hellen Haufen dringen sie dann gegen die Mauern vor, und zwar mit der größten Todesverachtung; doch, es ist ihr Fehler, daß die Abteilungen sich nicht genügend gegenseitig unterstützen. Gordons Trost bleibt, daß Proviant und Wasser dort noch für 1½ Monate ausreichen werden.

Da der Telegraph zwischen Chartûm und Omdurmân zerstört ist, wird die Verbindung durch Horn- und Flaggen-Signale hergestellt. Außerdem beobachtet Gordon täglich von seinem Dache aus die Vorgänge drüben. Das regt ihn um so mehr auf, als ihm die Hände gebunden sind, und er es nicht wagen darf, Truppen ihnen zur Hilfe zu senden, dank der Schwäche seiner eigenen Garnison. Indessen er entsendet zur Unterstützung des Forts zwei seiner Dampfer, „Ismailia“ und „Husseinyeh“. Diese müssen aber im Interesse ihrer eigenen Sicherheit auf der Mitte des breiten, vereinigten Nil-Stromes liegen bleiben. Und, da das Fort Omdurmân selbst 1200 Meter vom Uferrande zurückgezogen liegt, so ist die gesamte Entfernung eine viel zu weite, um die Hilfe der Schiffs-Artillerie hier voll wirksam werden zu lassen. Außerdem haben die Derwische auch Batterien am Ufer errichtet, und nehmen jene beiden Schiffe scharf auf das Korn. Die Ismailia bekommt, getroffen, ein Loch von 2 Fuß Durchmesser und muß sich schleunigst zurückziehen, der Husseinyeh aber sinkt und wird später von den Arabern geentert und genommen.

Inzwischen waren die Nahrungsmittel im Fort Omdurmân, nach fast zweimonatlicher Umzingelung vollständig aufgezehrt, und die Übergabe wurde unvermeidlich. Ferrag verständigt Gordon, durch den Zeichen-Telegraphen, über seine Notlage, erbittet und erhält die Ermächtigung zur Kapitulation.

Der ganzen Besatzung wurde übrigens vom Mahdi volle Verzeihung gewährt.<sup>1)</sup>

Mit dem Falle Omdurmâns war im Grunde auch das Schicksal Chartûms entschieden. Gordon, der sich immer den Tod in der Schlacht gewünscht hatte, „better a ball in the brain than to flicker out unheeded“, fürchtet das nahende Ende nicht. Auf Entsatz rechnet er nicht mehr, er ist überzeugt von der „unwillingness to help“.<sup>2)</sup>

In London hatte man bei der Entsendung Gordons angenommen, daß er sich stark genug als Vollblut-Engländer fühlen würde, um, in gegebener Stunde, sein und seiner Regierung Interesse von dem Schicksale der ihm

---

<sup>1)</sup> pag. 318, Slatin: Feuer und Schwert, etc.

<sup>2)</sup> pag. 64, Vol. II, The Journals, etc.

anvertrauten farbigen Bevölkerung zu trennen. Allein, man hatte sich darin verrechnet! In Gordon waren der mitempfindende Mensch und der vor Gott sich verantwortlich führende Christ viel stärker, als der selbstsüchtig berechnende Politiker. „It is better to fail with clean hands than to be mixed up with dubious acts and dubious men“. <sup>1)</sup> So ward er in London unbequem, und man ließ ihn fallen.

Sich selbst treu bleibend und denen, welche ihm vertrauten, unternahm Gordon, als die letzten Stunden nahten, nichts, um sein Schicksal von dem der Bürgerschaft zu trennen.

Er hätte mit Leichtigkeit seinen Palast in eine Zitadelle verwandeln, ein treues Bataillon Sudâner hineinlegen und dort sich noch halten können, wenn schon alles ringsumher wogte und blutete. — Das tat er nicht! —

Zwei Minen waren unter den Palast geführt, um im letzten Augenblicke das Haus samt dem Gouverneur in die Luft zu sprengen! Er lehnt das ab. „It can do no good to any one, taking things out of God's hands.“ <sup>2)</sup>

Der Dampfer Ismailia lag mit geheizten Kesseln 300 Schritte ab von seiner Haustüre. Er hätte auf ihm im letzten Augenblicke entfliehen können. Der Kapitän des Schiffes, Farralli, wartete in jenen grausigen Morgenstunden des 26. Januar, als die Derwische mordend durch die Straßen von Chartûm stürmten, Minute für Minute auf Gordons Kommen. Aber vergeblich! —

Der General trat auf der Marmortreppe seines Hauses, im Schlafanzuge und unbewaffnet, <sup>3)</sup> den Derwischen entgegen, wie einer, der den Tod will und sucht.

Die Dienerschaft im Erdgeschoß lag bereits in ihrem Blute. Der erste Angreifer, welcher die Stufen hinaufspringt, stößt seinen Speer dem General in den Leib. Gordon fiel mit dem Gesicht lautlos nach vorne

---

<sup>1)</sup> pag. 40, Vol. I. } The Journals, etc.

<sup>2)</sup> pag. 89, Vol. I. }

<sup>3)</sup> Ich will nicht unerwähnt lassen, daß Neufeld in seinem Buche: „In Ketten des Chalifen“, pag. 8, diesen Vorgang etwas anders erzählt:

„Gordon hatte die Nacht auf dem Dache seines Hauses wachend zugebracht. „Als die Dämmerung anbrach, glaubte er, der seit lange drohende Angriff würde „nicht geschehen und legte sich todesmüde zur Ruhe.

„Da wecken ihn Schüsse. Es ist das nichts Auffälliges, weil ja auch sonst „Tag und Nacht geschossen wurde. Als er dann merkte, daß die Palastwachen „schossen, wußte er, daß etwas Ernsthaftes geschehe.

„Er war im Schlafanzuge, griff nach Schwert und Revolver und „trat aus der Thür seines Zimmers. Hier begegnen ihm schon Derwische, „welche die Treppe heraufstürmten. Gordon schoß die ersten Angreifer „nieder und trat an das obere Ende der Treppe. Hier trafen ihn Speerstiche „in die Brust.“ —

über. Man zerrte dann seinen Körper in den Garten hinab und trennte hier den Kopf vom Rumpfe. Alles andere, was in jenen Tagen in Chartûm sich zutrug, erzählte bereits das vorhergehende Kapitel.

Mohammed-Ahmed-el-Mahdi, als ihm der Kopf Gordons vor die Füße gelegt wurde, zeigte sich betrübt über des Generals Tod. Er hätte ihn gerne lebend gesehen, seine Bekehrung versucht und dann bei der Regierung von England gegen Ahmed-pâcha-el-Arabi ihn ausgewechselt.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> pag. 324, Slatin: Feuer und Schwert, etc.



## KAPITEL XXV.

### Abdullahi.

Abdullahi-ben-Mohammed, fortan den Titel führend „Chalifa-el-Mahdi“, d. h. „Nachfolger des Mahdi“, hatte, in Wirkung früher erlassener Dekrete, sowie der letztwilligen mündlichen Erklärung des Sterbenden, im vollen Bewußtsein seines Rechtes, den Herrscherstab über die Mahdisten, und über den ihnen zugefallenen Länderkomplex ergriffen. An der noch nicht erkalteten Leiche war ihm von den beiden anderen Chalifen, dem Führer der grünen Fahne: Aly-walad-Helu, und dem Führer der roten Fahne: Mohammed-Scharif, sowie den nächsten Blutsverwandten des Mahdi, der Treueid geleistet. Nun schritt er hinaus, und bestieg die Kanzel auf dem benachbarten, weiten, mit einer Mauer umschlossenen Gebetsplatze, um hier von seiten des gesamten Volkes der Gläubigen die Huldigung entgegenzunehmen.

Nach einer kurzen Ansprache folgendes Inhaltes: „In Einigkeit, gleich zusammengefügteten Steinen, welche ein und denselben Bau stützen, wollen wir den Erfolg, welchen der Ewige uns sichtbar beschert hat, mit beiden Händen festhalten, und von dem Wege der Vorschriften, welche der Mahdi uns gegeben, niemals abweichen“! forderte er die vor ihm Stehenden zum Treuversprechen auf.

Ihnen wurde die bereits oben mitgeteilte „Baia“ vorgelesen, welche alle Anwesenden mit lauter Stimme unisono nachsprachen. Dann zogen sich die also Verpflichteten von dem Gebetsplatze zurück, um neuen Scharen Platz zu machen. So fluteten die Menschenmassen ab und zu, bis die Dunkelheit diese Huldigungsfeier schloß. Und in dem stolzen Gefühle, nun der Gebieter dieser fast unzählbaren Scharen zu sein, zog sich der Chalifa-el-Mahdi am Abend in sein schlichtes Haus zurück.

Es war vor knapp 4 Jahren gewesen, daß Abdullahi, arm und un-

bekannt auf der Insel Aba beim Mahdi eintraf, um dessen Schüler zu werden. Auf einem kleinen Esel reitend, hatte er nichts mehr in seinem Besitze, als ein grobes, blaues Hemde (tób), einen kleinen, ledernen Wasserschlauch (girbe) und ein Säckchen, gefüllt mit Durra.

Bezeichnend war der erste Eindruck, welchen der Prophet auf ihn machte:

„Als ich sein Angesicht erblickte, vergaß ich alle überstandene Mühsal. Ich sah nur ihn, hörte nur seine Worte und mußte meinen ganzen Mut aufbieten, um ihn, nach langem, ängstlichem Zaudern, anzusprechen.“<sup>1)</sup>

In der ersten Zeit von dem vielbeschäftigten Propheten fast ganz übersehen, schwächt sich dennoch seine hingebende Begeisterung für denselben nicht ab, weil eine innere Stimme ihm sagt: „Ich habe Raum in seinem Herzen gefunden!“

Indessen Mohammed-Ahmed, dem, wie allen großen Männern, die Gabe der Menschenkenntnis eignet, hat durch solche scheinbare Zurücksetzung den Abdullahi nur prüfen wollen. Da sich Treue und Glauben an ihm echt erweisen, zieht er ihn nun näher zu sich heran, und macht ihn bald auch zum Mitwisser der ihm gewordenen Offenbarung, daß er die Sendung von Gott erhalten habe, die Religion des Propheten zu reformieren.

Auch wird Abdullahi mehr und mehr in weltlichen Fragen sein Berater. In dem westlichen Teile Kordofäns hatte des Mahdi Namen bereits einen vollen Klang gewonnen. Doch es galt, auch mit den starken und mutigen Araber-Stämmen des dahinter gelegenen Dâr-Fôr das Band des Vertrauens zu knüpfen. Zu diesen Stämmen aber gehörte Abdullahi, weil er den Taascha-Bâgara entsprossen war. Und wenn sein Vater dort auch kein Edler, sondern nur ein armer Quorân-Leser gewesen war, so besaß Abdullahi doch andere wertvolle Stützen, nämlich drei, ihm völlig ergebene, erwachsene Brüder, welche als Emissäre in jenen Gegenden zu guten Diensten verwandt werden konnten. Und er zauderte nicht, sich dieser Kräfte mit bestem Erfolge zu bedienen. Klugheit, wie Treue machten Abdullahi dem Mahdi wertvoll. Und er wuchs an dessen Seite mit jenen beispiellosen Erfolgen, welche für die revolutionäre Bewegung einen Sieg an den andern knüpften. Abdullahi wurde der Vornehmste der vom Mahdi ernannten 4 Chalifen, der Führer der schwarzen Fahne, und zuletzt sein legitimer Nachfolger.

Jetzt, da er vom Bettler zum Fürsten aufgestiegen ist, zählt er erst 33 Jahre. Seine Gestalt ist mittelgroß, hager und knochig; seine Haut dunkelbraun, sein Gesicht blatternnarbig, aber intelligent, und sein Auge blitzend. Die Stimme ist stark, hell und weitreichend. Seine Kleidung wählt er schlicht, gleich der seines Vorgängers, eine weiße Igippa mit bunten

---

<sup>1)</sup> Slatin, pag. 123.

Tuchstreifen besetzt, und einen weißen Turban, an den Füßen gelblederne Schuhe. Wenn er geht, liebt er es, in der Linken ein Schwert zu tragen, während die Rechte sich auf einen Stab stützt. Seine Ernährung ist einfach. Datteln und Kamelsmilch bilden seine Lieblingspeisen.

Selbst von unermüdlicher Arbeitskraft, sind die Anforderungen, welche er an seine Umgebung stellt, strenge; ein scharf betontes Wort von seinen Lippen genügt, um Männer erzittern zu machen. Seine nächsten Berater sind die Kâdis. Eine große Anzahl von Sekretären bringt seine Befehle zu Papier<sup>1)</sup> und 60—80 Kamel-Post-Reiter stehen fertig, um diese seine Ordres bis in die entlegensten Provinzen des Sudân zu tragen, zu seinen Feldherren und Gouverneuren.

Er selbst aber hat während seiner 13jährigen Regierungszeit Omdurmân niemals verlassen. Seine täglichen Ausritte bewegten sich ausschließlich innerhalb des Weichbildes der Stadt.

Zunächst hatte seine Regierung militärische Erfolge aufzuzeigen. Die ägyptischen Kommandanten der beiden Festungen Sennaar und Kassala, für welche Gordon den englischen Entsatz so nachdrücklich verlangte, hatten bis über Gordons Tod hinaus sich zu behaupten gewußt, ein Beweis ihrer Tüchtigkeit; mußten aber jetzt, von den Engländern im Stiche gelassen, ihre Tore den Mahdisten öffnen. Sennaar ergab sich im August, Kassala im September des Jahres 1885. Jenes Fall erschloß das ganze Talbecken des Blauen Nils, dieses den wichtigen Zugang zum Roten Meere, über Sauâkin und Massâua. Osman Digna, ein straffer Charakter und ein militärisches Genie, wurde der Befehlshaber über die gesamten Araberstämme und Niederlassungen zwischen Kassala und Sauâkin.

Trotz dieser äußeren Erfolge, welche die Stellung Abdullahis als Regent stärken mußten, drohte doch die Flamme der Zwietracht auf dem eigenen Herde auszubrechen. Es war vorauszusehen, daß der Anspruch auf Teilung der Gewalt im Kreise der zunächst Berechtigten sich regen würde, so bald der erste erschütternde Eindruck des so unerwartet schnellen Dahinscheidens des Mahdi durch der Zeiten Lauf abgeschwächt war, und das um so mehr, je straffer der gegenwärtige Regent die Machtmittel in seiner Hand zusammenfaßte. Die beiden übergangenen Chalifen Aly und Mohammed, von denen der letztere ein Blutsverwandter des abgeschiedenen Mahdi war, besannen sich auf ihre Ansprüche. Herrschaft ist nun einmal ein zu verlockendes Gut, um so leichtthin von irgendjemandem preisgegeben zu werden, und ganz besonders von denen, welchen der Schein des Rechtes zur Seite steht.

Ein General des Chalifen Mohammed-Scharif, des Führers der roten Fahne, hatte bei der Erstürmung von Sennaar sich außerordentlich hervor-

---

<sup>1)</sup> Da er selbst des Schreibens unkundig ist.

getan, und war der Befehlshaber ihm sehr treu ergebener Neger-Regimenter. Dieser General hatte sich nun unvorsichtiger Weise dahin geäußert, daß die oberste Gewalt doch eigentlich seinem Herrn zukomme, da er ein Blutsverwandter des verstorbenen Mahdi sei. Dieses Wort kam Abdullahi zu Ohren, und machte ihn aufmerksam auf eine tatsächlich sich bildende Verschwörung, welcher, auszureifen er die Zeit nahm, indem er mit einem Schlage sie in der Wurzel kappte. Er forderte den beiden Chalifen ab die bisherigen Zeichen ihrer Selbständigkeit; nämlich die Kriegstrommeln und die ihnen zugehörenden Banner. Ebenso mußte alle überflüssige Munition von ihnen ausgeliefert werden. Als die Schwächeren fügten sie sich zur Zeit, und fortan wehten die rote und die grüne Fahne, zur Seite der schwarzen, ausschließlich auf dem Hause Abdullahis.

Auch die übrigen Verwandten des Mahdi suchte Abdullahi, nach und nach, durch Enthebung von allen wichtigen Stellen, ihres bisherigen Einflusses zu entkleiden! Ja, sämtliche Dongolaner, von deren Stamme der verblichene Mahdi gewesen war, verloren nach und nach ihre Kommandos im Heere.<sup>1)</sup>

Von jener Zeit an verfolgte Abdullahis Regierungsweise die Tendenz, die erworbene Herrschaft im Sinne eines unbeschränkten Absolutismus zu befestigen. „Ein Regent braucht keine Teilnehmer an der Regierung!“ hatte er einmal zu Slatin geäußert.<sup>2)</sup>

In dieser Absicht geschah es auch, daß er fortan den Gouverneuren der einzelnen Provinzen Sekretäre, den Kommandanten der detachierten Besatzungen Adjutanten zur Seite stellte, entnommen dem Kreise seiner eigenen Blutsverwandten, welche den geheimen Befehl hatten, zu beobachten und zu berichten.

Daß eine absolute Macht keinen Bestand habe ohne die Rücken- deckung, außer geschliffener Speere, vor allem auch eines geordneten Finanzwesens, das war dem klugen Manne gewiß.

Die öffentlichen Gelder waren schon unter seinem Vorgänger stets niedergelegt worden in dem Schatzhause (bêt-el-mâl). Aber die Verwaltung dieser Gelder war bisher eine mehr patriarchalische gewesen, ohne Buchung und ohne Belege. Abdullahi verlangte zunächst beides, und zwar in strengster kaufmännischer Form. Er stellte an die Spitze des Finanzwesens einen ihm sehr ergebenen Araber, einen früheren Kaufmann aus Kordofân, Ibrahim-min-ûlaed-Adlân, den er zum „Amîn-bêt-el-mâl“, das heißt zum Chef (wörtlich: „treuen Hüter“) der Staatseinnahmen ernannte. Ihn verpflichtete er, die Verwaltung so zu führen, daß jederzeit, bis auf das Kleinste, die Rechnung gelegt werden könne.

---

<sup>1)</sup> pag. 435, Slatin.

<sup>2)</sup> pag. 357, Slatin.



Die Staatseinnahmen hatten unter dem verstorbenen Mahdi sich zusammengesetzt vor allem aus der gemachten Beute in gemünzten und ungemünzten Edelmetallen, dann aus dem Zehnten, gezahlt von den nicht Waffen tragenden Leuten, sowie aus Konfiskationen von Vermögensobjekten und aus Strafgeldern Verurtheilter, als da waren Raucher, Trinker, Spieler. Da indessen mit dem zeitweisen Abschlusse von Eroberungen die Einnahmen aus der gemachten Beute sich ganz erheblich einschränkten, so wurde eingeführt neben dem Zehnten auch die Kopfsteuer (fitra), erhoben bis auf den Säugling hinab, in der Form eines bestimmten Maßes von Getreide, oder eines Äquivalentes an Geld.

Dann unterfielen die bei einem Sklavenverkaufe auszufertigenden Garantiescheine einer Stempeltaxe.

Des Weiteren wurde die Fabrikation der Seife, eines Artikels, der in der mohammedanischen Welt wegen der üblichen warmen Bäder und der vielen vorgeschriebenen Waschungen einen starken Verbrauch darstellt, als Staatsmonopol erklärt, was die Anlage fiskalischer Fabriken zur Folge hatte.

Endlich wurde der Ein- und Verkauf des Gummis, dieses Hauptproduktes aus Kordofan, in die Hände des Staates gelegt, und warf eine hohe Rente ab.

Als Zeichen seiner Souveränität ließ Abdullahi auch Münzen schlagen.

Schon unter dem verstorbenen Mahdi war dieses in einem beschränkten Umfange geschehen. Eine kleine Anzahl von Silber- und selbst auch von etlichen Goldmünzen war geprägt worden. Nun nahm das Geschäft einen größeren Umfang an. Doch wurden ausschließlich Silbertaler geschlagen, in Nachahmung des türkischen „Medjidié“. — Sie bestanden aus einer Verschmelzung von Silber mit Kupfer, anfangs im Verhältniß von 6 : 2, dann 5 : 3, dann 4 : 4. Und, als man darauf verfiel das Münzregal zu verpachten, anfangs um 6000 Taler, dann um 16 000 Taler Monatszahlung, sank diese Mischung auf  $2\frac{1}{2} : 5\frac{1}{2}$ , ja selbst auf 1 Teil Silber zu 7 Theilen Kupfer hinab. Dennoch blieb die so verschlechterte Münze dem Zwangskurse unterstellt, und es mußte der Mahdi-Taler zum Preise von 20 Piastern =  $5\frac{1}{2}$  Franks angenommen werden. Die widerstrebenden Kaufleute büßten mit Konfiskation ihrer Waren und mit Schließung ihrer Läden.

Durch diese fortgesetzte Verminderung des Silbergehaltes in den Talern erlitten alle Produkte und Fabrikate, sonderlich die von Ägypten eingeführten, eine sehr empfindliche Preissteigerung, was äußerst lähmend auf den Handel einwirkte.

Der verstorbene Mahdi hatte nach der Erstürmung Chartûms den Plan gefaßt, diese Stadt zum Vororte auch seines Reiches zu machen. Das frühe Hinscheiden hinderte dessen Ausführung. Der von ihm ernannte Nachfolger war ganz entgegengesetzter Meinung. Abdullahi haßte Chartûm, als den ehemaligen Sitz der Regierung der Ungläubigen, und befahl im

August 1886 die gewaltsame Zerstörung der Stadt. Die Bürger mußten, unter eiliger Zusammenraffung ihrer Habe, binnen 3 Tagen sämtliche Wohnstätten dort räumen. Diese machte man dem Erdboden gleich und die Gärten wurden verwüstet. Chartûm lag nun 12 Jahre lang da, als ein Trümmerhaufen. Dafür blühte rasch auf die, jenseits aus dem militärischen Zeltlager sich entwickelnde, neue Stadt, hart am Westufer des vereinigten Nilstromes. Ihren Namen erhielt diese neue Stadt von dem benachbarten, unlängst eroberten, Fort Omdurmân. Die bisherigen Zelte und Strohhöhlen verschwanden nach und nach, um gefälligen Lehm- und Ziegelbauten Platz zu machen. Unter den durchweg einstöckigen Bauten erhob sich, als ein Reservatrecht, das in zwei Stockwerken aufgeführte Wohngebäude Abdullahis. Von seiner Zinne liebte es der Herrscher, dort am Abende lustwandelnd, über seine weithin sich streckende Residenz den stolzen Blick zu senden. Währenddessen erheiterten ihn, den Freund der Musik, die gefälligen Weisen seiner aus 50 Mann bestehenden, auf dem Platze unten konzertierenden, schwarzen Musikbande. Omdurmân besaß damals Raum für 300,000 bis 350,000 Einwohner, streckte sich von Ost nach West in das Land hinein in einer Breite von 5 Kilometern, entwickelte sich am Nil-Ufer in einer Länge von 11—12 Kilometern, und war hier durch eine starke und hohe, krenelierte Mauer, aus welcher Bastionen hervorsprangen, gegen einen Angriff, von der Fluß-Seite her gut gedeckt. Dagegen die dem Lande zugekehrte Seite blieb offen. Im Zentrum der Stadt lag hart an Abdullahis Hause der quadratische, von einer Mauer umschlossene Gebetsplatz (djâmâ), so groß, daß 70,000 Beter auf einmal dort ihre Knie vor Gott beugen konnten. Gewiß, ein imposanter Anblick! — Unfern davon stand das Staats-Schatz-Haus (bêt-el-mâl). Um das Andenken des verstorbenen Mahdi zu ehren, beschloß Abdullahi die Errichtung einer prächtigen Grab-Kapelle für ihn zu Omdurmân. Über demselben Platze wurde sie errichtet, wo der Prophet verblichen und beerdigt war. Die Zeichnung zu dem Bau lieferte ein aus Chartûm herübergewandelter Baubeamter der früheren ägyptischen Regierung, namens Ismaîn.<sup>1)</sup> Das Baumaterial, sowie die dekorativen Ausstattungsgegenstände für das Innere, als Lüster, Kandelaber, Wandleuchter, stammten aus dem eroberten Palaste Gordons. Als der Bau beginnen sollte, schritt Abdullahi in eigener Person zum Flußufer hinab, hob einen der dort abgeladenen und behauenen Sandsteine auf seine Schulter und trug, in eigener Person, ihn den weiten Weg hinauf bis zum Bauplatze. Die Edlen (aschrâf) folgten seinem Beispiele, das Volk, Männer, Frauen, Kinder, in langer Linie schlossen sich an. So arbeiteten die Leute an diesem Bauwerke fort, lediglich um einen Gotteslohn (mischân-Allâh); denn nur der Bauleiter erhielt eine Bezahlung.

---

<sup>1)</sup> Slatin, pag. 474.

In Jahresfrist war das Werk vollendet, und stand in seiner imposanten Schönheit da, die übrigen einstöckigen Wohngebäude und auch die zweistöckige Residenz Abdullahis weit überragend.

Auf quadratischem, massivem, aus behauenen Sandsteinquadern gebildetem Unterbau, von 12 Metern Länge und 10½ Metern Höhe, erhob sich eine achteckige Laterne, welche wiederum einen Zylinder trug, der in bedeutender Höhe als Kuppel abschloß. Diese letzteren drei Bauglieder waren gefügt aus gebrannten Steinen, welche eine hellabgetönte Mörtelschicht überdeckte. Den genannten Zylinder flankierten auf den 4 Ecken des Unterbaues 4 kleinere Türme. Und von der Spitze der Kuppel aus streckte sich in die Luft eine lange, vergoldete Lanze, umschlossen von drei goldenen Kugeln; das Wahrzeichen der Mahdia, welches, in der Gestalt eines sich kreuzenden Lanzenpaares, auch auf den geschlagenen Münzen jener Zeit sich wiederholt. Das ganze Gebäude mochte eine Höhe von 30 Metern besitzen. Eine Steinmauer, deren Tore nur Freitags für die Pilger offen standen, umschloß die Kapelle. Der Vorbereitung zum Gebete dienten seitlich angebrachte Wasserbecken. Betritt man das Innere, so ergreift die Erhabenheit des Raumes. Außer Lüstern und Armleuchtern sah man nur den in der Mitte stehenden schlichten Katafalk, aus Holz gebildet, und mit einem schwarzen Tuche überdeckt.

So hatte der Mahdi ein, seinem Andenken geweihtes, würdiges Denkmal gefunden, zu dem hin die Pilgerfahrt, weither aus dem Sudân, bald für ein verdienstvolleres Werk galt, als der Gang nach Mecka! —

Das Jahr 1888 war für die Regierung des Abdullahi ein besonders glückliches gewesen. Im Osten und Westen seines weiten Reiches machten seine geteilten Heere zu gleicher Zeit siegreiche Vorstöße. Abû-Anga, der sich vom Sklaven zu einem der besten Feldherrn des Mahdi-Reiches emporgeschwungen hatte, drang von Galabat aus tief in Abessynien ein und besetzte dort die Stadt Gondar, um nach deren Zerstörung mit reicher Beute heimzukehren. Als, bald darauf, König Johannes, Vergeltung ühend, Galabat angriff, verlor er sein Leben, und, neben seinem Haupte, wanderten die erbeutete Krone, das Königsschwert und ein Handschreiben der Königin Viktoria von England, als Siegeszeichen, nach Omdurmân.

Gleicherweise im Westen, in Dâr-Fôr, war die Fahne des Mahdi siegreich. Sultan Justûf, ein Sproß des alteingesessenen, aber schon durch die ägyptische Regierung entthronten Königshauses, dem die Fôr sehr ergeben waren, strebte nach Wiederherstellung seiner Königsmacht. Gegen ihn zog Etmân-walad-Adâm, ein Vetter Abdullahis, und trotz seiner kaum 20 Jahre ein tapferer Krieger,<sup>1)</sup> sowie ein ausgezeichnete Reiter, dazu milde und freigebig gegen seine Soldaten. Er besiegte und tötete den

---

<sup>1)</sup> Slatin, pag. 437.





Zu Seite 196.



Zu Seite 226.

Oberes Bild: Der König der Schilluks (Meek) und zwei seiner Trabanten.  
 Unteres Bild: Bewaffnete Schilluks, in Schlachtordnung aufgestellt.





Prätendenten. Damit war das reiche Dâr-Fôr den Mahdisten dauernd zurückgewonnen.

Aber dieser Sieg hatte noch eine zweite Wirkung! —

Man erinnert sich, daß einst Abdullahi dem verstorbenen Mahdi besonders nützlich geworden war durch seine Blutsverwandtschaft mit den starken und mutigen Araberstämmen des Westens, angesiedelt in dem Süden Dâr-Fôrs. Er gehörte zu den Taascha-Bâgara. Dieser Nomadenstamm, 24,000 streitbare Männer zählend, vertrauend und stolz auf die Macht ihres nun gefürsteten Sprossen, brach auf, samt seinen Familien und Herden, um dauernd in der unmittelbaren Nähe Omdurmâns sich niederzulassen. Glänzend war ihr Empfang. Auf dem Wege schon, hinführend über Fasher und El-Obeïd, waren Verpflegungsstationen für sie aus Staatsmitteln errichtet worden. Als sie aber der Hauptstadt nahten, wurden ihnen sämtlich neue Gewänder aus den Vorräten des Bêt-el-mâl entgegengesandt, zum Ersatz für das abgetragene Reisekleid. Musik und militärische Eskorte führten sie dann ein, und der Chalif selber ritt ihnen bis vor das Tor entgegen. Es war eine Sonnenstunde in Abdullahis Leben. Mit einem Esel, einem Wasser-schlauche und einigen Händen voll Durra hatte er einst die Heimat verlassen; nun saß er auf reich geschnittenem Rosse, als ein Fürst, im Rücken die aufblühende Hauptstadt seines Reiches, und, in unermesslicher Weite sich dehnend, die ihm gehorchenden Völker und Länder. Was hatte nicht sein Gott aus ihm gemacht! Stolz flammte das Selbstgefühl auf in Abdullahis Herzen. —

Von den 24,000 Männern seines Stammes wählte er die Hälfte, die jüngsten, die streitbarsten Leute aus zu seiner Leibgarde. In seiner unmittelbaren Nähe sollten sie fortan wohnen. Man sieht noch heute, wenn man Omdurmân durchreitet, ein großes, von einer starken Mauer umschlossenes Stadtviertel, in der Nähe des einstigen Chalifen-Palastes. In diesem weiten Vierecke zeigen sich die jetzt zerfallenden einstöckigen Lehmhäuser, dicht bei dicht. Dort zog damals die auserlesene Schar der Bâgara ein. Sie wurden in der Art gegliedert, daß über 100 ein Hauptmann (râsmîje) über 500 ein Emîr, und über die ganze Truppe des Chalifa ältester Sohn Etmân kommandierte. Alle wurden mit Remington-Gewehren bewaffnet. Aber unerwartete Inspektionen durch Abdullahi selbst, bisweilen sogar zur Nachtzeit, waren keine Seltenheit. Eine enorme Stärkung der persönlichen Gewalt des Chalifa-el-Mahdi bedeutete diese Garde.

Aber, wie alles auf dieser Erde, auch der glänzendste Aufbau unserer Hände, seine Schatten wirft, so gingen Schatten aus auch von dieser Sonnenstunde in Abdullahis Leben. Die Bevorzugung seiner Stammesgenossen weckte den Neid ungezählter Anderer. Eine Garde hatte er um sich geschart, ja! aber Verräter standen, auf einer anderen Seite, gegen ihn dafür auf. Schon das hatte viel böses Blut gemacht, daß, um jenes Quartier in

der unmittelbaren Nähe des Chalifen-Schlusses den Bâgara einzuräumen, unzählige Familien, welche in diesem Stadt-Viertel bereits angesessen waren, Knall und Fall ihre Habe zusammenraffen, und den Eindringlingen weichen mußten, wenn sie auch, in entlegeneren Straßen, entschädigt wurden. Sodann erhielten die Bâgara doppelte Rationen, und sämtliche Mitglieder ihres Stammes bezogen dauernd Getreidelieferungen aus den Staats-Magazinen und zwar zu Preisen, die unter dem Marktwerte standen, selbst noch zu jener Zeit der furchtbaren Hungersnot, welche gegen Ende des Jahres 1889 über den ganzen ägyptischen Sudân hin ausbrach. Die Unruhe der Zeit, welche das Ackergeschäft vielfach störte, ein regenarmer Winter und dazu noch einbrechende Heuschreckenschwärme hatten den Ernteertrag in einer für viele totbringenden Weise gekürzt. Viele Stämme im Innern starben aus, und in Omdurmân wohnte das Elend auf den Gassen.

Der verstorbene Mahdi, welcher die Nordgrenze seines Reiches bis zum zweiten Nil-Katarakte, bis Wâdi-Halfa, vorschob, hatte sich bereits mit dem Plane getragen, diese Grenze zu überschreiten, und in Ägypten einzufallen. Abdullahi nahm den Gedanken wiederum auf.

Es geschah im Jahre 1889, daß zunächst 4 Gesandte in seinem Auftrage nach Kairo aufbrachen, welche nichts mehr und nichts weniger dem Chedive zu überbringen hatten, als die Aufforderung zur Unterwerfung. Diese Abgesandten kamen indessen nicht weit; sie wurden schon in Assuân, von dem englischen Kommandanten festgenommen, eine Zeitlang dort gefangen gehalten, und dann, ohne Antwort, heimgeschickt.

Nun brach Abd-er-Rachmân, der General des Abdullahi, unverzüglich auf. Er hatte die Instruktion, das von den Engländern stark befestigte Wâdi-Halfa zu umgehen, auf das 363 Kilometer nördlicher gelegene Assuân zu marschieren, dieses anzugreifen, zu überwältigen und dort weitere Befehle abzuwarten.

Es kam dazu nicht. Wâdi-Halfa wurde zwar ohne großen Verlust passiert, dann aber warf sich den anrückenden Mahdisten, der von Assuân aufgebrochene Sirdar der ägyptischen Armee, ein Engländer, General Grenfell, mit Macht entgegen. Er erreichte sie an einem Punkte etwas nördlich von dem berühmten Felsen-Tempel zu Abû-Sinbel, bei Toshki. Hier, auf dem östlichen Ufer des Nils, am 3. August 1889, kam es zu einer mörderischen Schlacht. In derselben fiel Abd-er-Rachmân mit den meisten seiner Emîre, 16 000 Derwische wurden niedergemetzelt, und nur wenige entkamen, um die Niederlage in Omdurmân zu melden. So groß wie der Schrecken hier anfangs auch war, so wich derselbe doch einer gewissen Genugtuung, als man bemerkte, daß den Siegern von Toshki der Mut gänzlich gebrach, offensiv vorzugehen, nach Süden zu stoßen, und, was das nächste gewesen wäre, Dongola zu besetzen.

Daß dieses erst volle 9 Jahre später gewagt wurde, beweist doch

den großen Respekt, welchen man auf der englischen Seite, trotz des augenblicklich errungenen Sieges, vor den militärischen Leistungen der Mahdia beihelt.

Die hier im Norden des Chalifenreiches erlittene Niederlage wurde jedoch reichlich wettgemacht durch die, in demselben Jahre, auf seiner Südgrenze erfochtenen Siege.

Die Bahr-el-Ghasel-Provinz, benannt nach dem gleichnamigen westlichen Zuflusse des Weißen Nils, gelegen im Süden von Kordofan und von Dâr-Fôr, war überaus reich an Getreide, Elfenbein, Straußenfedern und namentlich an einem vorzüglichen schwarzen Menschenmateriale zum Zwecke der Ergänzung des Heeres. Diese Provinz des Sudân hatte bereits im Jahre 1885 deren damaliger ägyptischer Gouverneur, Lupton-bey, (ein Engländer) an den mahdistischen General Abd-el-Karîm verloren. Es war derselbe Abd-el-Karîm, welcher dann den von Chartûm abgeschnittenen Emin-pâcha in seiner so tapfer gehaltenen Äquatorial-Provinz schwer bedrohte und denselben nötigte, bis zum 3ten Grade nördlicher Breite, bis Wadelai, zurückzuweichen. Zum Glücke für Emin erhielt der tapfere Abd-el-Karîm von Abdullahi plötzlich den Befehl, mit seiner Streitmacht nordwärts nach Schekka abzurücken, um Dâr-Fôr zu decken.

Seit jener Zeit war man um die Ghasel-Provinz wenig besorgt gewesen. Indessen jetzt ließ der im Hauptquartiere zu Omdurmân immer fühlbarer und fühlbarer werdende Getreidemangel an deren Körnerreichtum zurückdenken.

Im Juli 1888 erhielt Omar-Salah Befehl, mit dreien Dampfern und acht Segelbarken, enthaltend 800 Schützen und 500 Lanzenträger gen Süden aufzubrechen. Und sein Ziel war nicht bloß die Ghasel- sondern auch die Äquatorial-Provinz. Darum führte er mit sich Briefe auch an Emin-pâcha, in englischer Sprache von Slatin abgefaßt, welche die Unterwerfung dieses so tapferen und ausdauernden Pioniers unserer deutschen Wissenschaft im Namen Abdullahis verlangten. Man drang bis Redgaf, ja bis Duflé vor. Indessen man fand Emin nicht mehr in seinem, von 1882 bis 1889 mit wunderbarer Klugheit und aus völlig eigenen Mitteln behaupteten Herrschaftsgebiete. Der tapfere Mann war aus Gründen, die an einer anderen Stelle ihre Erörterung finden werden, gedrängt von Stanley, bereits am 10. April 1889 nach Sansibar aufgebrochen.

Die ägyptischen und sudanischen Soldaten, welche damals Emin nicht folgen wollten, hatten nach ihres Feldherrn Weggange eine Art von Militär-Republik gegründet, welche von Omar-Salah mühelos über den Haufen geworfen wurde; und die mit den Produkten dieser äquatorialen Gegend schwer befrachteten, nilabwärts zurückkehrenden Schiffe verkündigten in Omdurmân laut genug den Reichtum jener fernen Zonen.

Auf dieser Operationslinie war jedoch ein Punkt von den Mahdisten



bisher scheu umgangen worden, ein Platz, auf dem ihre Fahne noch nicht wehte.

Es war Fashoda! etwas nördlicher von jener Stelle gelegen, wo der Gazellen-Fluß dem Weißen Nile zuströmt.

Hier wohnte der durch seine Riesengröße sich auszeichnende, tapfere Stamm der Schilluks. Als Heiden waren sie schon aus religiösen Gründen Gegner der Mahdisten, bildeten unter ihrem Könige (Mek<sup>1)</sup>) ein selbstständiges Reich, und genossen, während die Kriegswogen den Sudân überfluteten, auf ihrem Gebiete ungestörten Frieden. Im Gefühle seiner Macht hatte der „Mek“ es nicht für nötig gefunden, den Chalifa-el-Mahdi seiner Untertänigkeit zu versichern, oder ihm Abgaben zu zahlen.

Als Omar-Salah im Juli 1888 den Vorstoß nach der Äquatorial-Provinz unternahm, hatte er von Abdullahi den strengen Befehl erhalten, Fashoda zu umgehen, keinen Schuß dort abzugeben, sondern nur, in dem Falle eines Angriffes, sich, so weit als notwendig, zu verteidigen.

Doch dieses Hindernis durfte nicht für alle Zeit bestehen bleiben. Die Öffnung und, im Interesse des Reiches, dauernde Offenhaltung der Wasser-Straße nilaufwärts verlangte gebieterisch das Zerbrechen jenes widerspenstigen Volkes.

Indessen, ein Mann wie Omar-Salah war solcher Aufgabe nicht gewachsen.

Säki-Gamil, ein Bägara, wurde dazu herangezogen. Der Enkel eines freigelassenen Sklaven, aber von großer persönlicher Tapferkeit, hatte er in Galabat sich zu einem umsichtigen Feldherrn herangebildet. Mit 6000 Mann bricht derselbe vom Blauen Nile auf, durchquert das Gezîre, d. h. die Landschaft zwischen dem Blauen und dem Weißen Nil, und findet am Ufer des letzteren, bei Kaua, die von Omdurmân gekommenen Transportschiffe.

Die Fahrt geht direkt nach Fashoda.

Die Schilluks, in der Meinung, daß diese Dampfer, wie die bisherigen, ihr Gebiet nur passieren würden, werden durch die Landung überrascht und dabei zersprengt. Doch sammeln sie sich und verteidigen ihr Vaterland mit bewunderungswürdigem Mute. Indessen die, mit Remingtongewehren bewaffneten, Soldaten Säkis erringen den Sieg über die Lanzenträger. Allgemein wird schließlich die Flucht; ihr König aber gefangen und getötet.

Mit Weibern, Kindern und reicher Beute beladen, kehren die Schiffe zurück nach Omdurmân, um zu melden, daß auch dieses letzte Bollwerk des Widerstandes auf dem oberen Nile zerbrochen sei. Nun herrscht ungehemmt bis zur fernsten Südgrenze des entdeckten Afrikas hinab das Reich des Mahdi! —

---

<sup>1)</sup> Mek = Melek = König.

Es war jedoch 3 Jahre später, im Jahre 1893, daß dieses weite Reich seine erste, ernstliche Erschütterung erfuhr, und zwar durch den Vorstoß einer europäischen Macht. Doch geschah dieses seltsamer Weise nicht von seiten Englands, sondern durch das kleinere Italien.

Italien, verstimmt durch das Scheitern seiner auf die Erwerbung von Tünisien gerichteten Hoffnungen, welche ein rascher Schritt Frankreichs (durch den Vertrag zu K'sr-Saïd, vom 12. Mai 1881<sup>1)</sup>) durchkreuzt hatte, suchte für diesen Verlust Entschädigung am Westrande des Roten Meeres.

Am 5. Juli 1882 war, unter dem Widerstreben des Kabinettes „Gladstone“, die Erklärung der Bai von Assab mit ihrem Hinterlande als „Italienische Kolonie“ erfolgt. Doch wachte England mit Argusaugen darüber, daß es sich hier lediglich um ein kommerzielles Unternehmen handeln dürfe. „La mer Rouge est notre corde sensible“, so hatte man in London erklärt. —

Dann aber war am 26. Januar 1885 die furchtbare Niederlage der englischen Politik im Sudân, durch den Fall Chartûms und den Tod Gordons, erfolgt.

Nun änderte man plötzlich in London die bisherige Auffassung; man rief Italien, dessen Expansionsbestrebungen am Roten Meere man soeben noch sorgfältig einzudämmen versucht hatte, mit lauter Stimme zur Hilfe. Diese Macht erschien jetzt, in der Stunde der Verlegenheit, als geeignet, nun durch einen Vorstoß von Osten her, die so gefährlich anschwellende Gewalt der Mahdia zu treffen und einzuschränken.

So kam es, daß von London aus die direkte Einladung nach Rom erging, Massâua zu besetzen. Ein Ereignis, welches sich am 6. Februar 1885 vollzog.

Wie nun von diesem gewonnenen, festen Punkte aus der Aufbau der Kolonie Erythräa, unter vielen Wechselfällen, sich vollzog, ist an einer anderen Stelle dieses Buches bereits mitgeteilt worden.

Die Italiener hatten, unter Zurückdrängung der abessynischen Vorstöße gegen das Meer hin, das gesamte Hinterland von Massâua bis über Agordat hinaus in ihren Besitz gebracht. Und hier in Agordat erhoben sich bald, auf zwei benachbarten Anhöhen, zwei starke Zitadellen, als Bollwerke gegen die, gleichfalls das Meer suchenden, Derwische.

Tatsächlich erfolgte auch im Dezember 1893 ihr Vordringen unter Führung Ahmed-Alys. Es kam zu einer offenen Schlacht am 21. Dezember 1893 am Fuße jener beiden Zitadellen. 9000 Derwische standen gegenüber 3000 Mann italienischer Infanterie und 2 Batterien, befehligt vom General Arimondi. Nach 5 stündigem, heißem Kampfe blieb der letztere der Sieger, und die Derwische zogen sich auf Kassala zurück.

So beunruhigend die Nachricht von dieser Niederlage Ahmeds, bei

---

<sup>1)</sup> Vgl. mein Werk: Aus den Staaten der Barbaresken, Berlin 1902, pag. 212. —

Agordat, auch in Omdurmân gewirkt hatte, so tröstete man sich doch hier mit einer Hoffnung. So wenig nämlich, dachte Abdullahi, wie nach dem Siege von Toshki 1889 die Engländer es gewagt hätten, weiter vorrückend, Dongola zu besetzen, so wenig, und noch weniger, würden jetzt die um vieles schwächeren Italiener es unternehmen, in Ausnutzung ihres Sieges, das wichtige Kassala anzugreifen.

Und doch, das Unerwartete geschah. Im Januar 1894 rückt Oberst Baratieri gegen das, 187 Kilometer von Agordat aus, nach Westen hin gelegene, Kassala vor, greift dasselbe an und erstürmt es.

Damit war ein sowohl strategisch, wie auch handelspolitisch, überaus wichtiger Platz den Derwischen entrissen.

Und nicht bloß entrissen ihnen die Italiener diese Festung, sondern behaupteten sie auch mit großer Tapferkeit, trotz all ihres inzwischen erfahrenen Mißgeschickes — (am 1. März 1896 bei Adua) — 2 $\frac{1}{2}$  Jahre lang, bis zum Weihnachtstage 1897. An diesem Tage war es der Abschluß, auf englischer Seite klug geführter, diplomatischer Verhandlungen, welche diesen wichtigen Ort nunmehr in die Hände der Engländer legten, ein Nachgeben, welches heute in Rom wohl sehr bedauert werden wird.

In Omdurmân war die Bestürzung über den Verlust Kassalas ganz gewaltig. Der Chalif glaubte die allgemeine Niedergeschlagenheit durch ein kriegerisches Schauspiel wettmachen zu müssen. Wie einst Sidi Okba<sup>1)</sup> nach Unterwerfung der gesamten Nordküste Afrikas in Tanger angelangt, mißmußig über die hemmende Fläche des Ozeans, sein Schlachtroß in die Wogen hinein zwang und das Schwert drohend wider das gegenüberliegende Spanien ausstreckte; so ritt auch Abdullahi, nach Empfang jener Trauerbotschaft, mit kriegerischem Gefolge hinab an den Nil, zwang sein Roß bis zu den Knien in's Wasser, riß sein Schwert aus der Scheide und rief, es drohend gen Osten schwingend, mit dröhnender Stimme: „Alläh-hû-akbar!“ = „Gott, er ist der Größeste!“ Eine Anrufung des Allmächtigen zum Beistand gegen die ungläubigen Feinde! Ein Ruf, welchen die aufgeregte Menge nun tausendstimmig an jener Stelle wiederholte.<sup>2)</sup>

In der Tat, der Verlust Kassalas war die erste Bresche in den Verband des bis dahin als unverletzlich geltenden Mahdi-Reiches. Wer Kassala beherrscht, ist damit auch ein Herr über die zum Blauen Nil hinabführenden Straßen. Daher erhielt der willensstarke und kluge Osman Digna den Befehl, zunächst die Linie des Atbara durch die Anlage bewaffneter Stationen zu befestigen. Er gründete zu diesem Zwecke die Forts El-Fasher, Asobri und Qôz-Rejab, welche miteinander in fortwährender Verbindung standen.<sup>3)</sup> Und der Vetter des Chalifen, Ahmed-Fadil, der Kommandant von Gadâref,

---

<sup>1)</sup> pag. 172, „Aus den Staaten der Barbaresken.“

<sup>2)</sup> pag. 465, Slatin.

<sup>3)</sup> pag. 549, Slatin.

bekam den Auftrag, diesen Platz, welcher auf der Hälfte der Verbindungsstraße zwischen Kassala und dem Blauen Nile liegt, um jeden Preis zu halten.

Die militärischen Unternehmungen Italiens gegen Abessynien indessen, und die großen Erschütterungen, welche der Bestand ihrer Kolonie Erythräa, bald darauf durch die Niederlage bei Adua (1. März 1896) erfuhr, bewirkten es, daß von dieser Seite her eine Gefahr dem Mahdi-Reiche fernerhin nicht drohte.

Diese Gefahr für seinen Bestand bildete vielmehr sich heraus aus Verwickelungen, welche in seinem Inneren entstanden.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die Partei des verstorbenen Mahdi gleich zu Anfang Ränke angesponnen hatte, welche Abdullahis Entthronung bezweckten. Je schärfer diese Ansprüche von dem Chalifen damals zurückgewiesen waren, um so mehr zog sich diese Bewegung in die Tiefe der Gemüter zurück, und glühte dort unter der Asche einer, zur Schau getragenen, Loyalität weiter. Dieser Kreis der Unzufriedenen mehrte sich durch den Anblick der Opfer, welche Abdullahis reizbare Empfindlichkeit, sein wachsendes Mißtrauen, und seine grausame Strenge, durch fast täglich vorkommende Verurteilungen, um Vermögen und Leben gebracht hatten. Ein amtliches Edikt war selbst so weit gegangen, jeden Einzelnen für das Treiben seines Nachbarn verantwortlich zu machen. Auf diese Weise umgarnte ein, von Oben her begünstigtes und geleitetes, System der Überwachung und der Angeberei jeden Fuß, und das um so gewisser, je höher jemand gestellt war. Die übereinstimmende Aussage von zweien Zeugen, welche irgend jemanden als verdächtig bezeichneten, genügte, um ihn vor Gericht zu schleppen und zu Falle zu bringen. So verloren durch Hinrichtung ihr Leben folgende Männer: Ibrahim-min-ûlaed-Adlân, der erprobte Finanz-Chef; Säki-Gamil, der erste und beste Feldherr des Chalifa, und Kâdi-Ahmed-Aly, der Ober-Richter.

„Nach meinem Tode wird man Männer suchen, und sie nicht finden, um meine Stelle zu ersetzen!“ so hatte der tapfere Säki-Gamil auf seinem Todesgange gesagt. Er hatte vollkommen recht. Abdullahi, in seinem düsteren, krankhaften Mißtrauen, es könnte jemand an seiner Seite sich selbständig machen wollen, um ihn zu stürzen, war es, der sich selbst seiner besten, ihn unterstützenden, Kräfte beraubte.

In der Stunde der Entscheidung sollten eben diese ihm, zu seinem größten Schmerze, fehlen.

Für jetzt aber hatte es noch keine Gefahr! — Es war im Jahre 1892, daß die an den Namen und an die Blutsgemeinschaft mit dem verstorbenen Mahdi anknüpfende, gegen Abdullahi gerichtete, Bewegung von neuem hervorbrach. An ihrer Spitze stand niemand anderes, als der 2te Chalif Mohammed-Scharif, in eigener Person, und ihm zur Seite die beiden, jetzt



kaum 20jährigen, Söhne des verbliebenen Mahdi. Die Verschworenen, deren Endziel es war, das verhaßte Joch des Abdullahi abzuschütteln, versammelten sich in ihren, dem Grabmal des Mahdi nahegelegenen, Häusern zu Omdurmân. In ihrer Mitte stand auch die vornehmste Frau jenes hohen Toten, die greise Sidinnâ Aischa, die Mutter aller Gläubigen, (Umm-il-Muminim), umgürtet mit einem Schwerte, die Verschworenen durch ihre erbitterten Worte anfeuernd.<sup>1)</sup> Die Schußwaffen wurden verteilt. Aber es waren im ganzen etwa nur 100 Remington-Gewehre, welche vor den überwachenden Blicken der Polizei heimlich sich hatten zusammenbringen lassen, und für sie war nicht einmal genügende Munition vorhanden.

Aber auch hier fehlte nicht der Verräter! — Abdullahi, von allem rechtzeitig unterrichtet, ließ während der Nacht sämtliche zum Quartier der Rebellen führenden Straßen durch seine Bâgara besetzen; und, als die Sonne des Dienstages aufging, welche das Zeichen zum Ausbruch der Revolution hätte geben sollen, da sahen die Verschworenen von allen Seiten sich eingeschlossen.

Ohne Zweifel war Abdullahi der Stärkere! Aber er war viel zu klug, um seine Stärke hier auszunützen, seinem Zorne den Zügel schießen zu lassen, und in einem Blutbade diese Bewegung auf der Stelle zu erstickten. In seinem Herzen stand ja das Schicksal der Schuldigen geschrieben: „Töd!“ — Aber er wünschte eine Beseitigung, welche jedes Aufsehen vermied. Darum wurden mit den rings Eingeschlossenen zunächst Verhandlungen eröffnet, deren Tendenz ein scheinbar friedliches Übereinkommen war. Zaudernd gingen die Verschworenen auf diese Anerbietungen ein. Endlich, nach dem Verlaufe von fast einer Woche, an einem Freitage Morgen, löste sich der Kordon, und die Anführer der Rebellen erschienen vor dem Chalifa Abdullahi, um knieend seine Verzeihung zu erbitten, welche ihnen auch versprochen wurde.

Aber es war das alles nur ein Schauspiel! —

Nach und nach entledigte Abdullahi sich dieser sämtlichen Teilnehmer der Bewegung, freilich ohne alles Geräusch. Auch der Vornehmste unter ihnen, der Chalif Mohammed-Scharif wurde nicht verschont. Die meisten verschickte er nach dem unlängst eroberten, fernen Fashoda, wo sie nach Weisung der Uriasbriefe, an den dortigen Gouverneur gesandt, in aller Stille nach und nach verschwanden. Die Güter der Gerichteten aber fielen Abdullahi und seinen Bâgara zu.

Die Spannung, welche während jener Woche alles in Omdurmân unter Atem hielt, hatte der gefangene Missionar, Pater Joseph Ohrwalder aus Österreich klug und kühn benutzt, um, in Begleitung einiger gleichfalls gefangenen Missionsschwestern, zu entfliehen, und auch glücklich zu entkommen.

---

<sup>1)</sup> Slatin: pag. 442. ff.

Indessen dieser Sieg über die Partei der Aschrâf, der Blutsverwandten des Mahdi, und deren Anhang, war für Abdullahi nur ein Pyrrhus-Sieg. Mit einem schweren Verluste an dem Nimbus seiner göttlichen Sendung ging er aus diesem Kampfe hervor. Aus dem Glauben an diese göttliche Sendung ihrer Führer war ja die ganze Bewegung entsprungen, auf diesem Glauben hatten alle bisher errungenen Erfolge beruht. So unumstößlich gewiß allen nun einst die göttliche Sendung des ersten Mahdi gewesen war, so sehr griff zur Zeit der Zweifel gegen Abdullahi Platz, dessen Härte und dessen Wortbrüchigkeit gegen die Verwandten des einst so geliebten Propheten die öffentliche Meinung auf das Tiefste verletzte. Zerbröckelte in den Massen aber solch ein Glaube, dann mußte auch die Kraft schwinden, welche diesen Staat bisher zusammenhielt. Abdullahi konnte es sich auch keinesweges verhehlen, daß die Stimmung im Lande, während der 7 Jahre seiner Regierung eine völlig andere geworden war, daß der Glaubenseifer und der Opfermut, welche zu den Zeiten des ersten Mahdi alles beseelt hatten, nun stark im Sinken begriffen waren.

Darum sann er auf ein anderes Band für diese buntscheckigen Massen, und das war die, auf physische Machtmittel gegründete, Gewalt!

Zwischen den letzt geschilderten Ereignissen und dem Untergange des Staates liegen noch 6 Jahre.

Diese Zeit ist erfüllt von dem Streben Abdullahis, die Herrschergewalt dauernd an sein Haus zu knüpfen; also eine erbliche Dynastie sich zu gründen.

Für die legitime Thronfolge kam nur noch einer jener 4 Rechtsnachfolger, welche der erste Mahdi persönlich ernannt hatte, in Betracht; das war Aly-walad-Helu. Dieser besaß indessen einen weichen Charakter, ohne den Ehrgeiz der Herrschaft; dazu auch nicht die Rückendeckung einer Partei. Von seiner Seite war ein Widerstand nicht zu befürchten.

Abdullahi hatte den lebhaften Wunsch, daß sein Sohn Etmân in der Herrschergewalt ihm dereinst folgen sollte.

Etmân und dessen Schwester Radia waren die Kinder der Sâhra, einer Stammesgenossin des Fürsten, die, seit frühester Jugend ihm vermählt, Leid und Freud ein Leben hindurch, und welch ein wechselvolles, mit ihm getragen hatte. Diese Sâhra hatte den Etmân ihm geboren auf jener denkwürdigen Flucht von der Insel Aba nach Djebel Gedir. Und die tiefe und aufrichtige Liebe, welche Abdullahi zu diesem Sohne empfand, war ein mildernder Zug zwischen den sonst so harten Linien seines Charakters.

Etmân war jetzt 21 Jahre alt, und hatte eine für seine Verhältnisse sorgfältige Erziehung genossen. Vermählt mit einer Cousine, der Tochter des Vaterbruders Jakûb, erhielt er eine Art von Hofstaat, bewohnte zu Omdurmân ein großes, prächtig eingerichtetes, Haus gegenüber der Wohnung

seines Vaters, und führte den Ehrentitel eines Schêch-ed-din. Die Soldaten mußten vor ihm, wie vor seinem Vater, präsentieren.

Wie die Ausstattung dieses Sohnes fürstlichen Glanz anstrebte, so noch mehr der Haushalt des Vaters. Mohammed-Ahmed, der erste Mahdi, war einst auf einem einfachen Angarêb gestorben.

In den Zimmern Abdullahis sah es anders aus. Eiserne, reichvergoldete Bettgestelle, dicke Teppiche, mit Seide überzogene Polster, Tür- und Fenstervorhänge aus schweren Stoffen sah man dort. Für den Sudân, und in Anbetracht der ärmlichen Verhältnisse, aus denen Abdullahi stammte, war das eine geradezu glänzende Ausstattung.<sup>1)</sup>

Danach richtete sich auch bald die Umgebung des Hofes.

Der erste Mahdi hatte den Frauen keinen anderen Schmuck erlaubt, als Perlmutterknöpfe am Gewande und eine einfache Korallenschnur um den Hals; jetzt fing man wieder an, Gold- und Silberschmuck zu tragen.

Und, weit ab von dem Versprechen der Gleichheit, der Brüderlichkeit und der Armut, welche der erste Mahdi als Grundsatz für sein Reich gefordert hatte, strebten jetzt die Großwürdenträger, insgeheim sich zu bereichern.

Als der General Säki-Gamil verhaftet wurde, fand man bei der Durchsuchung seines Hauses 50,000 Maria-Theresia- und Medjidié-Taler in Säcken aufgestapelt.

Und der erste Richter im Lande, Ahmed-Aly, hielt sich über 1000 Sklaven, welche seine ausgedehnten Äcker bebauten.

War diese einbrechende Üppigkeit, im Kreise einer sich heranbildenden Aristokratie, die unmittelbare Folge von Abdullahis eigenem Streben, sein Haus aus der Masse herauszuheben, um demselben die Herrschaft zu sichern, so zeigte sich als eine zweite Folge solches Strebens ganz besonders die Steigerung seines, schon früher so krankhaften, Mißtrauens.

Der Chalifa lebte in Omdurmân in diesen letzten Jahren seiner Regierung in völliger Abgeschlossenheit. Begehrte jemand, zur Audienz bei ihm vorgelassen zu werden, so mußte er zuerst der peinlichsten Durchsuchung seiner Person sich unterwerfen. Schwert und Messer wurden ihm abgenommen. Und, wie der Chalifa sich von allen zurückzog, so wurde auch den Offizieren und Soldaten seiner Leibwache der Verkehr mit der übrigen Bürgerschaft Omdurmâns untersagt. Bei den täglichen Spazierritten, zu denen Abdullahi Helm und Panzer anzulegen jetzt liebte, war er stets umgeben von einer sehr starken, bewaffneten Macht. (Mulazemie). —

Unter dieser nie schlummernden Sorge um den Besitz seiner fürstlichen Stellung war Abdullahi frühe gealtert. Trotz seiner erst 49 Jahre waren sein Kopfhaar und sein Bart fast weiß geworden, und härter und

---

<sup>1)</sup> pag. 527, Slatin.

härter zeigte sich der Ausdruck seines Gesichtes. Er wurde das vollendete Bild eines orientalischen Despoten!

An die Treue anderer glaubte er selbst nicht mehr! Wie konnte er sie denn, für seine Person, aus der Mitte des Volkes fordern? —

Eine auf physische Machtmittel sich gründende Gewalt und eine daran sich knüpfende Furcht sollten den Glauben und die Liebe ersetzen, welche die Masse nicht mehr für ihn empfand. Und er besaß ja solche Machtmittel in den Bataillonen seines stehenden Heeres.

Slatin gibt, als Augenzeuge, uns eine Übersicht der Stärke dieser, allerdings in die verschiedenen Garnisonsorte des Sudân verteilten, Truppen.<sup>1)</sup>

Es waren 98,450 Mann Infanterie und 6600 Mann Kavallerie. Zur Ausrüstung gehörten 75 Geschütze und 40,350 Gewehre. Die Munition, in Omdurmân selbst, allerdings aus wenig gutem Materiale, und von nicht immer sachkundigen Händen, hergestellt, war mittelmäßig.

Immerhin eine respektable Macht! —

In Omdurmân selbst standen davon 11,000 Mann Leibwache, ausgerüstet mit Remingtons, 3500 Mann Kavallerie und 45,000 Schwert- und Lanzen-Träger.

Und in diesen Leuten steckte ein ausgezeichnetes Kriegsmaterial. Bedürfnislos und zäh, gleichgültig gegen Wunden und verachtend den Tod. Emin-pâcha spricht auch von dieser wunderbaren Fähigkeit der Sudâner, Schmerz zu ertragen. Nach einer schweren Verwundung gehen sie noch mehrere Stunden weit, ohne zu klagen, oder zusammenzubrechen. Man vergleiche dazu auch eine jener Vorführungen der Fantasia aus dem Fest- abende in Gadâref.<sup>2)</sup>

Ja, hätten diese Leute eine stramme militärische Durchbildung gehabt! Aber daran fehlte es!

In der ersten Zeit hatte der Krieg selbst sie erzogen. Das Schlachtfeld wurde ihr Übungsplatz.

Nun, da seit einer Reihe von Jahren die Kämpfe schwiegen, hätten der Exerzierplatz und das Manöverfeld die nötige Schulung bringen müssen.

Und wie sah es damit aus? —

Im Anfange seiner Regierung fand unter Abdullahi noch jeden Freitag auf der sandigen Ebene, welche westlich von Omdurmân sich erstreckt, ein Manöver der gesamten Garnison statt; in den späteren Jahren indessen geschah dieses nur noch 4mal im Jahre, während an den Freitagen man sich auf eine nutzlose Parade beschränkte.

Außerdem führte das wachsende Mißtrauen Abdullahis dahin, daß er, selbst den Soldaten seiner Leibwache, die Gewehre während der Wochen-

---

<sup>1)</sup> pag. 492, Slatin.

<sup>2)</sup> Kapitel 16 dieses Buches.



tage abnehmen, und dieselben im Waffenhause verschließen ließ, mit dem Befehle, sie lediglich für die Feiertage zum Paradieren den Leuten auszuhandigen. So fehlte diesen denn jede Möglichkeit, mit ihrer Schußwaffe vertraut zu werden.

Die auf den ruhmreichen Schlachtfeldern der Mahdia erzogenen und bewährten Feldherren hatten aber nach und nach der Kampf, das Alter, oder auch die Eifersucht Abdullahis hinweggerafft.

„Nach meinem Tode wird man Männer, wie mich, suchen, und nicht finden!“

Das hatte der General Säki-Gamil ausgerufen, als er, zum Hungertode durch Abdullahi verurteilt, in das Gefängnis abgeführt wurde.

Diese Prophezeiung ging in Erfüllung! Als am 2. September 1898 auf dem Schlachtfelde zu Kêreri die eisernen Würfel fallen sollten, da hatte Abdullahi niemanden anders zu seiner Unterstützung, als den weichen, unkriegerischen Aly, welcher den rechten Flügel, und seinen jungen, unerfahrenen Sohn Etmân, welcher den linken Flügel befehligte.

Dieses Heer des Chalifa, zahlreich, aber ungeübt und schlecht geführt, genügte wohl allenfalls, um im Innern das Ansehen der Regierung zu decken, aber nicht mehr, um, angegriffen von einer fremden, gut geschulten und gut bewaffneten Truppe, Stand zu halten.

Der sehnliche Wunsch Abdullahis, die Regierungsgewalt an sein Haus zu ketten, und eine erbliche Dynastie sich zu gründen, verführte ihn außerdem zu einer überaus unklugen, ausschließlichen Anlehnung an die Weststämme des ägyptischen Sudân. Man erinnert sich an jenen Freudentag aus seinem Leben, als die 24,000 streitbaren Männer aus den Taascha-Bâgara, seinen Stammesgenossen, in Omdurmân ihren Einzug hielten. Sie bezogen die nächsten Häuser rings um seine Wohnung, sie wurden seine Leibwächter, sie erhielten doppelte Rationen und Feierkleider.

Diese Politik wurde nun weiter verfolgt. Auch die anderen Stämme aus Dâr-Fôr, welche den Bâgara befreundet waren, wurden nach und nach herangezogen, und in der Nähe Omdurmâns, in dem reichen Nilbecken angesiedelt. Die hier ursprünglich ansässigen Djealin<sup>1)</sup> und Dongolaner mußten weichen. Ihre Männer wurden auf entfernte Militärstationen verschickt, ihre Kinder wurden gezwungen, Knechte der Westmänner zu werden. Nicht gerechnet die hochgradige Unzufriedenheit, welche solche Gewalttat erregen mußte, geschah dadurch auch eine schwere Schädigung der wirtschaftlichen Interessen des Sudân. Jene Leute aus Dâr-Fôr waren von Beruf Viehzüchter. Nun, in Provinzen versetzt, welche dem Ackerbau

---

<sup>1)</sup> Nachkommen des „Djeal“, eingewandert aus Arabien in den Landstrich zwischen Berber und Omdurmân, um 800 n. Chr. — Als Sammelname bezeichnen die „Djealin“ Sprößlinge aus echt arabischem Blute, im Gegensatz zu den hamitischen Negern und deren Mischrasen. — Cf. Freih. v. Oppenheim „Rabeh“ p. 2, Berlin 1902. —

dienten, vermochten sie dieser Kulturaufgabe nicht zu genügen, und die Produktion des Landes an Körnern ging erheblich zurück.

Nicht minder stockte der Handel bei dieser Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt, welche die gesamte politische Lage des Mahdi-Reiches bedingte.

Die von ihren Wohnsitzen vertriebenen Dongolaner und Djealin hatten schon früher Ursache zu schweren Klagen über die Härte der gegenwärtigen Regierung gehabt. In ihren Händen lag die Schifffahrt auf dem Nile, und ca. 900 Barken, von einer Tragfähigkeit hinauf bis zu 1000 Zentnern, waren ihr Eigentum.

Diese Fahrzeuge ließ Abdullahi, an einem Tage, sämtlich ihnen konfiszieren, um die Schifffahrt auf dem Nile für die Regierung zu monopolisieren.<sup>1)</sup>

Solche Härten waren selbst in der, an Willkür und Erpressung doch so reichen, Zeit der ägyptischen Pascha-Verwaltung nicht vorgekommen.

Es erhoben sich Stimmen im Mahdi-Reiche, welche, bedrückt durch die rauhe Gegenwart, das Vergangene zurückzuwünschen begannen.

Wie, nach unglücklichen Feldzügen, das lehrt die Geschichte, all der zurückgehaltene Stoff innerer Unzufriedenheit offen ausbricht, so umgekehrt vermögen gewonnene Schlachten, und die damit verknüpften Vorteile, die bestehenden Schäden der inneren Organisation auf lange Zeit hin zu verdecken!

Hätte Abdullahi es vermocht, den großen Siegen seines Vorgängers etwas Gleiches an die Seite zu stellen, wäre ihm, zum Beispiel der Vorstoß nach Ägypten gelungen, so hätte auch er den Vorteil gehabt, daß die innere Unzufriedenheit abgelenkt, und die augenfälligen Schäden seiner Verwaltung ihm verziehen wären. Nun fehlten ihm aber die eklatanten Siege. Das vom ersten Mahdi eroberte Reich hielt sich unter Abdullahi wesentlich in den alten Grenzen. Und ihm fiel vorherrschend die Aufgabe zu, das Gewonnene innerlich zu befestigen. An Versuchen der Art hat es auch nicht gefehlt. Aber, abgesehen von den großen Parteilichkeiten, welche dabei vorkommend, einen wesentlichen Teil der Bevölkerung abstießen und verstimmtten, fehlte dem Derwisch dazu doch jede Erfahrung und Befähigung.

Es ist leichter, wie ein Tiger auf seinen Feind loszuspringen und ihn niederzutreten, dagegen schwerer, mit weisem Sinne und sicherer Hand Ordnung und Recht, Sitte und Wohlstand über ein weites Reich hin zu verbreiten.

Hier versagte Abdullahis Kraft! —

Dazu kam, daß er von der Grundidee, welche das Mahdi-Reich geschaffen hatte, abfiel. Diese Grundidee war die Theokratie! —

„Alläh gab Siege, Alläh gründete dieses Reich und regierte es durch seinen Propheten, den er dauernd inspirierte.“ Dieser Glaube erfüllte

---

<sup>1)</sup> pag. 396, Slatin.

Mohammed-Ahmed. Daher hatte er auch niemals daran gedacht, auf einen seiner Söhne seine Gewalt zu vererben. Er übertrug sie auf einen Nachfolger, der in keinerlei Blutsgemeinschaft mit ihm stand, von dem er aber annahm, daß der Geist auf ihm ruhe.

Anders Abdullahi! —

Er trachtete, unter Beseitigung der übrigen Chalifen, welche zur Nachfolge berechtigt waren, die Herrschaft in seiner Familie erblich zu machen. Sein Plan war die Umwandlung der Theokratie in ein Sultanat. —

Mächte werden aber nur erhalten durch dieselben Ideen, welche sie schufen. Indem Abdullahi diese Umwandlung betrieb, unterband er die ernährende Quelle nicht bloß seiner eigenen Kraft, sondern auch für den Bestand des Reiches.

Für einen gottesandten Propheten, durch den der Allerhöchste befahl und handelte, da lohnte es sich zu kämpfen und zu sterben, nicht aber für einen Tyrannen, der selbstsüchtig nur den Vorteil seines Hauses suchte.

So war das Mahdi-Reich bereits innerlich zersetzt und wurzellos geworden, ehe die Engländer in Omdurmân einrückten. Und auch nur so erklärt es sich, daß diese Derwisch-Heere, vor denen alles früher auseinandergestoben war, sich nicht mehr zu einem nennenswerten Widerstande zu sammeln vermochten, nachdem der erste Stoß bei Kèreri sie getroffen hatte; daß das Reich, hinter dem eine 16jährige Geschichte von Erfolgen und von Siegen stand, in einer einzigen Nacht zusammenbrach, ohne den Versuch zu machen, sich an dieser Stelle wieder zu erheben.

---

## KAPITEL XXVI.

---

### Der Vorstoß der Engländer und die Schlacht von Omdurmân.

Am 28. Januar 1885, zwei Tage nach dem Falle von Chartûm, hatte die Vorhut des englischen Hilfs-Korps, unter Führung des General Wilson, die Nordspitze der Insel Tuti dicht vor Chartûm erreicht; war aber, von der Artillerie der Derwische kräftig empfangen, sofort wieder umgekehrt.

Ihr damaliger, eiliger Rückzug sollte nicht ohne Gefahr verlaufen.

Das Steuerruder ihrer beiden Dampfer Talataween und Bordeen, waren zweien Arabern anvertraut. Diese, hingenommen von den be rauschenden Erfolgen ihrer Glaubensgenossen, verabredeten unter sich den Plan, die beiden Schiffe, durch falsche Steuerung, in Havarie zu setzen. So rennt denn zuerst der Talataween auf einen Felsen und wird leck. Den wertvollsten Teil seiner Ladung bringt man rasch auf den Bordeen. Dieser, in seinem Tiefgang dadurch beschwert, fährt sich auf einer Sandbank fest.

Wilson, dem die Feinde auf dem Fuße folgen, kommt dadurch in eine äußerst kritische Lage. Seine an Kopfhahl kleinere Mannschaft darf die Landung nicht wagen. In seiner Not entsendet Wilson ein Bot nilabwärts nach El-Metämmeh, wo der dritte Gordon-Dampfer, die Saphia, ankerte, um diese zur Hilfe zu rufen. Sie kommt. Aber unter dem Feuer der Mahdisten, und mit einem Schuß durch den Kessel, forziert sie nur mit höchster Not ihre Fahrt, erreicht den Bordeen, und rettet Wilson aus seiner mehr als kritischen Lage.

Die Engländer zogen sich darauf über Dongola bis zum 2ten Katarakte zurück.

In der Folgezeit war es ihnen gelungen, am 3. August 1889, zwischen



Assuân und Wâdi-Halfa, den Mahdisten-General Abd-er-Rachmân, welcher eine Invasion Ägyptens versucht hatte, bei Toshki so wirksam zurückzuwerfen, daß ein zweiter Angriff nach dieser Richtung unterblieb.

Indessen, dann waren wiederum 9 volle Jahre vergangen und die Engländer hatten ruhig, Gewehr bei Fuß, in Wâdi-Halfa gestanden, ohne auch nur einen Versuch zu machen, den Bestand des Mahdi-Reiches durch einen Vorstoß zu erschüttern.

Erst im Jahre 1898 wurde ein solcher unternommen, dann aber mit sichtbarer Eile beschleunigt.

Zwei Gründe mochten hier treiben.

Die ohne Zweifel in London gehegte Vorstellung, daß das Mahdi-Reich, in einem inneren Zersetzungsprozesse begriffen, in nächster Zeit sich selbst auflösen würde, war durch die Berichte Slatin-pâchas dort gründlich zerstreut worden.

Dieser frühere Gouverneur der ägyptischen Regierung zu Dâr-Fôr, hatte — (nach Übergabe seiner Provinz, am Weihnachtstage 1883, an die ihm überlegene Macht des Mahdi) — in der Folgezeit 11 Jahre lang, unter dem Namen Abd-el-Kadr-Sala-ed-dîn, in unfreiwilliger Haft, dabei aber beschäftigt als Adjutant der Chalifen, in Omdurmân gelebt, und demnach hier die reichlichste Gelegenheit gefunden, als gebildeter Soldat, den Geist und die Streitkräfte der Mahdia zu studieren.

Nach mehrfach wiederholten, aber stets vergeblichen Fluchtversuchen in den Jahren 1893 und 1894 war es ihm endlich gelungen, 1895 auf einem äußerst gefahrvollen Wege, über El-Metämmeh, Berber und Abû-Hammed, nach Assuân zu entkommen, wo er am Sonntage, den 16. März, nackt und bis zum Tode erschöpft anlangte.

Seine Berichte, in Kairo und in London, zerstreuten nachdrücklich den Wahn, daß Abdullahis Macht, ohne einen starken Stoß von Außen, nach und nach in sich selbst sich auflösen würde. Er stellte dessen Streitkräfte in ihrer wirklichen Stärke dar, und forderte, unter Vorsicht, aber mit allem Nachdruck, den Angriff.

Für diesen, und zwar so rasch als möglich ihn zu unternehmen, mochte dann noch ein zweiter Grund bestimmend in die Wage fallen.

Die Franzosen waren es, welche von der veränderten Lage der Dinge in Zentral-Afrika Nutzen zu ziehen strebten.

Emin-pâcha hatte, auf Dringen Stanleys, seine Äquatorial-Provinz aufgegeben und war mit diesem, wenig erfreulich in die dortigen Verhältnisse eingreifenden, Manne am 10. April 1889 nach Sansibar hin abgerückt.

So trat denn in diesen Gegenden Zentral-Afrikas ein Vacuum ein für die Etablierung neuer, europäischer Einflüsse.

In diese Lücke suchten sich einzuschieben französische Machtmittel, welche aus dem Südwesten her, von der Grenze des Kongo-Staates vor-

drangen; und verschiedene Vorstöße in dieser Richtung während der Jahre 1892—1894 mit gutem Erfolge unternahmen.

England suchte diesem Schachzuge zunächst auf diplomatischem Wege zu begegnen durch Abschluß des englisch-congolesischen Vertrages vom 14. Juli 1894, welcher dort einen Landstreifen, der England in die Lage setzen sollte, seine südafrikanischen Besitzungen mit dem Niltale zu verbinden, pachtweise ihm überließ.

In Wirkung dieses Vertrages hatte der englische Major Cunningham, von Uganda aus vordringend, den Versuch gemacht, die britische Flagge in Dufilé zu hissen, hatte aber, bedroht durch den König Kabrega von Unyoro, diesen Platz nicht behaupten können.

Um vieles glücklicher war dagegen der französische Capitain Marchand gewesen, welcher von Westen her kommend, mit 400 Mann auf 2 armierten Dampfern den Gazellen-Fluß hinabfuhr, und, unter Zurückwerfung der Derwische aus Fashoda, an diesem Platze sich festsetzte und verschanzte. Das war geschehen am 10. Juli 1898.

Dieses Vorstoßes treibende Kraft war ein wohlerwogener Plan des französischen Ministeriums, welcher die Absicht verfolgte, durch die Behauptung und Erweiterung eben dieser Station die französischen Besitzungen im Westen Afrikas mit denen am Golfe von Aden, durch ein gesichertes Mittelglied, zu verbinden.

Es ist klar, daß die von Süden nach Norden strebende Linie der Machtentfaltung Englands mit der französischen, laufend von Westen nach Osten, hier in Fashoda, wie in einem Schnittpunkte, sich treffen mußte.

Dieser, von einer unbequemen Macht her drohende, Wettbewerb um den Einfluß in Mittelafrika war es nun ganz augenscheinlich, welcher den bewaffneten Angriff Englands auf Omdurmân und die Derwische stark beschleunigte.

Indessen, belehrt durch die blutigen Erfahrungen der Vergangenheit, ging man doch äußerst behutsam vor. Wenn auch die militärische Durchbildung und namentlich die Artillerie auf seiten der Europäer unzweifelhaft die stärkeren Faktoren waren, so hatten doch die Derwische für sich das numerische Übergewicht, die religiöse Begeisterung, die Todesverachtung, die Abhärtung, die Mannhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen, und eine ganz beispiellose Anspruchslosigkeit in Bezug auf Wohnung und Verpflegung.

Während bis zum Jahre 1897 an kriegesischen Operationen nichts von Belang auf beiden Seiten geschehen war, begann man nun englischerseits damit, besonders die Kommunikationsmittel durch den Sudân zu verbessern.

Eine Eisenbahn wurde angelegt quer durch die völlig wasserlose Wüste Korosko, in der Ausdehnung von 345 Kilometern, zwischen den Stationen Wâdi-Halfa und Abû-Hammed, wo die Beschaffung des erforderlichen

Wassers für Menschen und Maschinen besondere Schwierigkeiten bereitete. Der letztere Punkt war am 4. November 1897 erreicht worden. Dann nahm man in Angriff die Strecke zwischen Abû-Hammed und Berber, hier um vieles leichter, weil sie dem Ufer des Nils folgend, die Anlage besonderer Wasserstationen nicht mehr erheischte. Es wurde jetzt möglich, mit dem Schienenstrange täglich um eine englische Meile vorzurücken.

Nachdem so die Kommunikationsmittel im Rücken gesichert waren, schoben sich die englischen Truppen vor in einer doppelten Linie, zu Lande auf dem gewonnenen Eisenstrange, und zu Wasser auf dem Nile. Hier folgten den Landtruppen 9 gefechtsfähige Dampfer, 3 Dampfschlepper und 250 große Nil-Barken, auf denen die gesamte Kriegsausrüstung verfrachtet war. Die Summe der Truppen belief sich auf 20 000 Mann neben einer sehr starken Artillerie.

Durch die Anlage dieser Verkehrsmittel war es den Truppen möglich, von der Operationsbasis, Wâdi-Halfa, her, sich fortlaufend mit dem erforderlichen Proviant, sowie mit Schießbedarf, schnell und sicher zu versorgen; dann aber auch, im Falle einer Niederlage, den schleunigen Rückzug sich zu sichern.

Von Berber aus gelang es dem Oberst-Kommandierenden der englisch-ägyptischen Armee, Sir Herbert Kitchener, im April 1898 die am Atbâra durch Osman Digna angelegten Defensivstellungen der Derwische, als El-Fasher, Asobri, Qôz-Rejab, zu nehmen; wobei ein Vorstoß der, seit dem Weihnachtstage 1897 englisch gewordenen, Garnison von Kassala, unter Major Benson, ihn wirksam unterstützte. Osman Digna rettete fluchtweise mit knapper Not Freiheit und Leben.

Dieser Sieg ermöglichte es den verbündeten Armeen, nun den Vormarsch auf Omdurmân fortzusetzen, wo Abdullahi alle seine Streitkräfte konzentrierte.

Im April bereits war durch diesen Erfolg die Flanke der nilaufwärts marschierenden Armee gesichert worden; doch der entscheidende Schlag geschah ja erst im September desselben Jahres. Vier volle Monate lagen dazwischen! — In diesen kampierte das verbündete Heer untätig in dem Gelände zwischen Berber und der Atbâra-Einmündung in den Nil. Kitchener selbst begab sich nach Kairo und drang hier auf die Entsendung weiterer Verstärkungen, und zwar durch britische Truppen. Dementsprechend trafen, im Verlaufe des Juli in Berber ein, nach und nach 4 Bataillone, eine mit Haubitzen armierte Feldartillerie und das 21ste Ulanenregiment.

Erst am 16. August langte der Sirdar, aus Kairo kommend, wieder bei den Truppen an, und nun erfolgte deren Aufbruch.

Sir Herbert Kitchener war damals ein Mann in der Vollkraft seiner 46 Jahre. Von diesen hatte er die letzten 17 Jahre ununterbrochen in Ägypten und im Sudân, als Soldat, gedient.

Die Weisheit der britischen Regierung pflegt ihre Offiziere, wie Diplomaten, lange auf ein und derselben Stelle zu belassen, damit diese Männer Land und Leute gründlich studieren, und dann die gesammelten Erfahrungen auch zum Nutzen ihres Heimatlandes dort draußen, an Ort und Stelle, wieder verwerten können. So fehlte es Kitchener auch nicht an einer Summe schätzbarer Kenntnisse, welche für dieses Kommando ihm zu Gute kommen sollten.

Freilich, eine Schlacht hatte er noch niemals geleitet, ebensowenig auch praktische Erfahrungen auf dem Manöverfelde gesammelt. Die britische Heeresleitung kennt solche Übungen in größeren Verbänden zu Friedenszeiten nicht.

Als Kitchener, am 23. August, nach Abhaltung einer großen Parade über die vereinigten Truppen, diese einige Bewegungen, den Ernstfall nachahmend, ausführen ließ, war es das erste Mal in seinem Leben, daß er eine geschlossene Armee kommandierte, und äußerte nach diesem Manöver zu dem ihn begleitenden deutschen Offizier, Herrn von Tiedemann, er habe dabei sich „rather uncomfortable“ gefühlt.<sup>1)</sup>

Gerade dieses offene Geständnis, und um so mehr, als es einem Fremden gegenüber geschah, spricht für die Tüchtigkeit in dieses Mannes Charakter. Sicher, in Kitcheners hagerem, elastischem Körper, der allen Strapazen sich gewachsen zeigte, wohnte ein furchtloser, energischer und gegen sich selbst strenger Geist. Keine geeignetere Persönlichkeit hätte man in London zur Führung dieses Feldzuges wählen können. Wie er an sich selbst hohe Anforderungen stellte, so war er hart, oft bis zur Rücksichtslosigkeit auch gegen andere, und liebte, selbst außer Dienst, keine vertrauliche Annäherung. Die Offiziere mußten ihre Ansprüche an Bequemlichkeit in diesem Feldzuge auf das Mindestmaß beschränken, und den Mannschaften entzog er jeden Tropfen Alkohol. Dafür waren die ihnen täglich gereichten 3 warmen Mahlzeiten, neben gutem Thee und einer beliebigen Menge abgekochten Trinkwassers, um so sorgfältiger zubereitet. Als nach dem 29. August, welcher ein Ruhetag gewesen war, die Truppen, langsam avanzierend, Omdurmân und damit der Entscheidung sich näherten, entzog er ihnen auch die Zelte. Nur die Stabsoffiziere behielten solche, als Schattendecke für ihre Arbeiten, wenigstens am Tage. Zur Nachtzeit mußten auch sie darauf verzichten. Bei einbrechender Dunkelheit wurde alles abgebrochen und verpackt, um die Truppe stets kampfbereit zu halten. Das war um so empfindlicher, als die Nächte in diesen Breiten überhaupt kalt sind, und vollends diese 3 Nächte vom 29. August bis zum 1. September mit wolkenbruchartigen Regengüssen durchsetzt waren. Die Leute lagen, zähne-

---

<sup>1)</sup> v. Tiedemann: „Meine Erlebnisse im Hauptquartier Lord Kitcheners und die Schlacht bei Omdurmân“. Ein Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin, am 28. Oktober 1903. — Beiheft zum Militär-Wochenblatt Heft I u. II 1904. Berlin. pag. 30. —



klappernd, auf dem schlammigen, aus rotem Laterit bestehendem, Erdboden, unter ihren durchweichten Wollendecken. Sehulich wurde der Morgen und die wärmende Sonne erwartet.

Slatin-pâcha, jetzt mit dem Range eines Obersten, war dem Sirdar zugeteilt. Obwohl Kitchener fertig das Arabische sprach, so beherrschte er doch nicht die verschiedenen im Sudân üblichen Dialekte. Das tat Slatin, auf Grund seines 11 jährigen Aufenthaltes mitten unter den Derwischen zu Omdurmân. Dort kannte er jeden Winkel und alle Befehlshaber vom Mahdi herab, sowie der gemeinen Derwische Bewaffnung und Gefechtsweise. Sein Verhör der Spione und Überläufer, die mit jedem Tage sich mehrten; die Sichtung der eingegangenen Nachrichten; die Beurteilung der daraus resultierenden Sachlage: seine schließlich sich daran knüpfenden Ratschläge für die Vorbereitung einer Schlacht: alles das mußte in diesen ernstesten Tagen der Rüstung auf die Entscheidung dem Sirdar vom höchsten Nutzen sein.

Der 6te Katarakt war von den verbündeten Truppen passiert, man erreichte das Dorf Kèrri. Die Führer bestiegen einen nahe gelegenen Hügel, den etwa 100 Meter hohen Djebel Sürgham. Durch das Glas beobachtet, lag die Derwisch-Hauptstadt Omdurmân in ihrer ganzen Breite, ein gewaltiges Häusermeer, vor ihnen. Doch, vom Feinde selbst war nichts zu sehen.

Was tat Abdullahi? —

Im Hauptquartiere desselben war man geteilter Ansicht, auf welche Weise dem Feinde zu begegnen sei? Abdullahi beabsichtigte, auf eine Belagerung es ankommen zu lassen, und dann in den Straßen der Stadt selbst den Kampf anzunehmen. Allerdings, hier, in den gewundenen, dem Feinde unbekannten Gassen, wo es doch schließlich auf ein Ringen Mann gegen Mann, Brust gegen Brust hinauslief, wären die Derwische wohl die Überlegeneren gewesen. Mindestens hätte der Sieg, hier ergriffen, den Engländern enorme Opfer gekostet! —

Allein Abdullahi wurde überstimmt! —

Die Theologen waren es, welche ihn bei seiner Rechtgläubigkeit anfaßten. Sie stellten dieses Sichzurückziehen hinter die Mauern der Stadt als einen Mangel an Gottvertrauen dar; das Hinausrücken in das offene Feld aber als einen Ausdruck von Glaubenszuversicht. So angefaßt, konnte der Nachfolger des Propheten, welcher sich zu dem gesicherten Schutze des Allerhöchsten zu bekennen hatte, nicht ausweichen.

Am Abende des 1. September 1898 rückten die Derwische aus, dem Feinde entgegen, um es in einer offenen Feldschlacht mit ihm aufzunehmen.

Es war das Übelste, was Abdullahi tun konnte! —

Freilich, auch das Sichverschanzen in der Hauptstadt hätte die schließliche Niederlage von ihm nicht abgewendet. Zu mächtig war die feindliche

Artillerie, welche zumal von den 9 armierten Dampfern her, auf dem Nile vor Omdurmân verankert, die Stadt und die darin zusammengepreßte Menge, dauernd mit Kugeln hätte überschütten können.

Nur ein solcher Kriegsplan wäre für Abdullahi der richtige gewesen, welcher sein Heer aus dem Bereiche dieser feindlichen Artillerie tunlichst zurückzog, und den Gegner zwang, sich von der Wasserlinie des Nils zu trennen, welche außerdem seine Verpflegung so wesentlich erleichterte. Dem Heere folgten auf jener Wasserstraße beständig die 250 Barken, mit Proviant gefüllt. Sechshundert Kamele, längs dem Nilufer hinaufgetrieben, nahmen aus diesen Barken täglich die Proviantssäcke auf, und führten dieselben den einzelnen Truppenteilen zu. Dieses bequeme Verpflegungssystem, und dann auch die leichte Versorgung mit Trinkwasser hätten von den Truppen aufgegeben werden müssen, wenn man sie zwang die Nillinie zu verlassen.

Daher wäre es für Abdullahi das einzig Richtige gewesen, Omdurmân den Rücken zu kehren, mit seinen gesamten Truppen in das Innere von Kordofân sich zurückzuziehen und hier, im Binnenlande, den ihm sicherlich nachfolgenden Feind zu erwarten, um ihn dort zu zwingen, eine Schlacht anzunehmen. Das Schicksal von Hicks bei El-Obeïd hätte zu diesem Manöver ihn schon auffordern sollen. Denn die Schwierigkeiten an Verpflegung und Tränkung waren für ihn, den Kenner und Gebieter des Landes, selbst im tiefsten Inneren, lange nicht so hochgradig, als für ihn, den nachrückenden, durch eine feinere Kultur verwöhnten, wenig ortskundigen und von der so bequemen zwiefachen Verpflegungsbasis der Eisenbahn und des Nils abgelösten Feind. —

Daß Abdullahi diesen zweckmäßigen Weg nicht fand, war eine Strafe dafür, daß er, eifersüchtig und mißtrauisch, seiner kundigsten Berater und seiner erfahrensten Generale sich selbst beraubt hatte.

Nun ging er blind seinem Verderben entgegen! — Daß auch ein nächtlicher Angriff, welcher, die Wirkung der Ferngeschosse ausschließend, in der Regel zum Handgemenge wird, und den waghalsigen, den Tod verachtenden Derwischen schon so oft zum Siege verholfen hatte, hier nicht den Engländern schädlich werden konnte, dem hatte Kitcheners Klugheit vorgebeugt. Er hatte es mit voller Berechnung so eingerichtet, daß sein Heer in den ersten Tagen des Septembers vor Omdurmân ankommen mußte. Es wurden diese Tage verknüpft durch die Nächte des Vollmondes. Und wer dessen Leuchtkraft, aus dem Leben in den Tropen her, kennt, weiß, daß sein Licht wirkt, wie hier, in unseren Breiten, der Tag.

So war auch jene Nacht, welche den 1. und den 2. September miteinander verband, hell durchleuchtet. Keine Wolke stand am Himmel, und, im Gegensatze zu den letzten schweren Regenschauern, war die Luft klar und mild.

Das Heer der Verbündeten stand nun auf dem linken Nilufer, südlich

von dem arabischen Dorfe Kèreri. Hier wurde ein Lager bezogen und die Bataillone in Form eines Hufeisens aufgestellt. Den Rücken dieser Stellung deckte der Nil. Nach der Landseite hin aber warf man zum Schutze einen Wall auf, bestehend aus Dornengebüsch, untermengt mit Erde. Im Sudân nennt man einen, in dieser Weise umzirkten, Platz eine Seriba.

Hinter dieser Umwallung schliefen die Offiziere und Mannschaften, diese Nacht, in voller Ausrüstung; die Pferde blieben unter dem Sattel.

Solche Kampfesbereitschaft tat not, denn auch die Derwische waren gegen Kèreri vorgerückt, und hatten sich gegenüber den Verbündeten gelagert, so daß, zur Zeit, ein Zwischenraum von nur 8 Kilometern die beiden feindlichen Heere trennte.

Wie stark die Truppen Abdullahis damals gewesen sind, darüber gehen die Meinungen auseinander; Slatin schätzte sie auf 40—50 000, dagegen Neufeld, welcher während jener Kampfstage in Omdurmân sich befand, gibt sie an auf 75—80 000 Mann. In jedem Falle waren die Derwische, an Kopffzahl, den Verbündeten mehr als doppelt überlegen.

Die Nacht vom 1. zum 2. September verlief ohne Zwischenfall! —

Um 6 Uhr bricht das Tageslicht in jenen Zonen an; und um eben dieselbe Zeit lief auch in der Seriba die Meldung ein: „Die Derwische sind im Anzuge“! —

Das Gelände zwischen beiden Heeren war in der Hauptsache ein Flachland, ohne Baum noch Strauch. Doch springen im Süden, wie im Norden, 2 vereinzelte Hügel von nicht erheblichem Umfange bis zur Höhe von 100 Metern auf. Jener heißt der Djebel Sûrgham, dieser führt den Namen Umm-Matrachân, d. h. „die Mutter der Schlupfwinkel“. Beide Erhebungen, vom Nilufer etwa 3000 Meter zurückgezogen, werden untereinander verknüpft durch einen ganz niedrigen, leichtgewellten Erdücken von etwa 4 Kilometern Länge. Das war die Formation des Schlachtfeldes.

Es ist 6½ Uhr morgens. Nun sieht man die weißen Linien der Derwische, am Horizonte auftauchend, der Seriba sich nähern. Im Sturm-schritte kommen sie heran, unter Kriegsgesängen und unter Allâh-Rufen.

Sie sind flink und geschmeidig, wie die Katzen, dabei blutdürstig, wie die Tiger. Das eigene Leben mißachten sie, voll bereit zu sterben für Gott und seinen Propheten, der für Wunden und Tod, auf dem Schlachtfelde bekommen, das Paradies verspricht. Zäh und fast ohne Schmerzgefühl, sind sie, obwohl blutend aus unzähligen Wunden, von denen jede einen Europäer kampfunfähig machen würde, doch bereit den Ansturm immer wieder zu erneuern, um stundenlang noch weiter zu kämpfen. Das sind die Derwische! —

Als sie im Laufschrte bis auf 1000 Meter herangekommen sind,

beginnt die Artillerie der Verbündeten ihr Zerstörungswerk. Von den Kanonenbooten her fliegen die Granaten und Schrapnells hinüber über die Seriba, erreichen die feindlichen Reihen, krepieren und schlagen dort ein. Dann beginnen die Salven der Schnellfeuergewehre der Infanterie sich zu entladen. Zentrum und linker Flügel der Verbündeten bilden bald nur noch eine einzige krachende, feuerspeiende Linie.

Die Derwische, so aus der Ferne gefaßt, stürzen schon, ehe sie herangekommen sind, in ganzen Haufen; doch, man sieht die zerrissenen Reihen sich immer von neuem schließen. Im Sturmschritte dringen sie vor, und ihr Kriegsgesang mischt sich, ohnmächtig verhallend, in den betäubenden Donner der Geschütze.

Obwohl wie die Fliegen sie fallen, so treten die Überlebenden doch stets wieder an die Stelle der Toten, um die Reihen zu schließen. Nun sind sie herangerückt, mit der kühnsten Todesverachtung, bis auf 500 Meter, einige Haufen sogar bis auf 200 Meter dicht vor die Seriba, in welcher die verbündeten Truppen noch immer hinter guter Deckung stehen.

Ein junger Emir, der eine weiße Fahne trägt, reitet einem völlig dezimierten Bataillone voraus. Er blickt nicht rechts, noch links. Hinter ihm fallen nach und nach sämtliche Leute. Doch er reitet weiter vorwärts. Sein Leib und sein Leben, sie scheinen gefeit. Da blickt er rückwärts, und sieht die Kameraden alle tot am Erdboden liegen. Nun pariert auch er sein Pferd und steigt ab. Die weiße Fahne stemmt er vor sich in die Erde, und steht so einige Augenblicke regungslos da. Dann bricht er, von Kugeln getroffen, zusammen. Aber mühsam richtet er sich wieder auf, umklammert den Schaft des heiligen Banners, nimmt dann eine knieende Haltung ein, und wendet das Gesicht nach Mekka! — In dieser Stellung spricht er sein letztes Gebet.

Es war ein vornehmer Araber mit edlen Zügen in dem tiefgebräunten Gesichte, und kaum 30 Jahre alt. Von der Feuerlinie entfernt lag er kaum 150 Meter.<sup>1)</sup>

Nachdem das Feuer der Verbündeten eine Stunde lang, von 6 $\frac{1}{2}$  bis 7 $\frac{1}{2}$  Uhr gedauert und erbarmungslos unter den Derwischen aufgeräumt hatte, erkannten diese die völlige Unmöglichkeit, die Seriba zu stürmen, und wendeten sich nun um, nicht etwa zur Flucht, sondern zu einem geordneten Rückzuge. Es waren ja allerdings nur Reste, welche jetzt wieder

---

<sup>1)</sup> Diesen schönen, so überaus charakteristischen, Zug verdanken wir der Darstellung des Herrn v. Tiedemann — (loc. cit. pag. 20 ff.) — dessen Bericht über den Verlauf der Schlacht bei Omdurmân überhaupt eine, ganz wesentlich aufklärende, Ergänzung bringt zu den Darstellungen aus englischen Quellen. (Supplement to the Handbook of the Sudan, edited in the intelligence Division war office). London 1899. — Jene weiße, blutgetränkte Fahne befindet sich in dem Besitze des Herrn v. Tiedemann, der sie später dem Toten aus der Hand nahm.



hinter jenem gewellten Erdrücken verschwanden, der die beiden aus der Ebene aufspringenden Hügel verbindet.

Das von ihnen zweimal durchschrittene Blachfeld zeigt sich wie von Leichen übersät.

Hier endigt, nicht etwa die Schlacht, sondern nur ihr erster Teil. Der zweite nahm eine solche Gestalt an, daß er das Geschick des Tages leicht hätte wenden können.

Eine halbe Stunde ließ der Sirdar nach diesem Rückzuge der Derwische verstreichen. Als dann kein zweiter Angriff erfolgte, befahl er seinen Truppen, die Seriba brigadenweise zu verlassen, und, mit südwestlicher Richtung, auf Omdurmân hin zu marschieren, während Oberst Collinson mit 4 Bataillonen zur Deckung des Lagers zurückblieb.

Der Abmarsch der Truppen geschah in gebrochener Linie, der Art, daß die Echelons von rechts nach links sich vorschoben. Die britische Division, als linke Flügelbrigade, marschierte nämlich am weitesten nach links und vornean. Die rechte Flügelbrigade Macdonald dagegen marschierte am weitesten nach hinten und rechts. In der Mitte, mit unregelmäßigen Abständen, gingen die 2 anderen Brigaden Maxwell und Lewis. Vor der Front aber ritt das 21ste Ulanenregiment.

Kitchener, welcher mit dem Stabe vornean bei der britischen Division ritt, ließ die Truppen einschlagen den Weg über die Pläne zwischen dem Djebel Sûrgham und dem Nile. Das mit vollem Bedacht; denn so hielt er sich die linke Flanke gedeckt durch die auf dem Nile folgenden Kanonenboote.

Die Tête hatte sich bereits zwischen Berg und Fluß hindurchgeschoben, während die Nachhut, kraft jener staffelförmigen Aufstellung, noch um einen Kilometer Abstand, nordwestlich von dem Fuße des Djebel Sûrgham stand.

Gedeckt durch diesen Berg hatten sich in der Verborgenheit gehalten 15 000 Derwische, welche bisher noch nicht im Feuer gewesen waren, und zu ihnen waren gestoßen die Trümmer jener ersten, sich zurückziehenden Armee. Mit dieser Verstärkung mochten es im ganzen nun 25 000 Mann sein, also an Kopfzahl den Verbündeten gleich. Der Kommandeur jener Reserven war Abdullahis Bruder, der Emîr Jakûb. Hier befand sich auch der Mahdi in eigener Person, und neben ihm das heilige Banner der schwarzen Fahne.

Emîr Jakûb hatte klüglich den Zeitpunkt abgewartet, wo der größere Teil der marschierenden feindlichen Armee bereits den Djebel Sûrgham passiert hätte. Nun aber stürzte er mit dem größten Ungestüm sich auf die zuletzt marschierenden Kolonnen der Brigade Macdonald.

Der Augenblick war überaus kritisch, und gar leicht hätte jetzt den Verbündeten der am Morgen errungene Vorteil noch entwunden werden können.

Da war es der Generalmajor Macdonald,<sup>1)</sup> welcher, mit großer Geistesgegenwart, durch ein schnell und geschickt ausgeführtes Einschwenken seiner Brigade den furchtbaren Stoß aufnahm und, kalten Blutes, so lange aushielt, bis die Verstärkung anlangte.

Die britische Division, bei welcher der Sirdar ritt, erhielt umgehend den Befehl, kehrt zu machen und die Brigade Macdonald zu unterstützen.

Die Lage der Verbündeten wurde indessen um so gefährlicher, als eine andere starke Kolonne der Derwische, geführt durch den Chalifen Aly-walad-Helu, von dem zweiten Hügel Umm-Matrachân herkommend, gleichfalls den Verbündeten in die Flanke und den Rücken fällt.

Die Scharen des Emir Jakûb bekommen durch diese Hilfe verdoppelte Stoßkraft, und unternehmen es wieder und wieder, in wildem Ansturm, das Schicksal des Tages zu ändern.

Es kam zu einem furchtbaren Handgemenge! — Der Sirdar war mit seinem Stabe auf den Djebel Sûrgham hinaufgeritten, und leitete von hier aus die Schlacht.

Im Kampfe Brust gegen Brust ist der Derwisch den regulären Truppen ja weit überlegen, und es hätte auch hier, am Fuße des Djebel Sûrgham, der Sieg den Verbündeten noch entrissen werden können, wenn deren überlegene Artillerie nicht so furchtbar unter den weißen Scharen der Derwische aufgeräumt und die auf dem Nile schwimmenden 9 Kanonenbote, in gut gezielten Schüssen, nicht ihren eisernen Hagel über sie ausgeschüttet hätten.

Diesem, aus der Ferne wirkenden, Feinde gegenüber aber waren alle persönliche Tapferkeit und alle Todesverachtung vergebens.

Die heilige Fahne des schwarzen Banners senkte sich und wurde begraben unter einem Haufen von 50 Leichen, Helden, welche, sterbend, das Symbol ihrer Hoffnungen vergebens mit ihren Leibern zu decken versucht hatten. Unter dem Haufen der hier liegenden Erschlagenen fanden sich auch der Emir Jakûb und der Chalif Aly-walad-Helu.

---

<sup>1)</sup> Sir Hector Macdonald, ein Schotte und der Sohn eines armen Hochlandsbauern, hatte vom gemeinen Soldaten zum General sich hinaufgedient. Von großer Unerschrockenheit, hohen Feldherrngaben, bescheidenster Einfachheit, wurde er der Liebling seines Volkes, welches ihm den Ehrennamen gab: „fighting Mac“. — Später, nach wirksamster Bewährung seiner militärischen Tüchtigkeit im Burenkriege, wurde er Höchstkommandierender der Besatzungs-Truppen auf Ceylon. Hier, in eine ihn schwer verletzende Anklage, deren Recht, oder Unrecht hier nicht zur Erörterung steht, verwickelt, erbat er seinen Abschied unter Belassung der gesetzlichen Pension. Das wurde dem hochverdienten Manne geweigert; vielmehr ihm die Wahl gestellt, entweder einem Kriegsgerichte in Indien sich zu stellen, oder aus dem Heere gestoßen zu werden. In diese Zwangslage versetzt, suchte der, an Verdiensten reiche, an Gold und vornehmen Freunden arme, General seinen Tod, welchen er, auf der Reise von London nach Colombo, in Paris, im Regina-Hôtel fand, den 20. März 1902. —

Dieses Gemetzel hier hatte 2 Stunden gedauert. Um 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr hatte Jakûb angegriffen, und um 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr fiel auf englischer Seite der letzte Kanonenschuß.<sup>1)</sup>

Die Reste der geschlagenen Armee des Mahdi zogen sich nach Westen zu, in die Wüste, zurück.

Abdullahi selbst und sein Sohn Etmân erreichten in rascher Flucht noch Omdurmân, bevor die Tête der siegreichen Armee dort anlangte.

Es war gerade die Höhe des Mittags, als jene Entscheidung fiel. Die Sonne des Sudâns brannte mit verzehrender Glut herab. Die Truppen waren stark ermüdet, aber der Sirdar drängte zum Weitermarsch.

Es war 4 Uhr, als die schwarzen, dem Sudân entstammenden, Brigaden aus dem Heere des Siegers von Norden her einschwenkten, um die, nach der Landseite hin offene, Stadt zu betreten, während die britische Division, draußen bleibend, dort ein Biwak bezog.

Und eine halbe Stunde später ritt der Sirdar selber ein. Es war das ein tollkühnes Unterfangen! —

Omdurmân war vollgepropt von Leuten. Sie waren fanatisierte Mohammedaner. Sie waren von den draußen liegenden Erschlagenen die Blutsverwandten, deren Herz um Rache schrie. Dicht gedrängt standen die Menschen auf den flachen Dächern und in den Gassen. Wie leicht konnte da nicht aus dem Hinterhalte ein Schuß fallen und treffen!

In solcher gefährlichen Umgebung wirkte es seltsam, wenn der Sirdar, welcher im Schritt die Gassen entlang ritt, plötzlich anhielt, eine Zigarette herauszog, dieselbe anzündete, und dabei vorsichtig erst die Windrichtung prüfte. Es war das keine berechnete Pose, sondern Natur. Der Mann hatte wirklich keine Furcht.<sup>2)</sup>

Sein Ziel waren der Palast des Mahdi und die Staatsgebäude. Als sie dieses Zentrum der Stadt erreicht hatten, fielen dort Schüsse in großer Zahl, und es kreperten über den Köpfen der Reiter die Granaten. Eine derselben streckte an der Seite des Sirdar nieder den Kriegsberichterstatte der „Times“. Dieser war ein Sohn des Earl of Carlisle. Ihm war der Schädel zerschmettert. Mit gebückten Köpfen drückten sich nun Kitchener und die Herren seines Stabes dicht an den Mauern entlang, um im toten Winkel zu bleiben. Da wurde es denn, als die Schüsse sich fort und fort mehrten, schließlich auch dem kaltblütigen Sirdar zu viel, und er verließ, im gestreckten Galopp, die Stadt.

Diese gefährlichen Geschosse kamen übrigens nicht von der Seite der Mahdisten, sondern aus englischen Feuerschlünden. Die Bedienungsmannschaften einer aufgefahrenen Feldbatterie und der vor Omdurmân

---

<sup>1)</sup> v. Tiedemann, loc. cit., pag. 24.

<sup>2)</sup> v. Tiedemann, loc. cit., pag. 31. —

haltenden Kanonenboote hatten weiße Derwisch-Gestalten in stärkeren Gruppen auf der hochragenden Zinne von Abdullahis Schloß bemerkt und dorthin gezielt, nicht ahnend, daß ihre Geschosse die eigenen Landsleute bedrohten.

In der nächstfolgenden Nacht blieben nur einige schwarze Bataillone in der Stadt zurück zum Schutze der Häuser der Emire, der Staatsgebäude und der Magazine, welche letztere noch enorme Vorräte an Waffen und an Getreide enthielten. Man fürchtete deren Plünderung durch die Bürgerschaft.

Die Ruhe wurde indessen, trotz des Heulens, des Schreiens und Wehklagens, welches von allen Seiten her erklang, auch wohl einiger gelegentlicher Schüsse, durch nichts auf ernstliche Weise bedroht.

Bevor die Sonne dieses Tages sank, erhielten übrigens ihre Freiheit, durch den Sieger, sämtliche, in Ketten und Banden gehaltene, Gefangenen des Mahdi. Unter diesen auch unser Landsmann Neufeld.

Währenddessen befand sich der Mahdi auf freiem Fuße und auf der Flucht. Nach kurzem Aufenthalte in seinem Palaste hatte er sein schnelles und andauerndes Maultier bestiegen, um, begleitet von seinem Sohne Etmân, seiner Lieblingsfrau, und 150 Mann seiner berittenen Leibgarde, durch die engen Gassen der südlichen Vorstadt zu entkommen, während bereits von der Nordseite her die Verbündeten in die Stadt einzogen. Das Ziel seiner Flucht war augenscheinlich El-Obeïd, im Inneren Kordofâns.

Slatin, welcher von dem Sirdar den Befehl erhalten hatte, mit einer Schwadron ägyptischer Kavallerie der Fährte des Fliehenden zu folgen, setzte ihm nach bis tief in die helle Mondennacht hinein, kehrte dann aber, da die Entfernung zu beträchtlich, und die Erschöpfung der Pferde zu groß wurden, unverrichteter Sache nach Omdurmân zurück.

Was hatte der Mahdi während der wenigen Stunden, die er dort blieb, aus seinem Hause an wichtigen Papieren und Wertstücken mitgenommen? — Wo lag sein Schatz? — Daß er einen solchen besessen haben muß, ergibt schon der Vergleich mit der Vermögenslage seiner Großwürdenträger, z. B. mit Säki-Gamil, der 50 000 Maria-Theresia-Taler, in Säcken verpackt, in seinem Hause zurückgelassen hatte, als er plötzlich zum Tode abgeführt wurde. Wievielmehr nicht Abdullahi, der an erster Stelle aus den Staatseinkünften schöpfte, und bemüht war, seinem Hause das Erbfolgerecht in der Sudân herrschaft zu sichern, wozu doch die Rückenbedeckung durch Kapitalien erforderlich ist. Auch würden die genau geführten Bücher des Bêt-el-mâl das Vorhandensein von Barmitteln nachweisen.

Merkwürdiger Weise wurde solch ein Schatz des Mahdi von dem Sieger nirgends gefunden! — Birgt ihn noch irgendwo der Schoß der Erde? —

Fassen wir nun das Ergebnis dieses Feldzuges und der Schlacht von



Omdurmân kurz zusammen, so muß man sagen, daß der Sieg über das Derwischreich, trotz der Aufbietung aller Klugheit und aller Mittel, von den Verbündeten nur mit Mühe errungen wurde, trotzdem, daß Abdullahis Verblendung es verschuldet hatte, das glänzende Erbe seines Vorgängers moralisch aufzubrauchen und politisch zu zersetzen.

Das ihm in letzter Stunde zur Verfügung stehende Menschenmaterial war, obwohl die ursprüngliche Begeisterung demselben nicht mehr innewohnte und die Kriegserfahrung in den verflossenen stilleren Jahren diese Bataillone nicht geschult hatte, noch immer ein ausgezeichnetes. Mit welcher Zähigkeit wurde nicht am 2. September der Kampf immer wieder und wieder von diesen Derwischen aufgenommen, trotz des eisernen Hagels, welcher die Leute überschüttete.<sup>1)</sup>

Hätte Abdullahi dieses Material, in den letzten Friedensjahren, nicht bloß zu fruchtlosen „Fantasias“ verwandt, sondern militärisch durchgebildet; hätte er seine besten Generäle nicht aus Eifersucht hingemordet; hätte er seine 60 Kanonen, welche am 2. September untätig im Arsenele stehen geblieben waren, hervorgezogen, richtig plaziert und wirksam gemacht;<sup>1)</sup> hätte er vor allem nicht auf diesem, für ihn so ungünstigen Gelände die Entscheidungsschlacht angenommen: wahrlich, der Ausgang dieses Feldzuges wäre ein anderer geworden! —

Aber, dieses selbe Menschenmaterial lebt noch heute im Sudân; diese Leute, in denen religiöse Begeisterung mit persönlicher Tapferkeit in einen so engen Bund zu treten vermag; diese Leute, welche die alte Hoffnung auf eine Erneuerung des Islâm nicht in sich ersterben lassen; diese Leute, welche immer wieder bereit sein werden, mit derselben Hingabe um einen Führer sich zu scharen, der, Prophet und Feldherr zugleich, die Fahne des heiligen Krieges erhebt! —

In London wurde der Sieg von Omdurmân mit lautem Jubel begrüßt! — Wie erleichtert man bei dieser Botschaft dort aufatmete, beweist die umgehende Ernennung Sir Herbert Kitchener zum Peer von England, unter Beilegung des Namens und Titels eines Lord Kitchener of Chartûm. —

---

<sup>1)</sup> Slatin gibt den Bestand an Feuerwaffen an, im ganzen, auf 75 Geschütze und 40350 Gewehre. pag. 492, Feuer und Schwert etc.

## KAPITEL XXVII.

---

### Der Streit um Fashoda.

Wie sehr, bei dem Angriffe der englisch-ägyptischen Macht gegen das Hauptquartier der Mahdisten in Omdurmân, es dem Leiter derselben noch auf ein ganz anderes Ziel angekommen war, beweist die Eile, mit der Lord Kitchener of Chartûm von dort wiederum aufbrach.

Knappe 8 Tage waren vergangen, seitdem der letzte Kanonenschuß auf dem Schlachtfelde von Kêrreri verhallt war, als eine bewaffnete Expedition, bestehend aus 5 Kanonenbooten, 2 sudanischen Bataillonen, einer Kompagnie vom 26ten englischen Infanterie-Regimente und einer ägyptischen Batterie, den weißen Nil aufwärts, von Omdurmân aufbrach. Welch eine Wichtigkeit man dieser Expedition beimaß, zeigen die Stärke ihrer Zusammensetzung, die Eile ihres Aufbruches und vor allem der Umstand, daß niemand Geringeres, als Führer, an ihre Spitze trat, als Lord Kitchener in eigener Person.

In beschleunigter Fahrt hatte man den weiten Weg von 703 Kilometern in 9 Tagen zurückgelegt. Denn bereits am 19. September ankerten die 5 Kanonenboote vor Fashoda, wo sie eine französische Besatzung, zwar nur in der Stärke von 180 Mann, unter dem Befehle des Capitains Marchand, aber in einer sehr gut verschanzten Stellung vorfanden.

Das Gegenübertreten Kitcheners und Marchands war voller Courtoisie, wie dieses bei den Vertretern zweier, miteinander im Frieden lebender und befreundeter, Großmächte wohl nicht anders denkbar ist, aber im Herzen war man sich doch bewußt des gewichtigen Ernstes der Lage.

Seit den Zeiten Napoleons I. besteht der Wettstreit Frankreichs und Englands um den Einfluß in Ägypten. Frankreich hatte seit frühen Zeiten

dorthin gesandt Instruktoren, Gelehrte, Kapitalisten. Einem Franzosen entsprang die Idee und die Durchführung des so wichtigen Kanals von Suéz.

England hatte diese Aspirationen Frankreichs stets mit eifersüchtigen Augen verfolgt und zu durchkreuzen verstanden. Die Einmischung in den Aufstand Arabi-pâchas hatte der britischen Regierung jetzt eine dominierende Stellung in Kairo gesichert, und an der Seite der ägyptischen Flagge erschien nun der Union Jack, um, zunächst im Namen Ägyptens, die Rückgabe Fashodas von den Franzosen zu fordern.

Es ist nachweisbar, daß Frankreich die Absicht gehabt hatte, den Mahdi, in jener kritischen Zeit, als ein Zusammenstoß zwischen ihm und dem englischen Befreiungs-Korps vor Chartûm nahe bevorstand, durch die Lieferung von Geld und von Waffen zu unterstützen.

Im Herbst des Jahres 1884 erschien nämlich im Lager des Mahdi ein, der arabischen Sprache nur wenig mächtiger, Franzose, welcher um eine Audienz bei dem Propheten nachsuchte.

Nilaufwärts gehend, und in Wâdi-Halfa mit knapper Not den Engländern entschlüpfend, hatte er von Dongola aus, im Kleide eines Derwisches, in abenteuerlicher und gefahrvoller Reise, endlich El-Obeïd erreicht, und war von hier aus dem, in 3 Säulen gegen Chartûm anrückenden, Heere des Mahdi gefolgt.

Sein Erscheinen hatte weithin große Aufmerksamkeit erregt, und selbst Gordon in der engumschlossenen Stadt Chartûm hörte von ihm durch seine Spione, und vermutete in dieser geheimnisvollen Persönlichkeit niemanden Geringeres, als Rochefort, oder Renan.<sup>1)</sup> Das war er nun freilich nicht, sondern ein Herr Olivier Pain, welcher, vor den Mahdi geführt, Folgendes als seinen Auftrag angab:

„Mein Volk, welches den Engländern feind ist, bietet Dir seine Unterstützung durch Geld, wie durch Waffenlieferung an.“

Darauf gab der Mahdi, Mohammed-Ahmed, nach 24stündiger Bedenkzeit, folgende überaus vornehme Antwort:

„Wir bauen allein auf Gott und seinen Propheten, nicht auf menschliche Hilfe, zumal, wenn diese Menschen, gleich deinem Volke, zu den Ungläubigen zählen. Wir werden unsere Feinde besiegen durch Gott, meine Ansar (Glaubensstreiter)<sup>2)</sup> und durch die von dem Propheten mir geschickten Engelscharen.“<sup>3)</sup>

Damit war der Gesandte abgefertigt, erhielt aber die Erlaubnis, dem

---

<sup>1)</sup> pag. 191, Vol. I, The Journals. Leipzig 1885.

<sup>2)</sup> Ursprünglich nannten sich die Soldaten des Mahdi „fûgara“ (plur. von fagîr) d. h. „Die Armen in Gott“. Später, als die militärischen Erfolge größer wurden, nannten sie sich „ansar-ed-dîn“ d. h. „Streiter der Religion“.

<sup>3)</sup> pag. 291/292, Slatin: „Feuer und Schwert“. Leipzig 1896.

Heere zu folgen, ein Marsch, bei dem der bereits Fiebergeschwächte, infolge eines Sturzes aus dem hohen Kamelsattel, starb. —

Es kann nicht angenommen werden, daß dieser Herr Olivier Pain seinen Kopf eingesetzt habe, um eigenmächtig nur einer persönlichen Grille zu folgen. Es war ohne Zweifel eine diplomatische Sendung, welche hier scheiterte. Diese Annahme scheint um so berechtigter, als jenem ersten Versuche, in die Angelegenheiten des Sudân einzugreifen, sehr bald ein zweiter folgte.

In das Vacuum der Machteinflüsse im Sudân, welches, durch Emin páchas Fortgang aus der Äquatorial-Provinz, entstanden war, schoben sich, aus dem französischen Congo-Gebiete, Heeresabteilungen vor, um hier in Fashoda dauernd festen Fuß zu fassen.

Am 25. Juni 1896 hatte sich Capitain Marchand mit seinem Stabe in Marseille eingeschifft, war am 23. Juli an der Westküste Afrikas, bei Loango, ausgestiegen, hatte dann von Brazzaville aus den Congo benutzt, war auch den Ubangi hinaufgegangen, und langte, im Juni 1897, in dem Orte Dem Zubêr an. So geschickt waren im Herzen des Sudân seine Operationen, daß er im März 1898 nach Paris melden konnte: „Ich halte alle wichtigen Positionen der Bahr-el-Ghasel-Provinz in meiner Hand.“ Am 10. Juli desselben Jahres war dann die Expedition in Fashoda angekommen, nachdem sie drei Attacken der Derwische siegreich zurückgeschlagen hatte. Man sieht, dieses war, von seiten Frankreichs, eine von langer Hand her geplante Unternehmung, und von seiten Marchands eine ganz außerordentliche Leistung. Solche zweijährige Abmühung fand nun ihren verdienten Lohn; denn Fashoda, ein Ort von großer Wichtigkeit, der Schlüssel zu der ausgedehnten und reichen Bahr-el-Ghasel-Provinz, war nun im französischen Besitz. —

Denn, ganz abgesehen von ihrem Reichtume an Elfenbein, Kautschuk, Baumwolle und einer Bevölkerung von 5—6 Millionen, welche die besten Soldaten liefert, ist sie geographisch wie strategisch, von einer ganz dominierenden Lage für den Sudân. Eine fremde Macht, welche sich hier, am oberen Nile, festsetzte, würde den Besitzstand jeder anderen am unteren Nile gefährden.

Diese Abwägung der hier strittigen Werte erklärte hinreichend die Spannung, in welcher Lord Kitchener und Capitain Marchand in Fashoda einander gegenüber traten.

Die Engländer haben es versucht, die damalige Lage so darzustellen, als wenn ihr Erscheinen, am 19. September 1898, vor Fashoda die französische Besatzung dort vor dem völligen Untergange durch Hunger und durch Feindesbedrohung gerettet hätte. Es ist nichts unrichtiger, als dieses! —

Allerdings, Lord Kitchener übersandte aus den Proviantkammern seiner Schiffe eine Kollektion Konserven an Marchand. Aber dieser verfehlte



nicht, das empfangene Geschenk umgehend zu erwidern, und zwar durch ein gleiches Quantum frischer Gemüse aus seinen Gärten.

Ebensowenig wie nun die französische Besatzung dort nahe am Hungertode war, ebensowenig auch war sie nahe der Vernichtung durch eine feindliche Übermacht.

Woher sollte diese auch kommen?

Hatte Marchand die Derwische dreimal zurückgeworfen, in der Zeit bevor Omdurmân gefallen war, wie viel weniger durfte er dieselben fürchten jetzt, da Omdurmân sich in den Händen der Verbündeten befand.

Es ist also nicht gut begreiflich, wie der amtliche englische Bericht sich in folgender Weise ausdrücken konnte:

„This gallant little force were awaiting a second attack by a Derwisk force, when the Egyptian gunboats arrived and probably saved them from annihilation.“<sup>1)</sup>

Nein, nicht auf eine Rettung der französischen Besatzung durch die Engländer war es hier abgesehen. Diese philanthropische Stimmung war nicht das treibende Rad bei jenem unternommenen Eilmarsche nilaufwärts gewesen. Vielmehr von vorneherein war es die Absicht, durch den schärfsten Druck, der im Augenblicke möglich war, die Franzosen einzuschüchtern, und aus ihrer vorteilhaften Stellung zu entfernen. Denn es standen hier, auf diesem strittigen Punkte, die Verbündeten in einer Stärke von mehr als 2000 Mann, nebst einer wuchtigen Artillerie, gegenüber der kleinen Garnison von 180 französischen Soldaten, welche in dem sumpfigen Terrain des westlichen Nil-Ufers sich allerdings nach Kräften verschanzt hatten. Wenn auch tapfer und entschlossen, so waren sie doch hier im Augenblicke ohne jede Möglichkeit, wenn es zu einer kriegerischen Verwicklung kommen sollte, irgendwelche Verstärkungen von der weitentfernten Operationsbasis heranzuziehen.

Selbstverständlich war ja, bevor eine etwaige Kriegserklärung gefallen, das Sichmessen militärischer Kräfte hier am Platze ausgeschlossen.

Daher begnügte sich Lord Kitchener für den Augenblick damit, gleichfalls zu Fashoda, aber südlich von der französischen Flagge, die beiden Banner von England und von Ägypten aufzuhissen, und auf diese Weise den französischen Capitain Marchand nebst seiner Besatzung, wie in einer Enklave, zu isolieren. Dann ließ er, wohl nicht bloß zum Schutze dieser beiden Banner, sondern vielmehr zur Beobachtung des französischen Postens, ein Bataillon, ein Kanonenboot und 4 Geschütze unter dem Kommando des englischen Majors Jackson in Fashoda zurück.

Er selbst begab sich nach Omdurmân, die scharf angespannte Lage der auflösenden Kunst der Diplomaten überlassend.

---

<sup>1)</sup> pag. 208, Supplement of the handbook of the Sudan, London 1899.

Dieses waren die Ereignisse aus dem Schlusse des Jahres 1898.

Das Kabinett von London stellte sich nun unweigerlich auf den Standpunkt „à réclamer, au nom du Khédive, Fashoda avec tout le haut bassin du Nil.“

Wie konnte aber eine solche Rückforderung „im Namen Agyptens“ geltend gemacht werden gegenüber der unleugbaren Tatsache, daß im Jahre 1884 die ägyptische Regierung, und zwar gerade auf das Drängen Englands, den Beschluß gefaßt und auch öffentlich kundgetan hatte, den Sudân völlig aufzugeben, die dortige Verwaltung aufzulösen, Truppen, Beamte und Kriegsmaterial zurückzuziehen? Das hierauf sich beziehende Dokument war unterzeichnet worden durch den Vize-König Tewfik, und ward die Ursache für den Rücktritt des Minister-Präsidenten Scharif-pâcha, welcher erklärte, seinen Namen nicht durch die Vollziehung eines solchen, für Ägyptens Macht und Ehre nachteiligen, Schriftstückes beflecken zu wollen. Die von ihm geweigerte Unterschrift ergänzt dann der geschmeidigere Nubar-pâcha, welcher fortan an die Spitze des Kabinettes der „Entsagung“ trat.

Jene definitive Erklärung, aus dem Jahre 1884, stand mit dieser hier erhobenen Forderung, aus dem Jahre 1898, denn doch in einem nicht zu bezweifelnden Widerspruche.

Das gesteht auch der amtliche englische Bericht zu, wenn es dort heißt:

„The Bahr-el-Ghasel was thus left open to any Europeans, „who chose to enter (April 1895).“<sup>1)</sup> —

Gleichwohl drohte England bei den, immer ernster und ernster zwischen London und Paris, hin und herlaufenden Verhandlungen, sein Schwert in die Wagschale zu werfen, falls Frankreich nicht alle Ansprüche auf irgend einen Teil des ehemaligen ägyptischen Sudâns aufgeben wollte.

Man beugte sich damals in Paris, und Marchand wurde abberufen, indem das Kabinett, welches ihm einst seine Vollmachten gegeben hatte, zurücktrat. Am 11. Dezember 1898 senkte sich die französische Flagge in Fashoda, und die Besatzung verließ den Platz, geführt von ihrem tapferen Kommandeur, nun „Major“ Marchand. Man kann sich denken, in welcher Stimmung! — Mit so vieler Bravour, unter einer glänzenden militärischen Leistung, war dieser Mann von Westen her vorgedrungen, hatte nach zweien Jahren namenloser Anstrengung den festen Kern für die Bildung einer neuen Macht gewonnen, und mußte nun, unter einer so unsagbaren Demütigung, sich davonschleichen. Der französische Bericht sagt gewiß mit Recht „La mort dans l'âme“! —

---

<sup>1)</sup> pag. 205, Handbook of the Sudan, Part. II, Historical, London 1898.

Schönfeld, Erythräa.

Den Fluß Sobat hinauf, und dann durch Abessynien fand diese tapfere, aber beklagenswerte Schar ihren Weg nach Frankreich zurück, wo sie im Mai 1899 ankam.

Fünf Monate später verwickelte sich England (11. Oktober 1899) in jenen Krieg mit dem kleinen Burenvolke, welcher, fast 3 Jahre dauernd, (Friedenschluß 31. Mai 1902) vor Europas Augen die militärische Schwäche Englands in seiner Kriegführung zu Lande zeigen sollte.

Hätte Frankreich dieses Ereignis, mit seinen begleitenden Umständen, bei den Verhandlungen über Fashoda vorausschauen können, seine Entscheidung wäre vermutlich anders ausgefallen.

Die Provinz Fashoda ist zu ihrem größeren Teile bewohnt von dem durch seine mageren und hochgewachsenen Körper bekannten Stamme der, noch heidnischen, Schilluks. Ihr König führt den Titel „Mek“. Und es ist demselben belassen worden der Schein einer Herrschaft unter englisch-ägyptischer Aufsicht. Die Fäden der Regierung laufen aber tatsächlich zusammen in der neuangelegten Militärstation der Sudân-Regierung, deren intelligenter und tatkräftiger Chef hier, zur Zeit, der englische Major Matthews ist. Diese Militärstation liegt etwas nördlich von dem, durch die Franzosen einst an diesem Platze errichteten, ziemlich festen Fort.

Die Verbindung zwischen Fashoda und dem Regierungs-Zentrum Chartûm ist hergestellt und wird unterhalten durch einen Telegraphen, sowie durch einen Regierungsdampfer, welcher monatlich einmal die Fahrt stromauf und stromab zurücklegt. Dieser Dampfer geht übrigens noch weiter südwärts über Fashoda hinaus und berührt die Ortschaften Tewfikia, Shambeh, Kenisa, Lado und Gondokoro. Letzteres ist bereits die erste Station des englischen Uganda-Protectorates.

Hier kehrt das Schiff wiederum um, zur Rückfahrt nach Chartûm.

Für die ganze Strecke, hin und zurück, hat man einschließlich der Verpflegung, welche jetzt an Bord verabreicht wird, in der ersten Klasse, zu zahlen den Betrag von £ 76. 18. 6. —

Die gesamte Entfernung zwischen Chartûm und Gondokoro beträgt 1750 Kilometer und wird stromaufwärts in 14, stromabwärts in 12 Tagen zurückgelegt.

Zwischen Tewfikia und Lado ist die Fahrt sehr erschwert durch die „Sudd“-Region. Unter „Sudd“ versteht man schwimmende, also ihren Ort stetig verändernde Vegetations-Inseln<sup>1)</sup>, gebildet aus in sich festverflochtenen, fast verfilzten Wasserpflanzen, welche, oft so dick, daß sie eine ganze Rinderherde tragen können, für den Kiel eines Schiffes undurchdringlich sind und das Flußbette an einzelnen Stellen bis zu einer Wasserrinne von

---

<sup>1)</sup> Eine anziehende Schilderung dieser Gegend gibt Prof. Dr. Georg Schweinfurth in seinem Buche „Im Herzen von Afrika“, Teil I, pag. 111 ff. Leipzig 1874.

nur 30 Metern einengen. Dadurch wird auf dieser Strecke die Fahrt der Dampfer außerordentlich erschwert.

Die ganze Gegend zwischen dem 5. u. 10. Grade nördlicher Breite ist übrigens dort ein ausgedehntes Sumpfgebiet, besetzt nur mit der Herminiera (von den Eingeborenen „Ambatsch“ genannt) und dem Papyrus-Dickicht, welches hier eine Höhe bis zu 5 Metern erreicht.

Dieses Gebiet mag einen Flächeninhalt von 40 000 englischen Quadratmeilen umfassen und würde dem phantastischen Gedanken des Schlagens eines Schienenstranges, zur Verbindung von Alexandrien mit der Capstadt, schon an dieser einen Stelle ein unüberwindliches Hindernis bereiten.

Das ist denn auch wohl mit einer der Gründe gewesen, warum man damit umgeht, diesen Gedanken fallen zu lassen, um, unter Festhaltung der geplanten Linie, an deren Stelle zu setzen eine Verknüpfung von Schienenweg und Dampferfahrt, unter Benutzung der sich auf diesem Laufe darbietenden geeigneten Wasseradern.<sup>1)</sup>

Wir können dieses Kapitel über Fashoda nicht schließen ohne die Erwähnung eines Kuriosums.

Es wird künftighin notwendig sein, unsere Landkarten zu berichtigen. Das Wort „Fashoda“ ist auf ihnen auszuradieren und an dessen Stelle zu setzen das Wort „Kodok“. <sup>2)</sup> Angeblich ist dieses der alte, im Munde der Schilluks noch geltende, Name für diesen Platz. <sup>3)</sup> Doch nicht ein archäologisches Interesse liegt dieser von England empfohlenen Korrektur der Karte zum Grunde, sondern der Wunsch, Frankreich sich gefällig zu zeigen, dem, mit werbendem Herzen zu nahen, Englands neueste Politik ist.

Ob aber die Korrektur des bloßen Wortes ausreichen wird, um die, an diesem Platze einst geschlagene, schwere Wunde zu heilen? — Nun, im Falle des Gelingens wäre ja das Heilmittel dafür recht wohlfeil erkauft! —

---

<sup>1)</sup> This project — (Cape to Cairo Railway) — has now been abandoned. The idea of establishing communication by rail and river between Cairo and Cape Town has been substituted in its place. This is altogether a different matter. — pag. 86 der Reports of Egypt and the Soudan, presented to both Houses of Parliament. April 1904. London.

<sup>2)</sup> pag. 97 der Reports of Egypt and the Soudan, presented to both Houses of Parliament. April 1904. London.

<sup>3)</sup> Das Wort „Fashoda“ ist arabischen Ursprungs, nach v. Heuglin's Tagebuch; pag. 17 des Ergänzungsheftes, Nr. 15, zu Petermanns „Geographischen Mitteilungen“. — Gotha, 1865. —



## KAPITEL XXVIII.

---

### Der Tod Abdullahis und die Aufrichtung der neuen Regierung im Sudân.

Der Chalif Abdullahi hatte nach dem Verluste der Schlacht bei Kêreri zunächst nach Omdurmân sich gewendet und kaum 2 Stunden, von 2—4 Uhr nachmittags, in seinem Hause dort verweilt. Man hörte in dieser Zeit, von der Zinne seines Palastes, die lauten Töne des elfenbeinernen Hornes der großen „Ombaia“, deren Klang seine Getreuen sonst zusammenzurufen pflegte. Was der Chalifa hier in der Hast befohlen, zusammengerafft, an sich genommen, ist unbekannt. Genug, der Eintritt der siegreichen Truppen in die Stadt Omdurmân, um 4 Uhr, geschah für Abdullahi so überraschend frühe, daß 100 mit seinem Gute befrachtete Kamele außer Stande, so rasch zu folgen, dem Sieger in die Hände fielen; er selbst aber, um seine Person zu retten, eilends sein Maultier bestieg, und, begleitet von seinem Sohne Etmân, seiner Lieblingsfrau, und 150 Mannen seiner berittenen Leibwache, durch das Südtor entwich. Wie dann das Nachsetzen Slatins ein vergebliches war, ist bereits an anderer Stelle erzählt worden.

Sir Herbert Kitchener betrat gleich hinter Abdullahi das Haus und nahm Besitz von des Chalifen Residenz. Die siegreichen Truppen der Verbündeten folgten ihm auf dem Fuße, und einige Bataillone derselben richteten sich zur Nacht auf den Straßen und Plätzen der eroberten Stadt zu einem Biwak ein. Nur hier und dort entstand dabei ein unbedeutender Straßenkampf, hervorgerufen durch den Streifschuß umherschwärmender Derwische. Sonst blieb alles ruhig! —

Im Arsenele zu Omdurmân wurden vorgefunden noch große Mengen an Schießbedarf, Tausende von Gewehren aller Gattung, darunter viele

Beutestücke aus General Hicks, vor 15 Jahren erfolgter, schwerer Niederlage, 60 Kanonen und eine große Menge von Speeren, Schwertern, Bannern der Derwische.

Am Sonntage, den 4. September, 9 Uhr früh, setzte Kitchener mit seinem Stabe, und gefolgt von Repräsentanten aller Truppenteile, sowie dem gesamten Offizier-Korps, auf 3 Dampfern nach jener Stelle hinüber, wo einst Chartûm gestanden hatte. Hier über dem Trümmerhaufen, welcher die ehemalige Residenz des General-Gouverneurs bezeichnete; eben an der Stelle, wo einst Gordon, aufgegeben von seinen Landsleuten, und doch treu bis in den Tod, seiner Pflicht gelebt und gestorben, hißte nun der Sieger, Lord Kitchener of Chartûm, nach Abhaltung einer gottesdienstlichen und einer militärischen Feier, die englische Flagge auf, neben welche er auch die ägyptische setzte, als Symbol der nun zu etablierenden, gemeinsamen Herrschaft beider Mächte über den zurückeroberten Sudân.

Sodann, am 5. September, auf eben jener Sandebene, westlich von Omdurmân, wo bisher Abdullahi jeden Freitag seine Truppen hatte aufmarschieren lassen, um diese Heerschau dann durch eine Fantasia zu beschließen; auf eben jener Stelle, um der Bürgerschaft es nahe unter die Augen zu rücken, daß das Reich der Mahdia nun der Vergangenheit angehöre, und neue Machtmittel begannen sich hier zu entfalten, marschierten die Truppen der Verbündeten zu einer glänzenden Parade auf.

Darauf kehrte der größte Teil der englischen Bataillone nach Kairo zurück, und den 12 500 Mann ägyptischer Truppen verblieb die Pflicht der Überwachung und Befestigung des Erworbenen.

Wenn aber Sir Herbert Kitchener am Abend des 2. Septembers, als das Resultat der von ihm gewonnenen Schlacht, seiner Regierung telegraphiert hatte:

„The practical annihilation of the Khalifa's army, the consequent extinction of Mahdism in the Sudan and the submission of nearly the whole country formerly ruled under Egyptian authority“.

so war dieses zu viel behauptet. Der Chalif war noch am Leben, und es sammelten sich um ihn täglich mehr und mehr der zersprengten Teile seiner Armee, welche noch nach Tausenden zählten. Von einer „Vernichtung“ (annihilation) konnte also noch nicht die Rede sein. Erst nach Ablauf eines vollen Jahres sollte es gelingen, wenigstens den ersten Satz jener Depesche als eine historische Tatsache hinzustellen.

Denn im Laufe der folgenden 12 Monate wurden hintereinander 3 militärische Expeditionen ausgerüstet mit der Aufgabe, Abdullahi im Herzen von Kordofân aufzusuchen, seine Streitkräfte zu vernichten und womöglich seiner Person sich zu bemächtigen, von denen indessen 2 Expeditionen völlig scheiterten, und erst die 3te ihr Ziel erreichte.

Abdullahi hatte, der Linie des Nils in südlicher Richtung folgend, nach Duem sich gewandt, gelegen in der Mitte zwischen Omdurmân und der Insel Aba. Bald aber verließ er Duem und begab sich, westwärts nach dem Inneren von Kordofân, hin zum See Sherkeleh, der etwa 300 Kilometer vom Nilufer abliegt.

Sein Aufenthalt wurde in Chartûm bekannt; aber sehr unbestimmte, sich widersprechende, Nachrichten verlauteten über die Stärke seines Anhangs. Die Einen wußten zu erzählen von Hunderten, die Anderen von Tausenden, welche ihm folgen sollten.

Da entsandte der Sirdar die erste bewaffnete Expedition gegen Abdullahi im Januar 1899. Er unterstellte 1000 Mann Infanterie, 50 Kavalleristen und einige Artillerie dem Befehle seines Bruders, des Obersten Kitchener. Dieser wählte das inzwischen befestigte Duem zu seiner Operationsbasis, und machte von dort aus einen Vorstoß in die Gegend des Sees Sherkeleh. Hier meldeten ihm Kundschafter, daß das Heer Abdullahis 7000 Streiter zähle, alle von ungebrochenem kriegerrischem Mute beseelt. Die eine Hälfte dieser Truppe trage Schußwaffen, die andere Speere.

Auf diese Kunde hin erkennt Oberst Kitchener die Unmöglichkeit, mit seiner kleiner Schar dem Feinde Stand zu halten, und gibt den Befehl: „Zurück nach Duem!“ — Es war sein Glück, daß Abdullahi ihm nicht folgte. Wenige der Seinen wären entronnen. Von Duem aus kehrt die Expedition dann, unverrichteter Sache, nach Chartûm zurück.

In Kairo war man sehr ungehalten über diesen Mißerfolg. Je volltönender der Ruhm des Sieges von Omdurmân in alle Welt getragen worden war, um so peinlicher wirkte dieser Nachklang.

Oberst Kitchener wurde abgerufen! —

Bis zum Juni blieb der Chalif am See Sherkeleh, und benutzte seine nahen Beziehungen zu den Weststämmen Kordofâns, um Vertrag und Bündnis mit ihnen abzuschließen.

Die inzwischen eingetretene Regenzeit hatte einen zweiten Vorstoß der Verbündeten gegen ihn verhindert.

Da verlegt der Chalif sein Hauptquartier, und wendet sich nach Djebel Gedîr. Es war eben jenes Bergland, 200 Kilometer nordwestlich von Fashoda, wo einst der Mahdi, von Aba kommend, seine Scharen gesammelt und eingeübt hatte, um dann von hier aus jenen unvergleichlichen Siegeszug anzutreten, welcher das ägyptische Regiment vom Boden des Sudân hinwegfegen sollte. Erinnerungen dieser Art, wohl geeignet, den Mut für die halbverlorene Sache neu zu beleben, knüpften sich für die Derwische, und deren Führer, an jene ihnen wohlbekannten Bergspitzen.

Das Heer des Chalifen war jetzt wieder auf 10 000 streitbare Männer angewachsen. Außerdem kam die Kunde nach Chartûm, daß ein mächtiger

Emir aus Dâr-Fôr „Arabi Dafalla“ heranmarschierte, um mit Abdullahi sich zu verbinden.

Nun erkannte man auf englischer Seite, daß es unerläßlich sei, mit allem Nachdrucke vorzugehen, sollte der Ruhm des Tages von Omdurmân nicht, einer Seifenblase gleich, zerrinnen.

Der Sirdar, Lord Kitchener of Chartûm, am 26. September 1899 aus Europa nach Kairo zurückgekehrt, beschloß sofort, von dort nach Chartûm aufzubrechen, um in eigener Person das Kommando zu übernehmen.

Es wurde nun die zweite bewaffnete Expedition gegen den flüchtigen Chalifen ausgerüstet.

In den ersten Tagen des Oktobers 1899 sammelten sich 6000 Mann, einschließlich Kavallerie, Kamel-Korps und Artillerie auf dem linken Ufer des oberen Weißen Nils in „Kaka“, einem Orte, 200 Kilometer nördlich von Fashoda. Und am 11ten desselben Monats traf der Sirdar mit seinem Stabe, auf dem Dampfer „Dal“ in Kaka ein. Von diesem Orte, als der Basis der kommenden Operationen, marschierte das englisch-ägyptische Heer aus, in westlicher Richtung auf den Djebel Gedir zu, und erreichte das Dorf „Fungar“. Hier wird den Verbündeten durch Kundschafter gemeldet, daß der Feind jenes Bergland bereits verlassen habe, und in nördlicher Richtung aufgebrochen sei. Da dieses ein Distrikt sehr arm an Wasser war, so wagte Kitchener es nicht, dem Feinde zu folgen, um ihm eine Schlacht anzubieten. Er gab den Befehl zum Rückzuge nach Kaka, und von dort nach Omdurmân.

Um nichts glücklicher, als sein Bruder, kehrte nun der Sirdar selbst, unverrichteter Sache, von dieser zweiten Expedition nach Kairo zurück.

Jetzt brach der November des Jahres 1899 an. Mehr, als ein Jahr war bereits seit der Schlacht von Omdurmân verflossen, und der Chalif war noch unbesiegt. Ja, es wuchs von Tage zu Tage sein Anhang. Mit alter Treue umgaben ihn seine erprobten Bâgara, und seiner Person folgten der noch nicht verblichene Glanz seiner Würde, sowie der unvergessene Schrecken seines Namens.

Den, von Chartûm abwesenden, Sirdar hatte in letzter Zeit der Oberst Sir Reginald Wingate<sup>1)</sup> im Ober-Kommando vertreten. Dieser Offizier überwachte mit scharfem Auge alle Bewegungen des Chalifen.

Am 12. November lief in Chartûm die Nachricht ein, Abdullahi marschierte, mit starker Macht, auf die Nil-Insel Aba zu.

Man erinnert sich dieses historisch wichtigen Ortes, wo der Mahdi Mohammed-Ahmed, mit Ackerbau beschäftigt, jahrelang seinen stillen Meditationen nachgegangen, und von wo aus einst der Ruf seiner Heiligkeit

---

<sup>1)</sup> Es ist derselbe, welcher heute die Stelle eines General-Gouverneurs über den ägyptischen Sudân bekleidet. —



sich verbreitet hatte. War es vielleicht Abdullahis Absicht, von diesem, durch die Erinnerung geheiligten, Punkte aus, nun auch für sich, den Anbruch einer neuen Ära der Erfolge zu suchen? —

Sir Reginald Wingate glaubte, um jeden Preis, das Betreten der Insel Aba durch den Chalifen verhindern zu müssen! —

Er sendet zunächst eine Flottille von Kanonenbooten nilaufwärts, bemannt mit 2 Bataillonen, unter dem Befehle des Obersten Lewis, mit dem Auftrage, durch angemessene Manöver die Derwische an dem Überschreiten des Flusses unter allen Umständen zu verhindern.

Als Lewis den Uferort „Alobe“ erreicht hatte, fand er, daß eine starke Abteilung von Derwischen unter dem Befehle Ahmed-Fadils, in mäßiger Entfernung vom Flusse, kampiere. Indessen, als Lewis Miene machte, seine Truppen an das Land zu setzen, zog sich Fadil tiefer in das Innere zurück.

Inzwischen war der Sirdar in Chartûm angelangt. Jedoch er verzichtete darauf, in eigener Person diese dritte Expedition, welche gegen Abdullahi ausgerüstet wurde, zu leiten, sondern beauftragte damit Sir Reginald Wingate. Diesem wurde unterstellt eine für diesen Zweck nur sehr bescheidene Truppe, nämlich 3700 Mann Infanterie, dazu 50 Kavalleristen und einige Geschütze.

Am 20. November brach Wingate von Chartûm auf, fuhr den Weißen Nil aufwärts und landete am 21. November abends bei dem Dorfe „Faki-Shoya“, wo außerdem noch 250 Kamelreiter zu ihm stießen. Nach Ausschiffung seiner Truppen benutzte er, ohne jeden Aufenthalt, die mondhelle Nacht zum Vormarsch in das Innere, in der Absicht, zunächst Ahmed-Fadil aufzusuchen. Nach einem Eilmarsche von 50 Kilometern erreichte man noch vor Sonnenaufgang, am 22. November, das Dorf „Nefissa“. Hier meldeten ausgesandte Kundschafter, daß nur 8 Kilometer weiter, nach Westen hin, Ahmed-Fadil lagere, an der Spitze von 2500 Mann.

Wingate entsandte, auf diese Nachricht hin, sofort seine berittenen Leute, um den Feind zu engagieren und so lange festzuhalten, bis er selbst das Haupt-Korps nachgeführt haben würde. Dieses geschah! Das Feuer der angreifenden Kamel-Reiter wurde durch Fadils Leute kräftig, aber mit schlecht gezielten Schüssen, erwidert.

Da erscheint Wingate an der Spitze seiner Infanterie. Im Sturme vorgehend, wirft er die Derwische. Sie wenden sich zur Flucht und werden von der Kavallerie Wingates verfolgt.

Der Kampf hatte nur eine Stunde gedauert, von 10—11 Uhr am Morgen des 22. Novembers.

Nun blieb nur noch das Eine übrig, den Chalifen Abdullahi selber aufzusuchen. Dieser bewegte sich auf El-Ghedîd zu, in der Absicht seine Streitkräfte mit denen Ahmed-Fadils zu verbinden, dessen Niederlage ihm noch unbekannt war.

Ohne Säumen bricht Wingate noch am Spätabende des 22. Novembers auf, marschiert die ganze Nacht hindurch, begünstigt durch das Mondenlicht, und steht vor El-Ghedid am 23. November, vormittags 10 Uhr.

Zum Glück fanden sich hier Brunnen, um die Leute wie die Tiere, welche während des Nachtmarsches stark mit Wassermangel gekämpft hatten, zu erfrischen.

Kundschafter melden nun, daß Abdullahi nur 14 Kilometer weiter, bei „Umm-Debrikat“ lagere. Die Kavallerie wird sofort ausgeschiedt, um ihren Aufklärungsdienst zu tun, und genaue Nachricht über Stellung und Stärke des Feindes zu bringen, während der Kommandeur dem Haupt-Korps etwas Ruhe gönnt. Dann, in der nächstfolgenden Mitternacht, bricht Wingate mit allen seinen Truppen auf, in der Richtung nach Umm-Debrikat zu. Sechs Kilometer vor dem feindlichen Lager macht er Halt und stellt seine Leute in Schlachtordnung auf.

Jedes Geräusch war dabei vermieden worden. Dennoch war der Feind unterrichtet. Trommelschlag und Hörnerklang drüben im Lager der Derwische zeigten, daß man wach und kampfbereit sei.

Es war nun gegen 4 Uhr morgens! — Wingate erlaubte seinen Leuten, die Gewehre zusammenzusetzen, und in einem kurzen Schläfe neue Kraft zu sammeln für die letzte Entscheidung.

Der Zeiger der Uhr näherte sich der 5ten Morgenstunde. Nur erst ein schmaler, rötlicher Streif im Osten kündigte an das Nahen des jungen Tages. Grau in Grau lag noch das Feld.

Da sah man zahlreiche, weiße Gestalten geräuschlos durch das Dämmerlicht sich hinbewegen. Es sind die Derwische, welche zum Angriffe schreiten.

Wingates Leute, aufspringend vom kurzen Schläfe, schließen ihre Reihen und eröffnen das Feuer auf die heranschleichenden Linien. Bald ist die Schlacht im vollen Gange. Die Kugeln der Kanonen schlagen verheerend in die dichten Haufen der Feinde ein. Und wiederum zeigt es sich hier, wie bei Kêrreri, daß alle persönliche Bravour und jede Todesverachtung doch im Grunde machtlos sind gegen die zerstörenden Wirkungen einer gutbedienten, modernen Artillerie. Nach einer halben Stunde lag das Feld, wie übersät mit den Leibern hingestreckter Derwische. Man konnte sie an ihren weißen, mit bunten Lappen übernähten, Kitteln erkennen.

Der Feind hatte sich zur Flucht gewandt! —

Wingate setzt sich an die Spitze seiner Kavallerie, um rasch den Fliehenden zu folgen. Ist unter ihnen Abdullahi? — Diesen, wenn irgend möglich, zu fangen, das ist die Aufgabe des Tages. Dann erst ist der Sieg ein vollständiger! —

Da läuft auf Wingate ein Knabe zu, der mit auffallenden Geberden des Befehlshabers Aufmerksamkeit zu wecken sucht. Der Oberst pariert

sein Pferd und folgt dem Jungen. Dieser wendet sich nach links, läuft und steht dann still bei einer Gruppe von toten Männern. Drei Leiber liegen hier dicht nebeneinander hingestreckt, von Kugeln durchbohrt. Auf den Mittelsten von ihnen, mit seinem ausgestreckten Arme, hinzeigend, ruft der Knabe: „Das ist mein Vater!“ —

Es war in der Tat Abdullahi, wie die genaue Untersuchung ergibt, und die beiden toten Männer zu seiner Rechten und zur Linken, das sind Ahmed-Fadil und Etmân.

Sodann, im weiteren Umkreise, sieht man die hingestreckten Körper der anderen Emîre, als des Sinnussi-Ahmed und des Harûn-Mohammed. Endlich die Leibgarde des Abdullahi. Alles tote Männer! —

Das ist klar; der Chalif hatte, als er auch diese Schlacht für sich verloren sah, sie alle, die Seinen, um sich gerufen, damit sie gemeinsam mit ihm fallen sollten. Und sie hatten den Tod, vereint mit ihrem Oberhaupt, der rettenden Flucht vorgezogen! —

Dieses Ende war gewiß nicht unwürdig der hohen Stellung, welche dem Abdullahi für lange Jahre, als dem Gebieter über den Sudân, zugefallen war. Ein Ende in seinem männlichen Ernste wohl geeignet, auszulöschen manch einen schweren Fehltritt, dessen wir die Regierung dieses Mannes anzuklagen hatten. Und nicht minder bewährten seine Leute, glaubensstark und ritterlich, ihre Treue bis in den Tod. —

Wingate gab Befehl, diese Helden, ihrem Range, ihrer Religion und der arabischen Sitte gemäß, mit allen Ehren zu bestatten.

Als Abdullahis Tod allgemein bekannt geworden war, legten sämtliche Derwische, welche in zerstreuten Haufen sich hier und da noch fanden, ihre Waffen nieder. Dreitausend wurden zu Gefangenen gemacht. Der Sieg war ein durchaus vollständiger! — Innerhalb 4 Tagen, vom 21. bis 24. November, auf schwierigem, unbekanntem Gelände, nach starken Eilmärschen, 2 Schlachten geschlagen und 2 Siege gewonnen. Das war eine ganz außerordentliche Leistung! — Erst jetzt wurde der Satz in Lord Kitcheners Depesche vom 2. September 1898:

„The practical annihilation of the Khalifa's army“.  
zur historischen Wahrheit! — Und Sir Reginald Wingate gebührt der Ruhm, dieses Ende herbeigeführt zu haben! —

Nach diesen glänzenden Tagen kehrte der Oberst mit seiner siegreichen Armee nach Chartûm zurück.

Es hatte nun ferner der zweite Satz in Lord Kitcheners Depesche, vom 2. September, wie folgt, gelautes:

„The consequent extinction of Mahdism.“

Durfte man nun aber dem eklatanten Siege Wingates, vom 24. November, und dem Tode Abdullahis, auch diese Wirkung zuschreiben? War der Mahdismus tatsächlich und endgültig im Sudân jetzt ausgelöscht? —

Ein englischer Historiker glaubt das bejahen zu dürfen. Er sagt:

„Mahdism died at once and for ever in the Soudan with the „death of Abdullah-el-Taasi.<sup>1)</sup>

Wir sind anderer Meinung! —

Bald nach Abdullahis Tode richteten sich die Augen der mohammedanischen Welt in Afrika sofort, voller Hoffnung, auf den Schêch Sinussi,<sup>2)</sup> welchem der verstorbene Mahdi ebenfalls einst die Chalifenwürde angetragen hatte. Indessen der Schêch starb gegen das Ende des Jahres 1902 in Djerabûb, einem Orte des inneren Afrika, in westlicher Lage von der Oase Siuâ, ohne aus seiner kontemplativen Rolle herausgetreten zu sein.

Dann aber erhob sich im Somalilande ein neuer mohammedanischer Prophet, welchen seine Gegner mit dem Namen „Mad Mullah“ belegt haben. Aber trotz dieses Spottes gewann derselbe einen bedeutenden Anhang. England sah sich wider Willen gezwungen, diese Bewegung für ernst zu nehmen und gegen den Propheten das Schwert zu ziehen; indessen bisher ohne einen greifbaren Erfolg. Obwohl innerhalb eines Jahres dreimal der Anführer auf englischer Seite wegen gehabter Mißerfolge gewechselt wurde, war doch der neue Befehlshaber in keiner Weise glücklicher, als sein Vorgänger. Der mit so großen Erwartungen und noch größeren Kosten ins Werk gesetzte Feldzug gegen den neuen Propheten im Somalilande verlief bisher ohne jedes greifbare Resultat. Aber dem Ansehen des religiösen Schêchs hat diese Erfolglosigkeit seiner Bekämpfung in den Augen seiner Anhänger, wie leicht begreiflich, nur Nutzen gebracht!<sup>3)</sup> —

Und in eben diesem Jahre stand auf am Blauen Nile, in Wâd-Mêdani, ein neuer Mahdi, welcher den Namen Îsa (Jesus) sich beigelegt hatte. Rasch sammelten sich um ihn zahlreiche Anhänger; doch fiel der Prophet bei seinem ersten Zusammenstoße mit den Regierungstruppen.

Das alles sind doch Anzeichen dafür, daß in Afrika der Mahdismus noch nicht erloschen ist, nämlich die Hoffnung der mohammedanischen

---

<sup>1)</sup> The Story of the Khedivate by Edward Dicey, pag. 498, London 1902.

<sup>2)</sup> Ich hörte, selbst in dem weitabgelegenen Tripolis, bei meiner Anwesenheit dort, im März 1902, im Kreise der Mohammedaner, unter Ausdrücken der Begeisterung, über diesen Schêch reden.

<sup>3)</sup> Nach dem Berichte der „Deutschen Kolonialzeitung“ Nr. 28 vom 14. Juli 1904, ist der englische General Egerton aus dem Somalilande trotzdem, daß er am 11. Januar 1904 bei Djidballi einen Erfolg gegen den Mullah davongetragen hatte, im darauffolgenden März mit dem größten Teile seiner Truppen definitiv zurückgerufen worden.

Wie es scheint, hat man englischerseits die Überzeugung gewonnen, daß bei diesen Kriegen gegen die Derwische im Somalilande, trotz der aufgewandten, großen Opfer an Menschen und an Geld, weder Ehre noch Gewinn zu erringen seien.

Der Mullah aber soll wiederum 6000 Mann, größtenteils mit Gewehren bewaffnet, um seine Fahne versammelt haben. Und voraussichtlich wird England wider seinen Wunsch sich doch gezwungen sehen, im nächsten Winter, die Kriegführung gegen den Mahdi von neuem dort zu beginnen.



Welt auf das Auftreten eines neuen Reformators, an dessen Fahne der Sieg über die Ungläubigen sich knüpfen wird.

Und wenn in Omdurmân noch jetzt, bei Nacht, die Leute zu den Schutthaufen hinschleichen, welche von der zerstörten Grabkapelle des Mahdi, Mohammed-Ahmed, übrig geblieben sind, um deren Staub aufzuheben, mit Wasser zu vermischen und als einen Trank der Begeisterung zu schlürfen; so sind das alles Anzeichen dafür, daß der Mahdismus mit dem Tode Abdullahis noch nicht starb, daß er vielmehr unter der Asche weiterglimmt und der Stunde nur harret, welche günstig sein wird dem Ausbruche neuer Flammen.

Denn geistige Strömungen im Bereiche der Völker lassen sich durch physische Gewalten wohl zeitweise eindämmen, aber nicht töten! —

Als nun damals, am 4. September 1898, durch Lord Kitchener of Chartûm über den Resten der zerstörten ehemaligen Residenz unter Salutschüssen, zu gleicher Zeit, die beiden Flaggen gehißt wurden, bedeutete dieses den Anfang einer neuen Regierung über den Sudân; und, indem der Sieger von Kêreri neben die ägyptische Flagge auch die von England setzte, war dieses ein Symbol dafür, daß fortan hier, am oberen Nile, nicht mehr Ägypten allein zu befehlen haben werde, sondern neben ihm, mit gleichgeteiltem Rechte, auch das britische Reich.

Wie kam England zur Stellung dieser Ansprüche? —

Seit den Waffenerfolgen Mohammed-Alys im Sudân hatte Ägypten dieses Land allein beherrscht. Sodann, im Jahre 1884, hatte Ägypten durch seine Evakuaton, wie das England selbst in der Fashoda-Frage gegenüber Frankreich mit allem Nachdruck betont hat, sein Besitzrecht nur zeitweise suspendiert, aber keinesweges aufgegeben. Und jetzt, im Jahre 1898, war der Sudân wieder zurückerobert worden in einem Feldzuge, zu welchem Ägypten die Mehrheit der Streitkräfte, England aber nur die Minderheit gestellt hatte (12 500 : 7500 Mann).

Ein Rechtsgrund würde sich also kaum dafür auffinden lassen, daß England an Ägypten plötzlich die Forderung stellte: „Tritt mir die volle Hälfte deiner Herrschaft über den Sudân ab!“ —

Gleichwohl wurde diese Forderung seitens Englands erhoben; von Ägypten aber angenommen und bewilligt! —

Folgende Gesichtspunkte mögen dem, in seiner Macht beeinträchtigten, Staate dieses Zugeständnis erleichtert haben.

Es war zweifelhaft, ob Ägypten, welches durch seines Vizeköniges, Ismael-pâcha, Verschwendung mit einer Staatsschuld von £ 87 Millionen finanziell schwer belastet, und durch den unglücklich verlaufenen Aufstand, geleitet durch den ehemaligen Kriegsminister Ahmed-pâcha-el-Arabi innerlich gespalten und geschwächt war, zur Zeit die Kraft besitzen würde, auf sich allein gestützt, den Sudân militärisch zu halten; dessen erschöpfte Hilfs-

quellen durch neue Kapitalzuschüsse aus seinen Kassen zu beleben; und endlich aus seinen eigenen Kreisen heraus ein Beamten-Material herzugeben, welches geeignet war, eine neue, und wirklich korrekte, Verwaltung im Sudân wieder aufzurichten.

Die alte ägyptische Pâcha-Wirtschaft<sup>1)</sup> mit ihrer despotischen Willkür, mit ihrer schamlosen Bereicherungssucht, mit ihrer feilen Bestechlichkeit, mit ihrem trägen Sichgehenlassen und mit ihrer parteilichen Rechtspflege stand ja bei der gesamten Bevölkerung des Sudân in dem allerschlimmsten Andenken.

Dagegen die Erinnerung an die Geschäftsleitung von seiten der europäischen Beamten, als eines Sir Samuel Baker, eines Gordon, eines Emin-pâcha, eines Slatin-bey und eines Lupton-bey ward auch von den Eingeborenen in ihrem Werte voll erkannt und gepriesen.

So konnte man denn hoffen, daß eine kombinierte, englisch-ägyptische, Verwaltung auch den Beifall der Sudâner finden würde, deren Vertrauen in den festen Bestand der neuen Staatsordnung, nach all den Kriegsstürmen, zu wecken und zu stärken, die nächste Pflicht der Regierung war.

Genug, am 19. Januar des Jahres 1899, wurde abgeschlossen ein Vertrag<sup>2)</sup> zwischen England und Ägypten, des Inhaltes, daß fortan beiden Mächten gemeinsam die Verwaltung des Sudân zugehören solle. Dieser Vertrag, in englischer und arabischer Sprache abgefaßt, wurde veröffentlicht in der No. 9 des Journal Officiel, vom 19. Januar 1899, und in der No. 1 der Sudan Gazette, vom 7. März 1899.

In der Einleitung zu diesem Schriftstücke wird hervorgehoben, daß England seinen Anspruch auf die Mitregierung im Sudân zurückführe auf das Recht, erworben durch Eroberung:

„Whereas it is desired to give effect to the claims which  
„have accrued to Her Britannic Majesty's Government, by right  
„of conquest, to share in the present settlement and future  
„working and development of the said system of administration  
„and legislation etc.

Dann folgen 12 kurzgefaßte Artikel:

Artikel I setzt, als Grenze zwischen Ägypten und dem Sudân, den 22ten Grad nördl. Breite.

Artikel II bestimmt, daß, ausgenommen in Sauâkin, auf allen Plätzen

---

<sup>1)</sup> Man lese hierüber die Darstellung Ferdinand Wernes — (Beiträge zur Kunde des Inneren von Afrika, Stuttgart 1860, p. 140 ff., 241 ff. etc.) — welcher, in den 40er Jahren, längere Zeit in ägyptischen Diensten, und in der unmittelbaren Umgebung des General-Gouverneurs, Ahmed-pâcha, zu Chartûm lebte.

<sup>2)</sup> Agreement between Her Britannic Majesty's Government and the Government of His Highness the Khedive of Egypt relative to the future administration of the Soudan. Unterzeichnet ist der Vertrag für Ägypten durch Boutros Ghali, für England durch Cromer.

und Schiffen des Sudân die Flaggen von England und Ägypten gemeinsam zu wehen haben.

Artikel III bestimmt den Modus der Ernennung und Verabschiedung des General-Gouverneurs über den Sudân.

Artikel IV regelt dessen Machtbefugnisse.

Artikel V schließt die Geltung der Gesetze, Dekrete und Ministerial-Entscheidungen Ägyptens für den Sudân aus.

Artikel VI behandelt das Recht der Niederlassung von Europäern im Sudân.

Artikel VII handelt von den Zöllen für Import und Export.

Artikel VIII beschränkt die Zuständigkeit der „Gemischten Tribunale“ im Sudân lediglich auf Sauâkin.

Artikel IX proklamiert das Kriebsrecht über den Sudân.

Artikel X stellt die Zulassung von Konsuln im Sudân lediglich unter die Genehmigung der britischen Regierung.

Artikel XI verbietet den Sklavenhandel.

Artikel XII bestimmt, daß die Abmachungen der Brüsseler Konvention, vom 2. Juli 1890, bezüglich des Vertriebes von Feuerwaffen, Munition und Spirituosen, auch für den Sudân gelten sollen.

Wie wurde indessen bei diesem Abkommen das Recht der Pforte gewahrt? — Diese war und blieb doch die Oberherrin Ägyptens! — Und es hatte der Sultan die Übertragung der Herrschaft, auch im Sudân, auf dem Wege der Vererbung, der Familie des Chedive mit nichten zugestanden, vielmehr für jeden Fall eines Thronwechsels in Kairo sich ausdrücklich die Bestimmung vorbehalten, ob eine Belehnung an den neuen Vizekönig auch mit diesem Gebietsteile eintreten solle, oder nicht!<sup>1)</sup>

Soweit bekannt, ist jener Vertrag bisher keiner der europäischen Großmächte amtlich mitgeteilt worden, und ebensowenig auch der Pforte. Diese hat demnach keine Nötigung gehabt, zu dieser Frage Stellung zu nehmen, auch wohl kaum gesucht wegen anderer, ihr näher liegender, Verwickelungen.

Der in Rede stehende Vertrag, abgeschlossen am 19. Januar des Jahres 1899, zwischen England und der von der Pforte abhängigen Regierung Ägyptenlands ist demnach als die einseitige Abmachung zweier Staaten zu betrachten, welcher der völkerrechtliche Charakter noch fehlt.

Die neue kombinierte Regierung im Sudân trat mit dem Januar 1899 tatsächlich in's Leben.

---

<sup>1)</sup> Es geschah dieses durch den Ferman der Pforte aus dem Jahre 1841, welcher die staatsrechtliche Stellung der neuen Erwerbung des Sudân regelte. Vergl. das Kap. XXII dieses Buches.

An ihrer Spitze steht mit nahezu unbeschränkter Vollmacht, in Militär- wie in Zivil-Sachen, der General-Gouverneur. Seine Ernennung geschieht zwar durch den Chedive, aber auf den Vorschlag der britischen Regierung.

Diesem General-Gouverneur sind unterstellt die Mudire (Gouverneure) folgender 6 Provinzen: Chartûm, Berber, Dongola, Kassala, Sennaar, Kordofân, und folgender 3 Verwaltungsbezirke: Sauâkin, Fashoda, Halfa. Das sind die Abschnitte, in welche zur Zeit der ägyptische Sudân sich gliedert. —

Die Zivil-Verwaltung, wie auch der Befehl über die Truppen, liegen auf allen diesen Punkten in ein und derselben Hand. Wie der General-Gouverneur in Chartûm zugleich der „Sirdar“, d. h. der Oberstkommandierende sämtlicher Streitkräfte im Sudân ist, so auch jeder Mudir über die Truppen seiner Provinz.

Sämtliche leitende Stellen in dieser Beamtenschaft sind indessen den Engländern vorbehalten. Ägypter werden ausschließlich im Subalterndienste der Truppenkörper, wie der Regierungs-Bureaus verwandt.

Die Einmischung fremder Mächte ist grundsätzlich ausgeschlossen. Weder Konsuln fremder Regierungen, noch auch christliche Missionare irgendwelcher Denomination, sind bisher zugelassen worden.

Das fällt um so mehr in's Gewicht, je größer die Machtbefugnisse der Konsulate gerade in dem Mutterlande Ägypten sind, von denen ein Eingeborener sagt:

„Les consulats forment dans notre pays de véritables royaumes indépendants.<sup>1)</sup>“

Und in bezug auf die Missionare sind die Engländer um so vorsichtiger, je mehr sie aus ihrer eigenen Praxis es wissen, wie so oft in den von ihnen erworbenen Kolonien der Missionar der Bahnbrecher für den nachfolgenden Diplomaten und General gewesen ist. Mit den Arabern ist jeder Verkehr jenen Herren abgeschnitten, nur den heidnischen Schilluks, rings um Fashoda, dürfen christliche Predigt und Unterricht angeboten werden.

Die gegenwärtige Regierung im ägyptischen Sudân muß demnach als eine absolute Militär-Diktatur charakterisiert werden.<sup>2)</sup>

Wer von den beiden Vertragsmächten bei der Handhabung dieser

---

<sup>1)</sup> Les Egyptiens par Kassem-Amin, pag. 277, Le Caire 1894.

<sup>2)</sup> Vergleiche Artikel IX des Vertrages v. 19. Januar 1899, welcher lautet:

„Until, and save so far\*as it shall be otherwise determined by Proclamation, the Sudan, with the exception of the town of Suakin, shall be and remain under martial law. —“

Und an dieser Tatsache wird wohl kaum etwas geändert durch die Erklärung Lord Cromers (pag. 78 der Reports of Egypt and the Soudan, 1903, London), bereits abgedruckt in der Note zu pag. 129 dieses Buches.



Regierung das entscheidende Wort zu sprechen hat, wird, nach dem Vorhergehenden, nicht mehr zweifelhaft sein.

Wenn Löwe und Maus sich in dem Geschäfte vereinigen, das Steueruder eines Schiffes zu lenken, so wird der Löwentatze Druck den Kurs des Fahrzeuges bestimmen und nicht der Fuß der Maus. Sie mag darob grollen; aber es wird ihr nichts anderes übrig bleiben, als zum harten Spiele zu lächeln, will sie das Leben fristen.

Das ist die heutige Lage Ägyptens im Sudân.

Es hat schon einmal im Laufe der neueren Geschichte solch ein Kondominium stattgefunden. Das war die gemeinsame Verwaltung der eroberten Provinzen von Schleswig-Holstein durch Preußen und Oestreich. Das baldige Ende dieses politischen Versuches war der Krieg zwischen den Verbündeten. Auch hier wäre Zündstoff genug zu einem solchen vorhanden, wären die Machtmittel, auf beiden Seiten, nicht so völlig ungleiche.

Während nun England im Sudân befiehlt, hat Ägypten zu zahlen. Und jährlich sind es 350 000 ägypt. Pfunde, welche das Mutterland Ägypten zu den Verwaltungskosten des Sudân beiträgt, während England nichts aufwendet, aber seinen Söhnen dafür die einträglichsten Stellen dort vorbehält.

Auf der anderen Seite muß hervorgehoben werden, daß diese Herren von ihrer Regierung verpflichtet sind, das Arabische zu erlernen, um direkt mit den Eingeborenen verkehren zu können; daß sie, in der Regel, auf die Wohltat des Familienlebens in jener Ferne verzichten, und in der Einsamkeit des Sudân vielen Entbehrungen sich zu unterwerfen haben.

Ihrer tatkräftigen Einwirkung ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß die Ordnung im ägyptischen Sudân überall wieder hergestellt ist, daß die Verkehrsmittel wohlgeordnete dort sind, und es möglich ist, zur Zeit jene weiten Strecken ohne alle Gefahr zu durchreisen, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann.

In dem durch die langen Kriege der Mahdia so entvölkerten Lande liegen Viehzucht, Ackerbau und Handel noch stark darnieder. Die eingeborenen Großhändler, welche in früherer Zeit, namentlich in Berber, die im Sudân aufgekauften reichen Rohprodukte stapelten, um sie dann nach Kairo zu verschiffen, sind in jenen langen Kriegen gestorben, oder verdorben. Europäische Großkaufleute halten sich zur Zeit noch ganz fern, und selbst in der Hauptstadt Chartûm sind Kapitalkraft, wie Unternehmungslust, noch sehr geringe.

Dagegen im Betriebe des Kleinhandels sind Griechen auf allen Plätzen des Sudân sehr zahlreich vertreten, und sie genießen seitens der Regierung eines ganz besonderen Wohlwollens! —

Lord Cromer urteilt über sie:

„Those remarkable commercial pioneers, the Greeks, of whom occasionally some hard things are said, but who on the whole

„do a great deal of good, have established themselves in every „considerable town.<sup>1)</sup>

Die Menschenleere im Sudân ist für den Reisenden noch sehr bemerkbar. Nur die Flußränder zeigen sich angebaut, und von Leuten bewohnt.

Doch ist England sehr tätig, jene alte Blüte des Landes zu wecken, welche einst Sir Samuel Baker zu schwärmenden Lobpreisungen begeisterte.

Die so wichtige Eisenbahnlinie Berber: Sauâkin ist englischerseits bereits in Angriff genommen und man hofft dieselbe im Jahre 1906 dem Betriebe zu übergeben.<sup>2)</sup> Sie wird dem Sudân eine schnelle und direkte Verbindung mit dem Roten Meere sichern; freilich aber auch einen großen Teil jenes Warenverkehrs ablenken, welcher bisher, nilabwärts sich ziehend, Ägypten zu Gute kam.

Man forscht eifrig im Sudân nach Steinkohlen, deren Auffindung, wie Lord Cromer sagt, dem Lande mehr Nutzen bringen würde, als die Auffindung von Gold.

Das neugegründete Gordon-College zu Chartûm soll eine Bildungsstätte werden ausschließlich für junge Sudâner. Mit ihnen, als mit den Kindern des Landes, gedenkt man später die subalternen Posten in der Armee, wie im Zivildienste, zu besetzen, um dann wohl die ägyptischen Hilfskräfte hier ganz ausschließen zu können.

So sind an verschiedenen Stellen fruchtbare Keime für eine gedeihliche Entwicklung des Landes gelegt worden.

Die eigentümliche Gestaltung dieser, zur Zeit geltenden, gemischten Regierungsform im Sudân war wohl nur eine Folge der Machtstellung, welche England im Mutterlande Ägypten selbst sich zu erringen gewußt hatte.

Hier, nach der Niederwerfung Arabis in der Schlacht bei Tell-el-kebir, und nach der Besetzung der Zitadelle von Kairo hätte die britische Regierung vielleicht schon sofort sich als unumschränkte Herrin Ägyptens erklärt, wenn nicht, abgesehen von dem zu fürchtenden Widerspruche der europäischen Großmächte, damit auch die Pflicht verbunden gewesen wäre, die Staatsschuld des Landes, in Höhe von £ 87 Millionen, zu übernehmen. So war es denn nach allen Seiten bequemer, die Form eines „Protektorates“ zu wählen, obwohl in den diplomatischen Aktenstücken Englands dieser Ausdruck geflissentlich vermieden wird. Man ließ der aktuellen Regierung, neben ihren Schulden, einen Schein der Selbständigkeit; in Wirklichkeit aber lenkt England am Nile jetzt die Staatsgeschäfte.

Englands Staatsmänner haben zwar wiederholt versichert, daß dieses hier eingerichtete System nur auf Zeit, nicht für immer, bestehen solle;

---

<sup>1)</sup> Rede Lord Cromers, gehalten in Chartûm, bei Gelegenheit des Banketts im Chartûm-Hôtel, am 27. Januar 1900.

<sup>2)</sup> pag. 83 der Reports etc. —

Schoenfeld, Erythräa.

nur so lange, bis Ägypten, unter der erziehenden Hand Englands, dahin gekommen sein werde, ein zuverlässiger Wächter an dem so wichtigen Kanal-Ufer zu sein.

Allein, die Welt will an diese uneigennützigte Erzieherrolle Englands nicht so recht glauben. Man zweifelt, daß die Zeit je kommen werde, wo England aus eigenem Antriebe die Erklärung abgeben sollte: „Ich überlasse einem wiedergeborenen Ägypten fortan die eigene Entscheidung über sein Schicksal“! —

Und ein englischer Historiker stellt sich unumwunden auf die Seite der Zweifler. Er sagt:

„If the work was left in the hands of native officials, not „subject to British authority, the old abuses would revive at once.“<sup>1)</sup>

Es hängt ja die Gestaltung der ägyptischen Frage eng zusammen mit der Verteilung des europäischen Einflusses über die gesamte Nordküste Afrikas.<sup>2)</sup>

Die Barbaresken-Staaten, welche ehemals den Südrand des mittelländischen Meeres inne hatten, und den größten Teil seiner Wasserfläche mit ihren Korsarenschiffen beherrschten, sind im Verschwinden begriffen. Algerien befindet sich ganz in Frankreichs Händen. Tunesien zeigt uns die völlig machtlose Regierung des Bey unter Frankreichs, ihm aufgenötigtem, Protektorate.

Auf Marokkos östlicher Grenze sucht Frankreich eifrig nach einer Einfallspforte, um gelegentlich auch den Besitz dieses Landes sich zu sichern, dabei eifersüchtig von Spanien überwacht.

Tripolitanien, ein türkisches Wilajet, wird offen begehrt von Italien.

So bleibt von dem Gesamtstreifen der afrikanischen Nordküste übrig nur noch Ägypten.

Wir müßten uns sehr wundern, wenn die europäische Hand, welche bereits darauf sich legte, nicht eine festzugreifende würde; zumal der Grundsatz aufgestellt worden ist, daß dem Besitzer der Küste auch das entsprechende Hinterland gebühre, bis hinein in das Herz des Weltteiles.

Dieses Hinterland Ägyptens ist aber der ägyptische Sudân, hinaufreichend bis zu den Quellen des Weißen Nils. Von hier aus sucht die britische Regierung die Verbindung mit ihren Kolonien am Cap der Guten Hoffnung. Die Schaffung eines Verkehrsweges von diesem Punkte aus, reichend bis zu den Mündungen des Nils, ist ein politischer und kommerzieller Traum Englands! —

Wird er sich erfüllen? —

Ein Hindernis könnte ihm entstehen in der Massenerhebung des

---

<sup>1)</sup> Edw. Dicey: „The story of the Khedivate“, pag. 525. — London 1902. —

<sup>2)</sup> Es braucht hier nur erinnert zu werden an den, unlängst abgeschlossenen, französisch-englischen Vertrag, bezüglich Marokkos und Ägyptens.

mohammedanischen Geistes in Afrika gegen solche europäische Umstrickung.<sup>1)</sup>

Die Staaten des Islâm befinden sich heute im Zustande der Schwäche. Auf eine, viele Jahrhunderte umfassende, glänzende Geschichte, welche, nicht minder durch die Pflege der Wissenschaften, wie durch Waffenerfolge, sie damals an die Spitze auch der abendländischen Völkerfamilie stellte, ist eine Zeit des Niederganges gefolgt.

Der Grund für solchen Niedergang ist zu suchen in einem inneren Umwandlungs-Prozesse dieser orientalischen Völker, wachgerufen durch den, von Europa aus auf sie eindringenden, Skeptizismus.

Die Neigung, europäische Kulturelemente in sich aufzunehmen, begann dort und verstärkte sich mit dem wachsenden Übergewichte unserer Industrie, unseres Handels, unserer Erfindungen, unserer Finanzwirtschaft, unseres sich ausbreitenden Weltverkehrs.

Doch, es haben überwundene Völker, nach dem Zeugnisse der Geschichte, von ihren Siegern selten zuerst ihre Tugenden angenommen, sondern zunächst ihre Fehler.

Auch die islamitische Völkerfamilie unterlag diesem Geschick.

Man entnahm der von Westen her kommenden Kultur, was der Eitelkeit und dem Wohlleben, der Sinnlichkeit und der Zerstreuung, der Zweideutigkeit und der Verschwendungssucht diente; nicht aber eignete man sich an den Kern unserer Bildung, als, das ernste und gründliche Forschen nach Wahrheit, den Fleiß einer anhaltenden und unermüdlichen Arbeit, die gewissenhafte Treue im Kleinen, wie im Großen, und besonders nicht eine unbestechliche Handhabung des Rechtes.

So vollzog sich denn ein Assimilations-Prozeß, der auf halbem Wege stehen blieb, der, indem er von den Fremdlingen das Nachtheilige und das

---

<sup>1)</sup> Durch die übereinstimmende Darstellung der Missionare, welche im Oriente arbeiten, wird folgende Tatsache bekundet:

„Es regt sich der Mohammedanismus gegenwärtig gewaltig, um dem Einflusse des Christentums entgegenzuarbeiten.“ —

Bericht über die „Basler Festwoche“ in der No. 30 des Jahrg. 1904 des „Christen-Boten.“ Stuttgart. —

Diesem Zeugnisse ist noch folgendes hinzuzufügen! — Die gegenwärtig im Bau begriffene und bereits bis Maan fertiggestellte, „Hedschas-Bahn“, welche, in einer Entfernung von ca. 1700 Kilometern, Damaskus mit Mekka zu verbinden hat, und zu deren Kosten die gesamte, an den Propheten glaubende, Welt bis tief nach Indien hinein, und zwar mit der größten Begeisterung, beiträgt, soll in der Hauptsache den Pilgertransporten nach Mekka dienen. Sie ist also, vor allem, ein religiöses Unternehmen. Nach ihrer auf das Jahr 1912 angesetzten Vollendung wird sie, ohne Frage, sehr erheblich zur Stärkung des Islâm beitragen. Diese Erwartung bestätigen auch öffentliche Stimmen aus der mohammedanischen Welt, wie z. B. die Äußerung eines ägyptischen Journals, welches sagt: „Diese Bahn nach Mekka hin bedeutet für die religiöse Welt des Islâm ganz dasselbe, was der Suëz-Kanal bedeutet für die Welt des ökonomischen Verkehrs“! —



Zersetzende aufnahm, in demselben Grade auch die alten, einfachen, praktischen Grundsätze der väterlich ererbten Religion zu zerstören begann, ohne dafür einen sittlichen Ersatz zu bieten. Denn der innere, ernste Geist unserer europäisch-christlichen Kultur, der den Völkern des Westens ihren Aufschwung gab, ist in seiner aufbauenden Kraft von diesen Orientalen teils nicht erkannt, teils nicht erfaßt worden.

Und, wenn sie ihn mit gesundem Verständnisse erfaßt hätten, so kommt es doch, in der Folge, sehr an auf die richtige Weise der inneren Verarbeitung.

Zwischen dem Annehmen und dem Aufnehmen einer Sache liegt eine weite Kluft! —

Aufnehmen etwas Fremdes heißt, in befruchtender Weise das Neue mit dem bewährten Alten verknüpfen; dieses Alte ergänzen und bereichern.

Denn das Eigene, dieses innere Sein, das historisch von den Vätern her Überlieferte darf ein Volk niemals preisgeben, will es sich nicht selbst verlieren.

Jene Verschmelzung ist ein mühsamer, aber lohnender Prozeß! — An die Stelle der trügerischen Einbildung, welche mit dem wohlfeilen Firnisse bisher sich begnügte, tritt dann hervor ein, der Volksseele entsprossener und darum gesunder, Kraft und Segen mit sich bringender, Fortschritt! —

Es eröffnet sich demnach für die orientalische Welt jetzt nur ein doppelter Ausweg, um aus diesem Zustande der gegenwärtigen Entkräftung zu kommen.

Entweder man entschließt sich zur Aufnahme der ganzen und der gediegenen, nicht aber der halben und der oberflächlichen, Kultur Europas, oder man bricht mit jener bisherigen Halbheit, und kehrt, unter Ablehnung alles Fremden, zu den einfachen, gesunden, dem Wesen der Orientalen so entsprechenden, Prinzipien des Islâm zurück, auf welchen einst die sieghafte Kraft seines ersten Auftretens in der Weltgeschichte beruhte.

Daß für das Einschlagen dieser letzteren Richtung eine starke Stimmung in der mohammedanischen Welt vorhanden ist, beweist der laute Ruf nach einem religiösen Reformator (Mahdi), und das sich wiederholende Auftreten eines solchen gerade in unseren Tagen. Ein Reformator, in dem der Geist Gottes wohnt; welcher der Väter Religion und Sitte von den eingedrungenen, fremden Einflüssen reinigt, und, mit dem alten, einfachen Glauben, auch die Kraft zu den früheren Siegen zurückbringt.

Daß man in der islamitischen Welt der Überzeugung lebt, die Stärke zu dieser inneren Erneuerung noch sehr wohl zu besitzen, beweist die Äußerung eines ihrer modernen Schriftsteller:

„L'islam, qui a représenté longtemps la puissance et la lumière

„dans le monde entier, possède encore assez de réserves d'intel-  
„lectualité et de grandeur morale, pour renouer les anneaux de la  
„chaîne brisée et pour rallumer les flambeaux éteints.<sup>1)</sup>

Der Halbmond, das Symbol des Islâm, kann ja beides bedeuten, einen  
abnehmenden und einen zunehmenden Mond. Die Geschichte der Zukunft  
wird es lehren, welche von diesen beiden Deutungen die berechtigte ist? —

---

<sup>1)</sup> Les Égyptiens, réponse a. m. le duc d'Harcourt par Kassem-Amin, Conseiller à la  
cour d'appel du Caire, pag. 271. Le Caire, 1894.









21. JULI 1930.

21. SEP. 1935

23 NOV. 1935

5 NOV. 1940

23 MAI 1944

25. JUNI 1947







GETTY RESEARCH INSTITUTE



3 3125 01045 6909



